

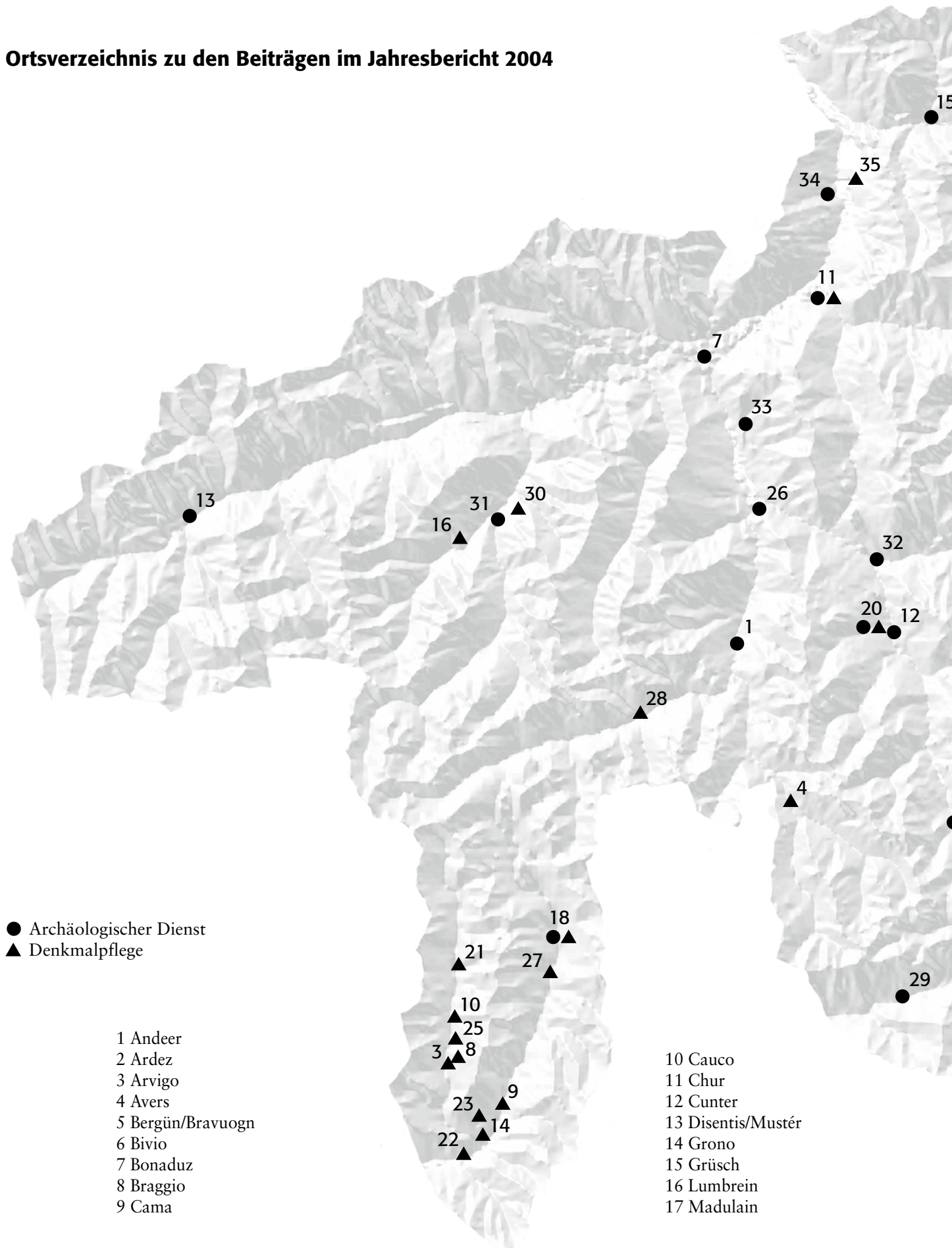
Archäologischer Dienst Graubünden Denkmalpflege Graubünden

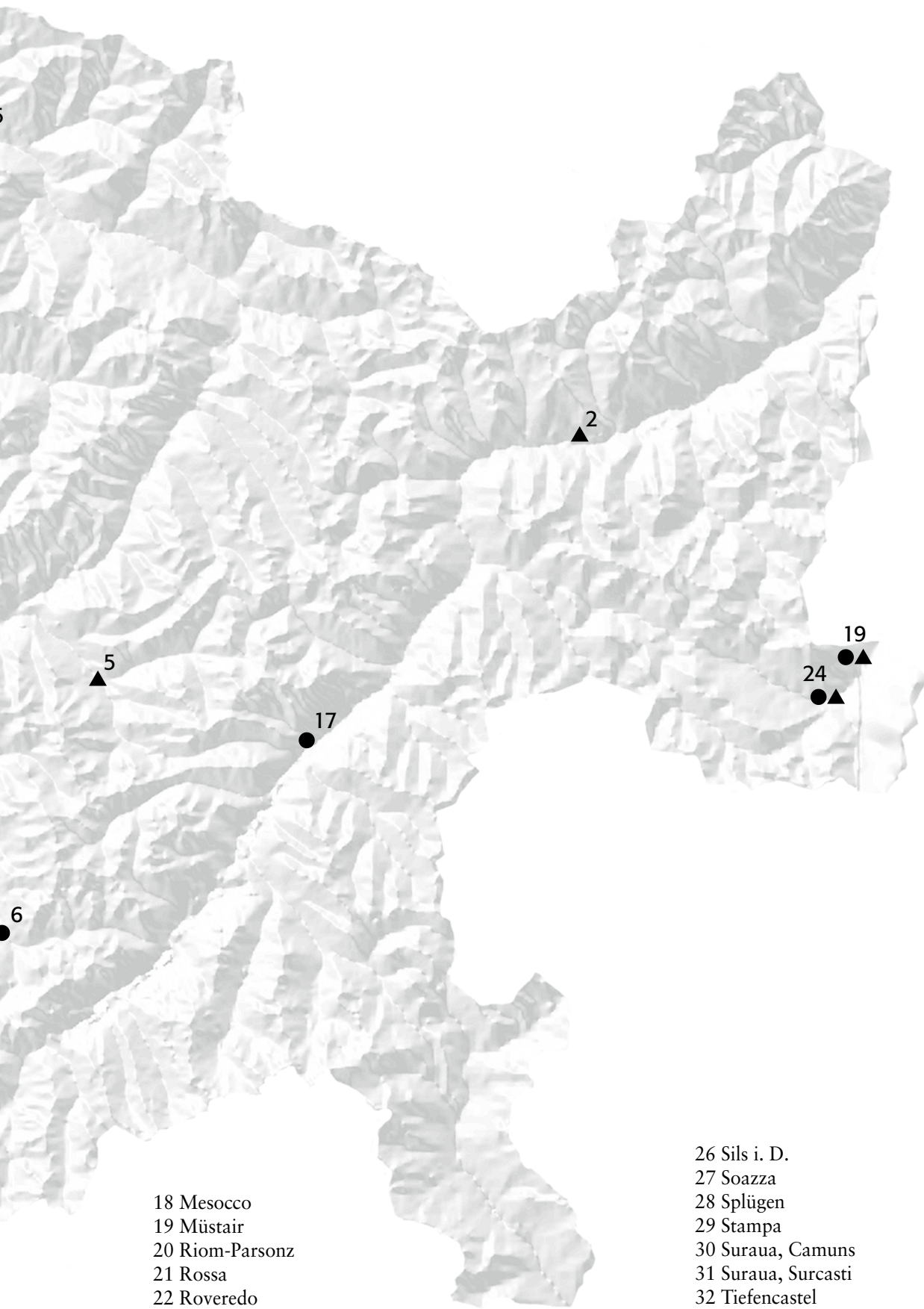
Jahresberichte



2004

Ortsverzeichnis zu den Beiträgen im Jahresbericht 2004





- 18 Mesocco
- 19 Müstair
- 20 Riom-Parsonz
- 21 Rossa
- 22 Roveredo
- 23 Sta. Maria i. C.
- 24 Sta. Maria V. M.
- 25 Selma

- 26 Sils i. D.
- 27 Soazza
- 28 Splügen
- 29 Stampa
- 30 Suraua, Camuns
- 31 Suraua, Surcasti
- 32 Tiefencastel
- 33 Tumegl/Tomils
- 34 Untervaz
- 35 Zizers

2004

**Jahresberichte des Archäologischen
Dienstes Graubünden und
der Denkmalpflege Graubünden**

Titelbild

Sta. Maria i. C., Ospizio Nr. 1 A.
Dachaufsicht.

Impressum

Herausgeber
ADG/DPG

Lektorat und Redaktion
Jb DPG: Ludmila Seifert-Uherkovich, Chur
Jb ADG: Gaudenz Hartmann, Hans Seifert, Mathias Seifert (ADG)

Gestaltung, Satz und Lithos
Gaudenz Hartmann (ADG)

Belichtung und Druck
Südostschweiz Print AG, Chur

© bei ADG/DPG und den Autoren,
Haldenstein/Chur 2005

ISBN 3-9521836-6-0

Inhalt

Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden

Urs Clavadetscher	Vorwort	8
Urs Clavadetscher	Überblick über die Tätigkeiten des Archäologischen Dienstes Graubünden im Jahre 2004	10
Jürg Goll, Josef Ackermann, Cordula M. Kessler, Sophie Wolf, Hans Rudolf Sennhauser, Katrín Roth-Rubi, Michael Wolf	Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann	19
Jürg Rageth	Weitere römische Militaria-Funde aus dem Oberhalbstein	36
Jürg Goll, Hans Peter Schreich- Stuppan	Sta. Maria V. M., evangelische Kirche: Sanierung des Friedhofes	51
Walter Studer	Chur, Kirche St. Stephan: Bericht zum Forschungsstand und seiner Darstellung im Modell	58
Walter Studer	Disentis/Mustér, Kloster St. Martin: Die älteste materiell fassbare Koimesis-Darstellung der Welt	64
	Kurzberichte	80
	Abbildungsnachweis	180
	Abkürzungen	181
	Adressen der Dienststellen/AutorInnen	182

Inhalt

Jahresbericht der Denkmalpflege Graubünden

Hans Rutishauser	Vorwort	100
Hans Rutishauser	Nachruf Anni Disch	103
Marc Antoni Nay	Überblick über die Tätigkeiten der Denkmalpflege Graubünden im Jahre 2004	104
Hans Rutishauser	Müstair, Kloster St. Johann: Eine neue Dachhaut auf der Klosterkirche	112
Ivano Rampa, Hans Rutishauser	Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur: Das hochgotische Kreuzigungsbild an der Ostaussewand des Altarhauses	119
Marc Antoni Nay	Zur Restaurierung der Kapelle St. Bartholomäus in Riom-Parsonz, Salaschings	131
René Egert, Hans Rutishauser	Suraua, Camuns, katholische Pfarrkirche: Zur Restaurierung einer Gipsfigur der Muttergottes aus der Zeit um 1900	138
Augustin Carigiet, Mathias Seifert	Splügen, Ruine «Zur Burg»	142
Peter Mattli	Das Dach, die fünfte Fassade des Hauses: Zur Erhaltung der Steinplattendächer im Misox und im Calanacatal	150
Peter Mattli	Avers, Madris, Wohnhaus Nr. 163: Die «museale» Erhaltung eines Bauernhauses	158
Heike Buchmann	Das «Kurhaus Bergün»: Zur Restaurierung eines historischen Hauses	164
	Kurzberichte	169
Marc Antoni Nay	Das Gebäudeinventar: Ein neues Instrument für den Umgang mit historischen Bauten	174
	Abbildungsnachweis	180
	Abkürzungen	181
	Adressen der Dienststellen/AutorInnen	182

Vorwort

Das Jahr 2004 wird als jenes in die Geschichte des ADG eingehen, in dem wider Erwarten ausser den «gesetzten» Grabungen keine unvorhergesehenen Untersuchungen von grösserem Ausmass und längerer Dauer unser Team von Ausgräbern, Technikern und Wissenschaftlern gefordert hat. Umso grösser ist in diesem Jahr der Aufwand für Begehungen, Überwachungen und Kurzeinsätze gewesen. Obwohl bei diesen archäologischen Begleitgängen nie oder höchst selten ausserordentliche Befunde oder Objekte dokumentiert bzw. geborgen werden können, und obwohl für den Laien das Verhältnis von Aufwand und Ertrag – sofern man diesen an der Fundmenge messen will – sehr unausgewogen ist, sind diese Einsätze dennoch von grossem Wert. Der negative Nachweis von archäologischen Spuren in Baugruben und auf geplanten Strassentrassées ist nicht nur für die Raumplanung, sondern auch für die Archäologie von Bedeutung. Wenn wir eine Karte Graubündens zeichnen könnten, auf der alle untersuchten Orte, also auch jene ohne archäologische Spuren, eingetragen sind, liesse sich ein Besiedlungsraster für einzelne Epochen sehr genau bestimmen. Dass wir dieses Ziel je erreichen werden, ist schon deshalb illusorisch, weil wir bei der Grösse unseres Kantons nicht über die Mittel für eine flächendeckende Überwachung verfügen. Der Anteil von archäologisch relevanten Fundstellen, die wir pro Jahr erfassen, ist zwar nicht unbedeutend, ein grosser Teil geht aber ohne Kenntnisnahme unsererseits verloren. Wie reich und dicht gestreut das archäologische Erbe in unserem Kanton ist, belegen die ausserordentlichen und überraschenden Funde, die an allen möglichen Orten von Privatpersonen mit dem Metallsuchgerät geortet werden und von denen

wir bei einer grossen Dunkelziffer in wenigen Fällen doch Kenntnis erhalten. Dass wir der willkürlichen Schatzgräberei von Sondengängern ablehnend gegenüber stehen, ja diese von Gesetzes wegen in keiner Weise dulden können und auch entsprechend dagegen vorgehen, sei an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben. Es geht schon im Sinne des Allgemeinverständnisses von der Wahrung des Kulturerbes nicht an, dass unser Kanton auf der Suche nach wertvollen Gegenständen wie ein Emmentaler Käse durchlöchert wird. Dass neben Sammelleidenschaft häufig auch gewerbmässige Interessen – Stichwort Antiquitätenhandel – eine Rolle spielen, sei hier nur am Rande vermerkt. Dass bei diesen rücksichtslosen und von Eigennutz geprägten «Raubzügen» zum Teil einzigartige Befunde zerstört und Objekte aus dem Zusammenhang eines Fundortes gerissen werden, ist besagten Personen bei ihren kriminellen Handlungen meist bewusst. Dass eine konstruktive Zusammenarbeit mit Sondengängern möglich ist, wenn sie in Bahnen gelenkt, begleitet und kontrolliert wird, lässt sich mit dem Beispiel von Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, Roland Müller, Trimmis, und Hansruedi Schaffner, Möhlin AG, die in ihrer Freizeit nach Absprache mit dem ADG gezielt projektierte Baustellen und aus aktuellem Anlass interessierende Gebiete systematisch absuchen, mit aller Deutlichkeit aufzeigen. Von Schatzgräberei kann in diesen Fällen nicht die Rede sein. Die Plätze und Fundpunkte werden von diesen drei Personen so vermessen und dokumentiert, wie dies beim ADG üblich ist. Diese, von gezielten Fragestellungen ausgehende Zusammenarbeit hat im letzten Jahr bereits Resultate gezeitigt, die über die Landsgrenze hinaus für Schlagzeilen gesorgt

und einen neuen Blickwinkel auf die römische Eroberung unseres Gebietes eröffnet haben. Diese Nachrichten haben auch bewirkt, dass weitere bedeutende Funde dieser Epoche, die ohne unser Wissen gehoben worden waren, in den rechtmässigen Besitz des Kantons Graubünden gelangten. Trotz dieser Erfolgsgeschichte ist darauf hinzuweisen, dass Fundbergungen dieser Art niemals an die Stelle von sorgfältigen archäologischen Untersuchungen treten dürfen, zu welchen nur unsere bestens geschulten Fachleute befähigt sind. Es gibt aber auch Personen, die unser volles Vertrauen besitzen und die über Jahre hinweg historisch bedeutende Stätten in ihrer Freizeit akri-

bisch absuchen, massgenaue Karten und Pläne erstellen und die Funde und Fakten in vorbildlicher Weise archivieren. Martin Schreiber aus Domat/Ems möchte ich an dieser Stelle besonders hervorheben. 1981 hat er sich mit Einverständnis des ADG zum Ziel gesetzt, die mittelalterlichen und neuzeitlichen Bergwerke im S-charl-Tal aufzuspüren und zu inventarisieren. Das Resultat seiner jahrelangen, unter teils schwierigen Bedingungen vorgenommenen Forschungen konnte er 2004 in Buchform einer breiten Öffentlichkeit präsentieren. Ausdruck unseres Dankes und unserer Gratulation war die von Jürg Rageth verfasste Laudatio an der Buchvernissage.

Überblick über die Tätigkeiten des Archäologischen Dienstes Graubünden im Jahre 2004

Die archäologischen Untersuchungen

Am meisten personelle Kräfte bündelten in diesem Jahr die bereits längere Zeit laufenden Grabungen in und bei der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur, in der Burganlage Hohenrätien in Sils i. D., in der Kirchenanlage Sogn Murezi von Tumegl/Tomils und im Kloster St. Johann in Müstair. Entgegen unserer Ankündigung im letzten Jahresbericht konnten die archäologischen Untersuchungen in Untervaz, Haselboden, im Herbst dieses Jahres nicht in einer letzten Etappe zu Ende geführt werden. Der Abbau des Kalksteinfelsens Haselbodenkopf durch das Zementwerk Untervaz war noch nicht so weit fortgeschritten, dass eine gefahrlose und sorgfältige Ausgrabung der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Siedlungsreste in der Haselbodensenke möglich gewesen und von der Werkleitung bewilligt worden wäre. Beim Schreiben dieser Zeilen wurde uns mitgeteilt, dass die Planung auch für das Jahr 2005 weder Zeit noch Raum für diese Untersuchungen lasse. Aufgrund dieser Ausgangslage werden wir diese Fundstelle in unserem Rechenschaftsbericht erst wieder aufführen, wenn die Grabung auch stattgefunden hat. Bereits im Vorwort habe ich darauf hinge-

wiesen, dass die Veröffentlichung der römischen Militaria-Funde aus dem Oberhalbstein zu einer «Kettenreaktion» geführt hat, die uns weitere Waffenfunde dieser Zeit bescherte (Abb. 1). Auch wenn wir über die Fundumstände alles andere als glücklich sind, so sind die Objekte doch so bedeutend, dass sie eine sorgfältige und umfassende Publikation rechtfertigen (Seiten 36-50). Was meiner Ansicht noch nicht abschliessend geklärt ist und auch weiterhin einer kritischen Erörterung bedarf, sind die Umstände, die zum Verlust der Waffen und Geräte führten. Waren es tatsächlich Kampfhandlungen? Fokussiert sich unser Blick nicht zu stark auf die Verwendung dieser Geräte im militärischen Kampf? Zu diesen Fragen werden nicht nur innerhalb des ADG intensive Diskussionen geführt, auch Fachleute aus der ganzen Schweiz und dem deutschen Raum beleben mit Vorschlägen und Einwänden die Gesprächsrunde.

Hin und wieder gelangen durch Zufall Funde zu uns, die vor Jahren oder Jahrzehnten bei Bauarbeiten, Spaziergängen oder Bergtouren entdeckt und von den Findern zu Hause aufbewahrt worden sind. Während der Grabungen in Mesocco, Benabbia, wurden die Untersuchungen von der Bevölkerung mit Interesse verfolgt. Ein Bewohner von Mesocco, Giancarlo Bernhard, erinnerte sich dabei an seine Sammlung archäologischer Funde, die er dem örtlichen Grabungsleiter in verdankenswerter Weise überliess. Auch die Meldung solcher Altfunde ist für uns von Bedeutung, da sie als wichtige Mosaiksteine unser historisches Bild einer Gemeinde oder einer Region ergänzen. In der Öffentlichkeit wird nur wenig wahrgenommen, dass wir nicht nur den Boden als Archiv benutzen, sondern auch gra-

Abb. 1: Bivio, Nähe Septimerpass. Die geringe Grösse der römischen Schleuderschosse aus Blei täuscht über ihre tödliche Wirkung hinweg.



bungsbegleitend die bestehenden Schriftarchive des Staatsarchivs Graubünden, des bischöflichen Archivs und des Stadtarchivs Chur nach archäologisch relevanten Hinweisen durchforsten. In routinierter und akribischer Weise hat Béatrice Keller in diesem Jahr nach Hinweisen zu Bauvorgängen in der und um die Kathedrale gesucht. In Zusammenhang mit der Projektplanung «Chur, Sand» hat sie Aufzeichnungen und Pläne zum «Haus Münz» gesammelt. Der Neubau der Graubündner Kantonalbank führte sie «zum staubigen Hüetli» an der Poststrasse, dem legendären Tatort der Ermordung von Jörg Jenatsch. Die Aufarbeitung und Publikationsvorbereitung zu den Grabungen in Castiel, Carschlingg, schliesslich machten eine Bestandesaufnahme und Deutung der Flurnamen nötig.

Begehungen, Bauüberwachungen und kleinere Untersuchungen haben an folgenden Orten stattgefunden:

Andeer, Bärenburg, Arsiert; Andeer, Bärenburg, Val Pardi; Bivio, Septimerpass; Bonaduz, Crest Aulta; Bonaduz, östlich Campagna; Brienz/Brinzauls, Burgruine Belfort; Chur, Poststrasse Nr. 10; Chur, Kreisel Gäugeli; Chur, Hof Nr. 9; Chur, Weststrasse Nr. 4; Churwalden, Kloster St. Maria; Cunter, Burvagn; Degen, Kirche Mariä Himmelfahrt; Fläsch, Burgruine Grafenberg (Mörderburg); Fläsch, St. Luziensteig, Kaserne; Fürstenu, Parzelle Nr. 124; Grösch, Parzelle Nr. 159; Haldenstein, Parzelle Nr. 400; Küblis, Mutta; Lavin, Gonda, Haus Nr. 2; La Punt-Chamuesch, Funtauna Merla; Madulain, Plaun Grand; Mesocco, Anzone; Mesocco, Benabbia; Mesocco, Castello di Mesocco; Mesocco, San Bernardino, Kirche San Sebastiano; Mon, Kirche St. Cosmas und Damian; Poschiavo, Casa

Tomé; Pratval, Parzelle Nr. 6; Ramosch, Burgruine Tschanüff; Roveredo, Kirche S. Antonio Abbate; Sta. Maria i. M., evangelische Kirche; St. Moritz, Tschavaretschas; Salouf, Erschliessungsleitungen Stall Giorgio Battaglia; Samedan, Kirche St. Peter; Scuol, Kapelle S. Jon; Sevgein, Haus Nr. 25/25A; Splügen, Herberge Weisses Kreuz; Stampa, Maloja, Malögin; Susch, Surpunt; Suraua, Surcasti, Kirche Sogn Luregn; Tinizong-Rona, Kantonsstrasse; Trimmis, Schlössli; Trin, Burganlage Sogn Parcazi; Tschlin, oberhalb S-chadatsch; Tujetsch, Burgruine Pontaningen; Untervaz, Falle; Untervaz, Kiesgrube; Untervaz, Kirche St. Laurentius; Zillis-Reischen, Kirche St. Martin; Zuoz, Chastlatsch; Zuoz, Hotel «Chasté».

Mitarbeiterspiegel

Festangestellte MitarbeiterInnen

Kantonsarchäologe: Urs Clavadetscher
Sekretariat: Edith Buchmann, Alfred Zwick
Wissenschaftliche MitarbeiterInnen:

Béatrice Keller, Jürg Rageth

Ausgrabungstechniker: Augustin Carigiet,
Arthur Gredig, Manuel Janosa, Alfred

Liver, Hans Seifert

Zeichnerin/Fotografin: Iris Derungs

Zeichner: Gaudenz Hartmann, Jürg Spadin

Spezialarbeiter: Gianni Perissinotto, Carlo
Troianiello

Power User: Arthur Gredig

Temporäre MitarbeiterInnen

Dendrolabor: Mathias Seifert

Fotoarchiv: Ruth Willi

Fundverarbeitung: Ladina Steinmann

FacharbeiterInnen: Mario Clavadetscher,
Abdelilah El-Abbassi, Heinz-Peter Jenny,
Brida Locher-Pally, Rosmarie Schütz,

Barbara Vitoriano

Wissenschaftliche Mitarbeiter: Bruno Caduff, Mathias Seifert
ZeichnerInnen: Philip Bosshard, Claudio Caprez, Marco Gurt, Anita Hugentobler, Ursula Morell, Soňa Rexová

Praktikantin: Corina Clavadetscher

SchnupperstiftInnen: Daniel Kleis, Michael Röschmann, Stefanie Trefzer

Als Ausgrabungsmitarbeiter leisteten folgende Herren ihren Zivildienst beim ADG: Duri Camenisch, Tobias Herren, Patrick Marthy, Alexandre Müller, Johannes Andreas Risch, Julian Trachsel, Samuel Vyletal

Ausgrabung Müstair, Kloster St. Johann: Werner Fallet, Jürg Goll, Erich Tscholl

Ich danke allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihre engagierte und kompetente Arbeit.

Datenerfassung und Datenarchivierung

Veränderungen im allgemeinen EDV-Bereich:

Vorwiegend finanzielle Gründe führten dazu, dass der Wunsch nach einer schnellen Datenleitung nach Chur nicht realisiert werden konnte. Mitentscheidend hierzu waren auch Unklarheiten hinsichtlich der angestrebten räumlichen Veränderungen im Zuge des Ämterumbaus im Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartement (EKUD). Mittelfristig wurde das Problem der ungenügenden Rechen- und Speicherkapazität durch den Ersatz des seit 1998 ununterbrochen laufenden, lokalen Servers ersetzt. Gleichzeitig damit erfolgte die Mi-

gration ins Active Directory des Kantons und damit auch die Aufhebung der Amtsdomäne. Kurz vor Weihnachten 2003 wurde der Datenserver installiert, die Daten übernommen und sämtliche Arbeitsstationen angepasst. Dank der guten Zusammenarbeit zwischen dem Amt für Informatik (AfI), der Firma DesKo, Chur, und den ADG-Verantwortlichen gelang der Umbau in sehr kurzer Zeit. Das Netz stand nur weniger als einen halben Tag lang nicht zur Verfügung.

Der EDV-Zuständige des ADG der letzten Jahre arbeitete in einer Projektgruppe EDV im Amt für Kultur (AfK) mit, welche die EDV-Strukturen Amts-intern harmonisierte und standardisierte. Er nahm an 12 Sitzungen teil. In Folge der Arbeit der Projektgruppe werden auch im Ressort die Aufgaben im EDV-Bereich neu organisiert.

Datenbankbereich:

Das Beschaffungsprojekt ISAD, (Informationssystem Archäologie und Denkmalpflege) fand Ende 2004 endlich seinen Abschluss. Gegenüber dem ursprünglichen Vorhaben konnte der Bereich Denkmalpflege nicht realisiert werden. Mittels eines Vergleiches zwischen den Kantonen Thurgau als Anbieter des Systems und Graubünden als Kunde wurde der Denkmalpflege teil aus dem System ausgegliedert, die Verträge angepasst und damit die Voraussetzungen geschaffen, das Projekt abzuschliessen. Zu Dank verpflichtet sind wir in diesem Bereich dem Projektleiter Norbert Danuser, welcher es sozusagen im Nebenamt durch unermüdlichen Einsatz fertig brachte, das Projekt zur Zufriedenheit aller Beteiligten abschliessen zu können. Ebenso bedanken wir uns für die professionelle Projektbegleitung durch Fernando Caduff vom

Afl. Dank seiner Kompetenz und Ruhe war er uns immer ein verlässlicher, hilfreicher Ansprechpartner. Ebenso haben wir Leitung und Mitarbeitern des GIS-Kompetenzzentrums (Geographisches Informationssystem) zu danken. Sie pflegen einerseits unsere Datenbank und unterstützen uns hinsichtlich der GIS-Funktionalitäten mit ihrem Wissen.

Der Hauptgrund für die doch enormen Verzögerungen bei der Beschaffung lag darin, dass die Applikation während der Beschaffungsperiode modernisiert worden ist. Die Software-Programmierer hatten den Ressourcenbedarf dieses Unterfangens unterschätzt. Permanente Verzögerungen und Terminverschiebungen waren die Folge. Neben den negativen Auswirkungen für den ADG in Form von zeitlichen Verzögerungen soll schliesslich auch das Positive nicht unerwähnt bleiben: Die Applikation ist wesentlich bedienungsfreundlicher geworden. Durch die Migration der 16-Bit-Applikation auf 32 Bit können nun aus Windows gewohnte Funktionalitäten genutzt werden. Im Testbetrieb konnten wir «Kinderkrankheiten» der neuen Version ermitteln und damit mithelfen, dass eine stabile Version Mitte November installiert werden konnte. Ende November wurde eine einführende Schulung der ADG-MitarbeiterInnen durch den ARGE-SPATZ (Synergie-Projekt Archäologie Thurgau und Zürich) Angestellten Martin Mühlheim, Zürich, in Haldenstein durchgeführt. Damit sind die MitarbeiterInnen weitgehend gerüstet, zukünftig alle Grabungs- und Auswertungsdaten elektronisch zu erfassen. Die Überführung der analogen Archivdaten in die Datenbank kann damit ebenfalls organisiert werden. Hierzu wurden durch eine Arbeitsgruppe bereits Vorarbeiten in

Form von Analysen und einem Archivierungskonzept geleistet. Nachdem im GIS-Kompetenzzentrum im September Entschiede hinsichtlich des zukünftigen MapServices getroffen wurden, konnten wir die Realisierung des GIS-Teils im SPATZ, nämlich die kartografische Darstellung der Fundstellen und der Betriebstätigkeiten, initiieren. Im Verlaufe des Jahres 2005 sollten die Schnittstellen zwischen SPATZ und einer Bilddatenbank programmiert sein. Damit verfügt der ADG dann über ein umfassendes elektronisches Informationssystem.

Der Delegierte des ADG nahm an drei ARGE-SPATZ-Sitzungen teil. Die ARGE setzt sich aus den Delegierten jener Betriebe, welche dieselbe Software benutzen, zusammen. Das erklärte Ziel der ARGE ist die Pflege und Weiterentwicklung einer einheitlichen, standardisierten Software SPATZ. Damit soll gewährleistet werden, dass die Gesellschafter längerfristig über eine kostengünstige, auf ihre gemeinsamen Bedürfnisse abgestimmte Software verfügen.

Dendrolabor

Im Jahr 2004 wurden insgesamt 268 Holzproben dendrochronologisch untersucht. Das Labor war zur Hauptsache für die DPG und den ADG tätig. Verschiedene Gebäude, die im Rahmen eines Subventionsverfahrens begleitet wurden, sind bauarchäologisch und dendrochronologisch untersucht worden. Verkohlte oder dank Luftabschluss erhaltene Hölzer aus dem Zeitraum vom Neolithikum bis in die frühe Neuzeit konnten in Ausgrabungen geborgen werden. Eine Datierung gelang wegen der geringen Anzahl vorhandener Jahrringe nur in Einzelfällen. Eine grosse Herausforderung ist jeweils die Beprobung von Hölzern an Burgruinen.

Sind diese mit einem Gerüst versehen, sind die erhaltenen Balken ohne grösseren Aufwand zu erreichen. Stehen sie frei, ist eine Probenentnahme nur mit alpinistischen Hilfsmitteln möglich. So geschehen im Sommer 2004 am Hauptturm der Burganlage von Sils i. D., Hohenrätien (Abb. 2).

Unter den Aufträgen Dritter machten die Datierungen von Wohnbauten den grössten Teil aus. Nicht alltäglich war die Altersbestimmung von zwei Instrumenten (Laute, Violine) und einer Kommode.

Dendrochronologische Untersuchungen in Graubünden:

Ardez, Chesa Tuor; Celerina, Chesa Leoni; Fanas, Ludera; Guarda, Chesa Planta; Parpan, Alti Sagi; Ramosch, Vna, Haus Piz Tschütta; Safien, Tenna, evangelische Kirche; Salouf, Erschliessungsleitungen Stall Giorgio Battaglia; Samedan, Chesa Squerder; Samedan, Parzelle Nr. 1616; Schnaus, Alp Schnaus; Sevgein, Haus Nr. 25/25a; Sils i. D., Burganlage Hohenrätien; Silvaplana, Via Maistra 31; Trimmis, Schössli; Untervaz, Haselbodenkopf; Untervaz, Kiesgrube.

Aufträge Dritter

Alt St. Johann SG, Gasthaus Schäfli; Oberriet SG, Burgruine Blatten; Paspels, Instrumente Robert Grossmann; Schaan (FL), Empire-Kommode der Firma Deichmann AG; Sennwald SG, Rofisbach; Vättis SG, Alp Ebeni.

Kommissionen und Mitgliedschaften

Auch in diesem Geschäftsjahr vertrat der Schreibende als Kommissions-, Vorstandsmitglied oder Präsident die Interessen des

Inventars der Fundmünzen (IFS), des Schweizerischen Burgenvereins (SBV), der Denkmalpflege-Kommission des Fürstentums Liechtenstein und der Interkantonalen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung Anthropologischer Funde (IAG).

Als Mitglied des Stiftungsrates des Bergbaumuseums Davos, Wolfgang, nahm Jürg Rageth an einer Geschäftssitzung teil. Als Mitglied des Vereins Freunde des Bergbaus in Graubünden besuchte er die Jahrestagung in Filisur, Bellaluna.

Mathias Seifert war auch in diesem Jahr als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte (SGUF) tätig. Weiterhin nahm er als Vorstandsmitglied auch an den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz (AGUS) teil. Im Rahmen der Arbeitsgruppe zum Handwerkerkompetenzzentrum des Amtes für Kultur nahm er an fünf Sitzungen die Interessen des ADG wahr.

Alfred Liver amtierte weiterhin als Kassier im Vorstand der Vereinigung des archäologisch-technischen Grabungspersonals der Schweiz (VATG).

Arthur Gredig brachte an den Sitzungen der ARGE-SPATZ (Synergie-Projekt Archäologie Thurgau und Zürich) die Bedürfnisse des ADG ein.

Publikationen

- *Bundi Martin/Carigiet Augustin/Högl Lukas/Rageth Jürg*: Die Burgruinen Jörgenberg und Kropfenstein in Waltensburg. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern 2004.
- *Büntgen Ulf/Esper Jan/Frank David/Treydte Kerstin/Schmidhalter Martin/Ni-*

Abb. 2: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Mathias Seifert bei der Holzprobenentnahme für die dendrochronologische Datierung.



- colussi Kurt/Seifert Mathias*: The effect of power transformation on RCS – evidence from three millennial-length alpine chronologies. In: Gärtner et al. (Hrsg.) Proceedings volume. International conference tree rings in archaeology, climatology and ecology, April 22-24, 2004, Birmensdorf, Switzerland. Environment, Jülich, 141-149.
- *Keller Béatrice*: Buchbesprechung: Hans Rudolf Sennhauser (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpenraum, 2 Bde., München 2003, in: BM 5/2004, 437-440.
 - *Rageth Jürg*: Römische Fundstellen Graubündens, Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur, Chur 2004.
 - *Rageth Jürg*: Dall'età del Bronzo all'età del Ferro nei Grigioni. In: Marzatico Franco/ Gleirscher Paul (Hrsg.), Guerrieri, Principi ed Eroi, Trento 2004, 341-347.
 - *Rageth Jürg*: Bergbau und Handel in Graubünden in urgeschichtlicher Zeit, Bündner Kalender 2004, Chur.
 - *Rageth Jürg*: Buchbesprechung René Wyss, Die bronzezeitliche Hügelsiedlung Cresta bei Cazis, Ergebnisse der Grabungen von 1943 bis 1970. Band 1. Zürich. BM 2004, 105-109.
 - *Rageth Jürg*: Buchbesprechung Marleen Martens/Guy de Boe (Hrsg.) Roman Mithraism: the Evidence of the Small Finds (Archäologie in Vlaanderen, Monographie 4, Brüssel 2004). ZAK 61, 2004, 184-186.
 - *Seifert Mathias*: Dendrochronologie, ein Schlüssel zur Vergangenheit. Terra Grischuna 2, 2004, 37.
 - *Seifert Mathias*: Schellenberg-Borscht IV. Ein prähistorischer Siedlungsplatz im Fürstentum Liechtenstein. Die Funde aus Hirschgeweih, Knochen, Felsgestein, Silex und Bergkristall. Triesen 2004.
 - *Seifert Mathias*: Poschiavo, Casa Tomé. Un gioiello architettonico nel cuore del Borgo. Bollettino della Società Storica Val Poschiavo, Anno 8, Aprile 2004, 13-21.
 - *Steinmann Ladina*: Ein Blick in die Vergangenheit. Rhiiblatt Nr. 29 vom 16.7.04, 10f.

Weiterbildung

Vom Kursangebot des Personal- und Organisationsamtes (POA) ist auch in diesem Jahr ein Führungsseminar belegt worden. Praxisorientierte Kurse der Vereinigung des archäologisch-technischen Grabungspersonals der Schweiz (VATG) wurden von verschiedenen Mitarbeitern frequentiert.

Jürg Spadin, seit 1998 als Grabungszeichner beim ADG tätig, hat in diesem Jahr mit den Vorbereitungen für die Prüfungen zum Archäologischen Grabungstechniker mit eidgenössischem Fachausweis begonnen. Nach sieben Jahren Berufspraxis auf zahlreichen Ausgrabungen in unserem Kanton hat er sich das nötige Rüstzeug zur Planung und Durchführung archäologischer Untersuchungen angeeignet. Das theoretische Wissen zu den archäologischen Grundlagen und den administrativen Abläufen wird er sich bis im Frühling 2005 einerseits im

Rahmen des Kursangebotes des VATG, andererseits in seiner Freizeit erarbeiten. Ich wünsche dem Prüfungskandidaten schon jetzt Durchhaltewillen und viel Erfolg!

Ausstellungen, Führungen und Veranstaltungen

Der reiche Fundus an Wissen unserer MitarbeiterInnen und das umfangreiche materielle Archiv der letzten 12 000 Jahre Bündner Geschichte wird von Fachleuten und Laien als nicht versiegende Quelle der Erkenntnis und Weiterbildung geschätzt. So konnten von unseren Mitarbeitern zahlreiche Führungen im Schloss Haldenstein, in der frühchristlichen Grabkirche von Chur, St. Stephan, und aus aktuellem Anlass an den Ausgrabungsstätten von Tumegl/Tomils, Sogn Murezi, und Sils i. D., Burganlage Hohenrätien, durchgeführt werden. Die Besucherzahl im Schutzbau über den römischen Ruinen in Chur, Welschdörfli, wächst von Jahr zu Jahr, mit über 1200 Personen wurde 2004 ein neuer Rekord erreicht, und dies nicht nur wegen der architektonischen Gestaltung durch Peter Zumthor, Haldenstein. Das Schaufenster des ADG im Bärenloch in Chur, das uns vom Besitzer, Hansruedi Röthlisberger, Chur, auch in diesem Jahr in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt wurde, findet trotz der versteckten Lage bei Einheimischen und Touristen grosse Beachtung.

Viel Arbeit und manche Überstunde bescherte uns die Ausstellung *Stuc. Visage oublié de l'art médiéval* in Poitiers (F), die durch die Museen von Poitiers und dem Centre d'Etudes Médiévales d'Auxerre (C.N.R.S.) realisiert wurde. Zum Kern dieser Ausstellung gehörten auch die Stuckplastiken der frühmittelalterlichen Kirchenan-

lage von Disentis/Mustér. Verantwortlich für die Planung und Präsentation unseres Bestandes zeichneten Iris Derungs vom ADG und Walter Studer (ETH Zürich), der die Stuckteile auch wissenschaftlich bearbeitet hat. Die Vernissage fand am 15. August in Poitiers statt.

Am Tag des Denkmals, der am 4. und 5. September in Splügen über die Bühne ging, konnte dem interessierten Publikum die Geschichte der Burg Splügen vor Ort erläutert werden (Seiten 142–149). Im Juni führte die Schweizerische Gesellschaft für Kunstgeschichte (GSK) ihre Generalversammlung in Chur durch. Für die Mitglieder wurden durch Mitarbeiter des ADG Führungen an folgenden Orten angeboten: Haldenstein, Schloss; Chur, Schutzbau Areal Ackermann und frühchristliche Grabkirche St. Stephan; Tumegl/Tomils, Sogn Murezi.

Auf Einladung hielten Mitarbeiter bei folgenden Institutionen Referate:

Bruno Caduff:

Die neolithischen und spätrömisch/frühmittelalterlichen Fundstellen auf dem Haselboden in Untervaz GR (Kolloquium zu aktuellen Forschungen, Abteilung Ur- und Frühgeschichte, Universität Zürich)

Jürg Rageth:

Prähistorische Kultplätze im Bündner Alpenraum und im Alpenrheintal (Academia Engiadina, Samedan)

Die Besiedlung des Engadins in urgeschichtlicher Zeit (Volkshochschule Laudinella, St. Moritz)

Der historische Bergbau bei S-charl im Unterengadin. Referat und Laudatio für Mar-

tin Schreiber und seine Publikation «Der Historische Bergbau bei S-charl im Unterengadin, Untersuchungsergebnisse über das Blei- und Silberbergwerk und dessen Beziehungen zum Tirol (Chur 2004). (Bergbaumuseum, Scuol, S-charl)».

Ur- und Frühgeschichte des Schams (Schalenstein-Museum, Andeer, Bärenburg)

Neue römische Funde aus dem Oberhalbstein (im Rahmen der Vortragsreihe der Historischen Gesellschaft Graubünden im RM, Chur)

Gut besucht und von erfreulichem Echo war der Austauschnachmittag, der vom Amt für Kultur angeregt worden ist und an dem Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Gelegenheit hatten, die anderen Ressorts des Amtes kennen zu lernen.

Die Erfolgsgeschichte des Ferien(s)passes konnte in diesem Jahr für Kinder aus den Gemeinden Chur, Churwalden/Malix/Parpan, Domat/Ems und Felsberg/Tamins fortgesetzt werden. Im pädagogischen Rahmen konnten erstmals zwei Kindergärten aus Chur und Malans in die Geheimnisse der Archäologie eingeführt werden (Abb. 3).

Aktivitäten Dritter

Im Berichtsjahr endete das von Walter Studer mit Unterstützung des ADG realisierte Schweizerische Nationalfondsprojekt zu den frühmittelalterlichen Stuckfragmenten aus dem Kloster St. Martin in Disentis/Mustér (Nr. 1215-66667.01). Abschliessender Höhepunkt war sicher die Ausstellung zum mittelalterlichen Stuck im Gesamteuropäischen Raum, die in Poitiers (F) die vielfältigen Erscheinungsformen und den symbol-



Abb. 3: Bereits im Kindergarten werden künftige Archäologinnen und Archäologen gefördert! Impression von der Veranstaltung «Was steckt alles im Boden?» für den Loë-Kindergarten, Chur.

haften Charakter dieser Bauskulpturen zeigte. Neben den Texten von Walter Studer erschien im dazu herausgegebenen Katalog auch eine grosse Zahl von Fachfotos, die Iris Derungs (ADG) anfertigte (Sapin Christian (Hrsg.) *Le Stuc. Visage oublié de l'art médiéval*. Musée Sainte-Croix de Poitiers, 2004). Zurzeit sind wir gemeinsam mit Walter Studer auf der Suche nach Geldgebern für die umfangreiche Publikation der Resultate seiner wissenschaftlichen Untersuchungen.

Ein von Jürg Goll eingereichtes und vom ADG unterstütztes Nationalfondsprojekt zur Inventarisierung der frühmittelalterlichen Flechtwerksteine der Schweiz wurde fortgesetzt (Nr. 1212-63610.00). Berücksichtigt werden dabei auch die reiche Hinterlassenschaft an Marmorplatten aus Chur (Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt, Altstadt) und Müstair (Kloster St. Johann). Drei Kolloquien zum Thema konnten unter Teilnahme unserer Mitarbeiterin Béatrice Keller bereits abgehalten werden (S. 19-35).

Das dritte Nationalfondsprojekt schliesslich, das mit der Unterstützung des ADG läuft, untersucht die Raumnutzung in mittelalterlichen Burgen und wurde von Lukas Högl (ETH Zürich) eingereicht (Nr. 1215-063982.00).

Renate Huber von der Abteilung Ur- und Frühgeschichte der Universität Zürich führte mit der Bewilligung des ADG in den Sommermonaten im Münstertal eine Prospektionswoche im Rahmen ihrer Doktoratsarbeit zum Thema Transhumans im Alpenraum durch.

Wie bereits in den vorangegangenen Jahren konnte der ADG auf die offenen Augen und Ohren von Privatpersonen zählen, die

unserer Amtsstelle wertvolle Hinweise zu neuen Fundstellen und Funden gaben. Als bewährte, ehrenamtliche Gewährsleute möchte ich Nicolin Bischoff, Ramosch, Georg O. Brunner, Schwerzenbach ZH, Jakob Krättli, Riom-Parsonz, Roland Müller, Trimmis, Hansruedi Schaffner, Möhlin AG, Katharina von Salis, Silvaplana, und Martin Weber, Schwarzenbach SG, für ihre Mitarbeit danken.

Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann

LK 1239^{bis} 830 480/168 725, 1249 m ü. M.

Bericht über das Arbeitsjahr 2004

Das Jahr 2004 war in Müstair ein Jahr des Übergangs. Hans Rudolf Sennhauser hat die Verantwortung für die archäologischen Untersuchungen an den ADG zurückgegeben.¹ Die langjährigen Mitarbeiter Werner Fallet und Erich Tscholl sowie Jürg Goll in Teilzeit sind mit übernommen worden. Damit ist auch die Zeit der langfristigen Untersuchungsprogramme abgelaufen. Die Arbeiten des letzten Sechsjahre-Programmes erstreckten sich zwar noch weit ins Jahr 2004 hinein, die Resultate wurden indessen bereits im letzten Bericht vorgestellt, auch diejenigen, die erst im ersten Viertel des Jahres 2004 erarbeitet worden sind. Vieles ist in der zum Teil hektischen Schlussphase liegen geblieben, und wir werden noch geraume Zeit damit beschäftigt sein, angefangene Dokumente abzurunden, Listen nachzuführen, Fotos zu beschriften, Funde abzulegen und Zusammenfassungen zu schreiben.

Die archäologischen Feldarbeiten werden auf wesentlich kleinerer Flamme weiter geführt. Hingegen gilt weiterhin das Prinzip, dass überall, wo restauriert wird, auch untersucht und dokumentiert werden muss. Damit können einerseits die bisherigen Forschungsergebnisse ergänzt und andererseits gleichzeitig die Grundlagen für eine denkmalgerechte Restaurierung bereitgestellt werden. Der Schwerpunkt der Arbeiten verlagerte sich in den Westtrakt, der in den nächsten Jahren von der Stiftung Pro Kloster St. Johann sukzessive restauriert wird. Im Hinblick auf die Neudeckung des Kirchendachs bleibt die karolingische Kirche im Visier. Das Fassadengerüst ermöglicht

eine genauere Untersuchung der im letzten Bericht beschriebenen Giebelgestaltung und der Fassadenmalerei.

Bezüglich Bauorganisation hat die Stiftung Pro Kloster St. Johann eine neue Formel gefunden, indem sie alle Dienste im Bereich des Bauens, Restaurierens, Forschens, Dokumentierens und Archivierens in einer «Bauhütte» zusammenfasste. Das Prinzip der Bauhütte lehnt sich an die mittelalterlichen Institutionen an, die sich zur Errichtung und zum Unterhalt grösserer kirchlicher Bauwerke gebildet haben und noch heute vielerorts diese Funktion erfüllen. Die Bauhütte ist ein Werkstattverband, der alle am Bau Beteiligten integriert. Damit gewährleistet sie, dass die Fäden sämtlicher Arbeiten an einem Ort zusammenlaufen und aufeinander abgestimmt werden. Je nach Anforderung kann sie wachsen oder schrumpfen. Sie zeichnet sich durch hohe Flexibilität aus und erfüllt noch heute die Grundsätze eines modernen Baumanagements. In diesem Sinne stehen die archäologischen Mitarbeiter zwar im Dienste des ADG, sind aber zugleich ein wichtiger Zweig der neuen Bauhüttenorganisation.

I. Personelles und Organisation der Bauhütte

Die Bauhütte ist im ehemaligen Gesindehaus des Klosters, in der früheren Wohnung des Meisterknechts, untergebracht. Die Gruppe steht unter meiner Leitung. Mir sind nach dem völlig unerwarteten Tod des 38jährigen Kunsthistorikers und langjährigen Geschäftsleiters der Stiftung Pro Kloster St. Johann, Raphael Sennhauser, auch sämtliche administrativen Aufgaben der Stiftung zugefallen. Als Sekretärinnen ad interim konnten Gaby Weber und Chri-

Jürg Goll,
Josef Ackermann,
Cordula M. Kessler,
Sophie Wolf,
Hans Rudolf Sennhauser,
Katrin Roth-Rubi,
Michael Wolf

¹ Jb ADG DPG 2003, 16.

stina Pryzbilla gewonnen werden. Fausto De-Stefani führt die Baubuchhaltung und Antonia Grond die Personaladministration sowohl für die Bauhütte als auch für das Klostermuseum. In Vorbereitung auf die Übernahme der Museumsleitung hat Erich Tscholl zunehmend die Aufgaben im Zusammenhang mit dem Klostermuseum übernommen. Er führt diese Arbeit im Nebenamt aus.

Die archäologischen Tagesaufgaben oblagen Werner Fallet und Erich Tscholl. Die Abschlussarbeiten von Guido Faccani zu den Arbeitsplätzen im Keller 19 und im Obergeschoss des Nordannexes zogen sich bis Januar 2004 hin. Martin Mittermair stand zweimal als Teilzeitmitarbeiter zur Verfügung. Im Frühjahr kümmerte er sich um den Abschluss und die Berichte zu den Untersuchungen im Westtrakt. Im Spätherbst überarbeitete er die archäologischen Grundlagen zur anthropologischen Dissertation von Gerhard Hotz.

Drei Nationalfondsprojekte nehmen sich der Auswertung der archäologischen Funde und Befunde an. Die *Forschungen zu früh- und hochmittelalterlichen Glasmalerei- und Fensterglasfunden in der Schweiz* betrafen im Wesentlichen die Glasfunde von Sion Sous-le-Scex VS und von Müstair. Sie wurden von der Kunsthistorikerin Cordula M. Kessler und der Geologin Sophie Wolf durchgeführt und fanden im November ihren Abschluss. Anna Stützle und Gaby Weber haben den *Rohkatalog der karolingischen Marmorskulpturen* verfasst. Die Arbeiten wurden begleitet von Hans Rudolf Sennhauser und Katrin Roth-Rubi mit der Unterstützung von weiteren Mitarbeitern im Büro Sennhauser in Zurzach AG (Irene Baldinger, Stephan Laube, Werner Peter, Annette Schaefer). Das Vorhaben dauert noch bis Ende 2005 mit Aussicht

auf Verlängerung. Im März 2005 wird der Projektteil *Auswertung Plantaturm* auslaufen. Dabei ging es primär darum, die grosse Dokumentationsmenge zu ordnen und zu erschliessen. Anna Stützle hat sich im Speziellen der Tagebücher angenommen, und der freischaffende Kunsthistoriker Michael Wolf bereitet ein visuell geleitetes Befundverzeichnis vor. Auch dabei erwies sich die Bauhüttenstruktur als vorteilhaft für die gegenseitige Aushilfe und Unterstützung.

Michael Wolf hat ausserdem eine Fertigkeit in digitaler Bildbearbeitung und 3D-Darstellungen entwickelt, die uns für Publikationsvorbereitungen sehr entgegenkommt. Auch der frühere Zivildienstleistende und Architekturstudent Aleksis Dind liess sich in den Semesterferien dazu gewinnen, Bilder und Gestaltung für den neuen Museumsführer vorzubereiten.

In einer typischen Verbundaufgabe zwischen Archäologie, Museum und Stiftung arbeitete Stefanie Osimitz im Auftrag der Stiftung Pro Kloster St. Johann an einem umfangreichen Katalog der Ausstellungsräume und -gegenstände im Klostermuseum. Er bildet die Grundlage für einen virtuellen Museumsrundgang und für multimedial aufbereitetes Ausbildungsmaterial für Schulen. In einer zweiten Funktion hat sie begonnen, ein «Bauarchiv» aufzubauen, in dem sämtliche Dokumente der Restaurierungen seit 1947 erfasst und mit einem digitalen Katalog erschlossen werden sollen. Den Anfang machte das Archiv des Architekten Marcus Burkhardt, der nach 35-jähriger Bauleitung im Kloster Müstair im August 2004 in Pension gegangen ist.

Im Staatsarchiv Graubünden konnte mit Geldern der Stiftung Pro Kloster St. Johann und der UBS AG, UBS Kulturstiftung Zürich, für die Dauer von zwei Jahren eine

Teilzeitstelle für den Historiker Josef Akkermann eingerichtet werden, der in den Räumlichkeiten des Staatsarchives und mit der Unterstützung der anwesenden Fachleute die Klosterarchivalien auf baurelevante Akten sichtet. Auch dies ist eine Vorbereitungsarbeit im Hinblick auf die Auswertung der archäologischen Grabungen. Die Jugendlichen Regina, Lukas und Stephan Goll, Müstair, haben in ihrer Freizeit die wichtigsten Klosterakten kopiert, geordnet und beschriftet. Weitere Volontäre oder Zivildienstleistende konnten dieses Jahr nicht beschäftigt werden.

Im Mai haben Architekturstudenten der ETH Zürich eine Seminarwoche in Müstair durchgeführt. Sie haben sich anhand der karolingischen Befunde im Dachraum der Kirche mit der Bauforschung und der Dokumentation vertraut gemacht. Eine Gruppe von Nachdiplomstudenten des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich hat im August auf der Basis von intensiven Baubeobachtungen ein Konzept für eine denkmalgerechte Neudeckung des Kirchendachs entworfen, das auch Eingang gefunden hat in die aktuelle Diskussion um die Materialwahl und Ausgestaltung des Kirchendachs. Der Schreibende hat beide Wochenkurse geleitet.

Jürg Goll

II. Arbeitsplätze und Ausführende

(Abb. 4)

Befunde

Im Jahr 2004 sind im Wesentlichen die angefangenen und im letzten Jahresbericht ausführlich beschriebenen Grabungen weitergeführt worden. Darum kann sich der vorliegende Bericht auf verkürzte Beschreibungen beschränken.

1. *Klosterkirche und Annexe*

- 1.1 Kirche Dachraum, ergänzende Untersuchungen am Ost- und Westgiebel sowie Dokumentation und Phasenpläne: Erich Tscholl.
- 1.2 Kirche, Nordannex, Apsisraum 6, Bereinigung der Dokumentation: Erich Tscholl.

2. *Plantatum und Sakristei*

- 2.1 Plantatum, Aufarbeitung und Erschliessung der Dokumentation: Anna Stützle, Stefanie Osimitz, Michael Wolf und Jürg Goll.
- 2.2 Sakristei 8, Bereinigung der Dokumentation: Erich Tscholl.

3. *Westtrakt/Norpertrakt*

- 3.1 Westtrakt, Räume 29/30, Grabung und Bauuntersuchung: Erich Tscholl, Jürg Goll.
- 3.2 Westtrakt, Ulrichskapelle 25/26, ergänzende und restaurierungsbegleitende Untersuchungen inklusive Projektvorschläge: Jürg Goll, Werner Fallet.
- 3.3 Westtrakt Erdgeschoss bis Dachraum, Treppenschacht 22/146, Fortsetzung der Bauuntersuchungen und Dokumentation des sichtbaren Bestandes: Werner Fallet.
- 3.4 Westtrakt Dachraum frühromanischer Wohnturm (über Raum 147), Untersuchungen mit zeichnerischer und fotografischer Dokumentation: Werner Fallet.

4. *Nordtrakt/Knechtetrakt*

- 4.1 Nordtrakt, Nordfassade, Dokumentation eines aufgebrochenen Fensters nach einem Wasserschaden: Werner Fallet.

**Müstair, Ausgrabung und
Bauntersuchung im Kloster
St. Johann**

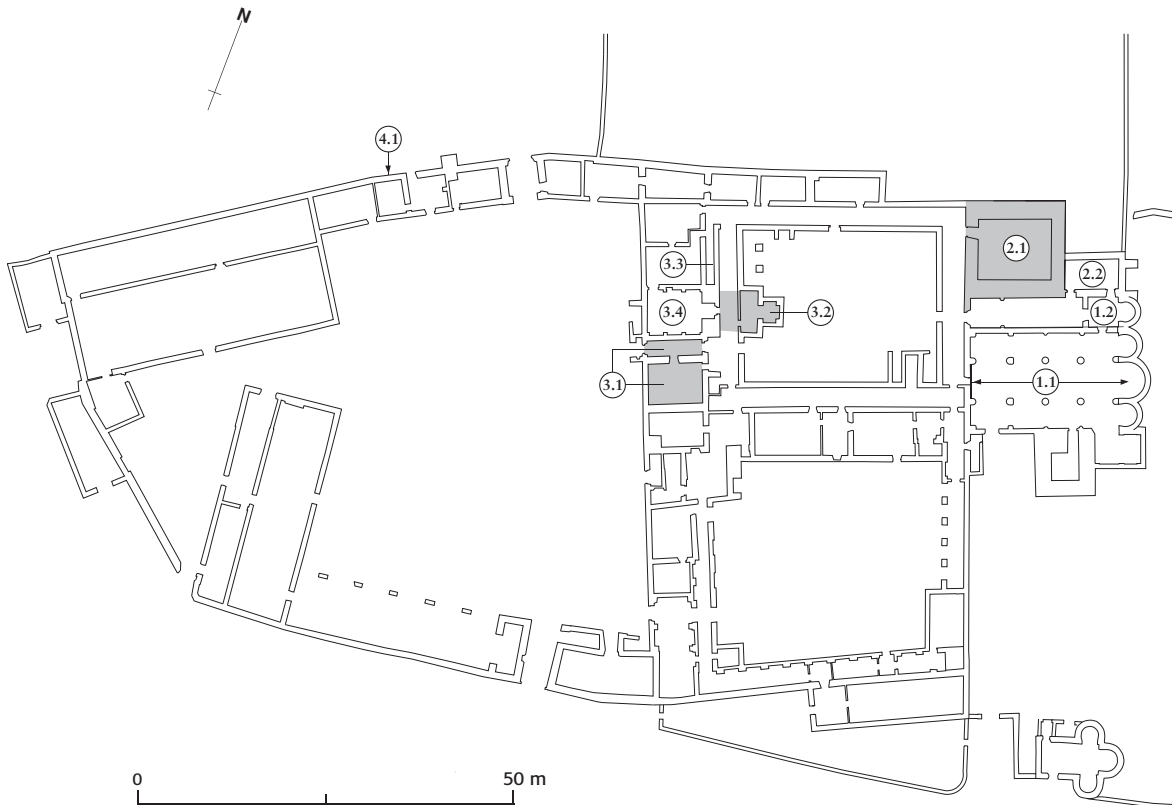


Abb. 4: Müstair, Kloster St. Johann. Übersicht über die Untersuchungsplätze im Jahr 2004.

- 1.1 Kirche, Dachraum, Ost- und Westgiebel
- 1.2 Kirche, Nordannex, Apsisraum 6
- 2.1 Plantarium
- 2.2 Sakristei 8
- 3.1 Westtrakt, Räume 29/30
- 3.2 Westtrakt, Ulrichskapelle 25/26
- 3.3 Westtrakt, Treppenschacht 22/146
- 3.4 Westtrakt, Dachraum, frühromanischer Wohnturm
- 4.1 Nordtrakt, Fenster in der Nordfassade

Mst. 1:1000.

Dokumentation im Dachraum der Kirche (1.1)

Im Dachraum der Kirche wurden verschiedene Vorbereitungen für die künftige Restaurierung des Kirchendaches getroffen. Der Zimmermann Ambrosius Widmer (Firma ibid, Winterthur ZH) hat den spätgotischen Dachstuhl von 1517 einer eingehenden Analyse unterzogen. Eine Kanonenkugel hat zwar auf ihrer Flugbahn gleich vier Balken beschädigt, aber die Statik nicht wesentlich beeinträchtigt. Der Treffer gelang vermutlich einer österreichischen Kanone, welche die im Kloster eingnisteten Franzosen anlässlich der Schlacht bei Taufers (I) am 25. März 1799 unter Beschuss genommen hatte. Statisch weit bedenklicher sind die verborgenen Wasserschäden mit Fäulnisfolgen an den Fusspunkten von Kehlsparrn und den darunter liegenden Schwellen. Die nördliche Schadengruppe entstand am Fusspunkt einer ehemaligen Gaupe, durch die man früher über das Nordannexdach in den Dachraum eingestiegen ist. Die Schäden im Süden treten in den Kehlen des nachträglich angesetzten Quergiebels zum Kirchturm auf. Die Schäden sind zwar vor der aktuellen Blecheindeckung entstanden, haben aber dazu geführt, dass die Auflager der Bundbalken und die Zapfverbindungen zwischen Stuhlsäule und Bundbalken nicht mehr kraftschlüssig verbunden sind.²

Die karolingischen Wandmalereien oberhalb der Gewölbe wurden gesichert und teilweise hintergossen. Die Leim- und Leinwandreste der Freskoabnahmen von 1908/09, die sich vielerorts abgelöst hatten und dabei noch weitere Farbreste mitzureissen drohten, wurden von den RestauratorInnen Doris Warger und Barbara Macher, Frau-

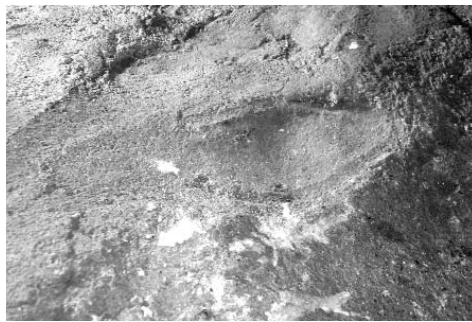


Abb. 5: Müstair, Kloster St. Johann. Kirche Dachraum. Abdruck einer spätgotischen Schuhsohle (27 cm) im Mörtelüberzug des Gewölbes von 1492.

enfeld TG, sowie Ruffino Emmenegger, Zizers, entfernt.

Ehrenfried Federspiel hat unter der Ägide der genannten Fachleute die losen Stellen des Mörtelüberzugs auf den Gewölbekappen gesichert und Fehlstellen ausgestrichen. Dabei sind Schuhabdrücke aus der Bauzeit 1492 des Gewölbes entdeckt worden (Abb. 5).

Die Schuttfüllungen in den Gewölbesenken über den spätgotischen Pfeilern der Kirche wurden mit Holz abgedeckt, damit nicht ständig Staub aufgewirbelt und gegen die Fresken geweht wird. Die in einer früheren Aktion geborgenen Freskenfragmente aus dem Gewölbeschutt wurden in staubdichte Boxen verpackt. Sie sind ein reicher Fundus für Materialproben jeder Art und könnten auch zur Wiederherstellung einzelner Freskenteile hervorgeholt werden. Zu diesem Zwecke bleiben die Funde, dem jeweiligen Fundort zugeordnet, im Dachraum aufbewahrt.

Erich Tscholl hat die umfangreiche Dokumentation des Ostgiebels ergänzt und mit einer umfassenden Fotoserie abgeschlossen (Abb. 6). Die neu gewonnenen Erkenntnisse wurden am Westgiebel überprüft und in der bestehenden Dokumentation nachgetragen. So konnte zum Beispiel das im Osten erkannte Biforenfenster nun auch im Westen nachgewiesen werden (Abb. 7).

2 WIDMER ALFONS: Kloster St. Johann, Müstair, Zustandsdokumentation der Konstruktionen in Holz, Dachwerk der Klosterkirche, Bericht und Dokumentation Juni 2004.

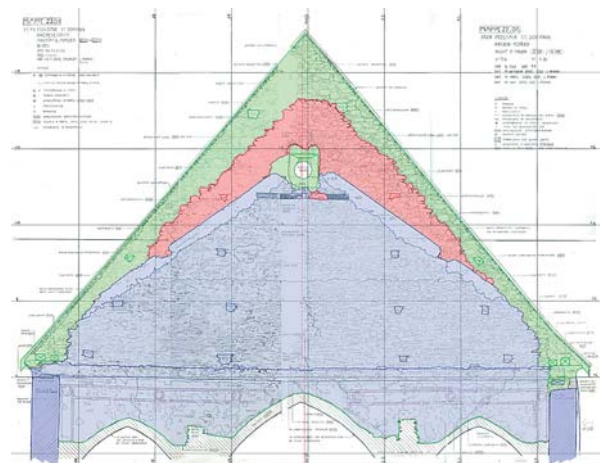
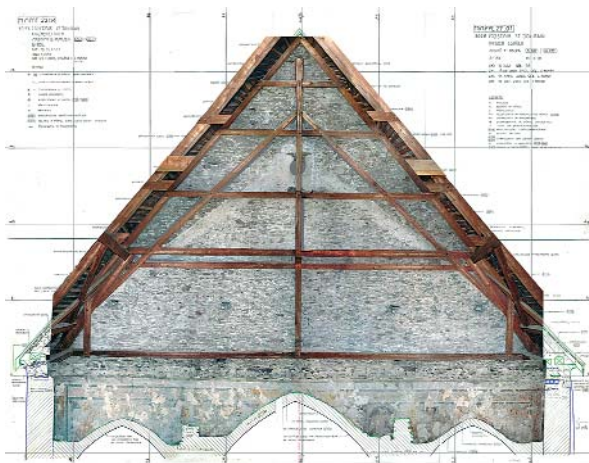
Westtrakt, Ulrichskapelle 25/26 (3.2)

Die Ulrichskapelle ist seit vier Jahrzehnten in der Kur, und genau so lange wurde sie vom Restaurator Oskar Emmenegger, Zizers, mit Notsicherungen gepflegt. Bereits 1965 musste er unter Architekt Walther Sulser Massnahmen gegen die Feuchtigkeitsschäden treffen, damit sich der Stuck nicht noch weiter auflöste. Seither waren immer wieder kleinere und grössere Interventionen notwendig. Im Zusammenhang mit der Restaurierung des Westtraktes ist es nun möglich geworden, dass Oskar Emmenegger die längst fällige Gesamtrestaurie-

rung der Kapelle durchführen und im Jahr 2005 unter Mitwirkung der Bauhütte zum Abschluss bringen kann. Damit erstrahlt ein Hauptwerk der schweizerischen Kunstgeschichte trotz allen zeitbedingten Schäden wieder im besten Lichte.

Die archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre tragen zu einer dichten Kenntnis der Baugeschichte bei. Es waren auch die archäologischen Mitarbeiter, die in Feinstarbeit die nur in Teilflächen erhaltenen Verputzschichten analysiert und bis auf die romanische Substanz freigeschält haben. Die Ulrichskapelle entstand um 1035 als eine Art Vorhalle an der Stelle, wo die Achse zwischen der Bischofsresidenz und der Kirche den Kreuzgang quert.³ Unter Bischof Thietmar (1040–70) wurde diese Achse unterbrochen, der Raum mit einem Rechteckchor erweitert und zu einer Kreuzgangkapelle umgestaltet. Im Obergeschoss entstand die Niklauskapelle als Privatortorium des Bischofs (Weiheinschrift von Bischof Thietmar).⁴ Der Chor der erdgeschossigen Ulrichskapelle wurde mit einer Kuppel überwölbt und mit einem glatten

Abb. 6: Müstair, Kloster St. Johann. Kirche, Dachraum, Ostgiebel.
 Zusammensetzung der Fotos und Phasenplan auf der Basis der steingerechten Aufnahme.
 Blau: karolingisch
 Rot: hochmittelalterlich
 Grün: spätgotisch
 (1492 Gewölbe, 1517 Giebelmauerwerk und Dachstuhl)
 Mst. 1:200.



0 5 m

Verputzt versehen. Erst in einem späteren Arbeitsgang wurde die Chorpartie mit dem qualitätsvollen Stuck- und Freskenprogramm ausgestattet.⁵

Ein breiter Triumphbogen führt in den querrechteckigen Chor (Abb. 8). Die Seitenwände sind als rundbogige Nischen ausgebildet, in denen je ein schmales Fenster sitzt. Beidseits der Fenster konnten nimbierte Stuckbüsten nachgewiesen werden, unter denen ein Horizontalgesims durchlief. Diese Neuentdeckung ist für das Gesamtverständnis des ikonographischen Bestandes von grosser Bedeutung. Der Triumphbogen und die Arkaden über den Seitenwänden sind von kräftigen Stuckfriesen begleitet, jedes mit einem anderen Motiv: Kymation (Zierleiste) mit Trauben, mit Palmetten und mit Akanthus sowie Rankenwerk mit Tieren. Der kreuzgangseitige Stuckrahmen entlang des Triumphbogens ist nur anhand von Spuren nachzuweisen. In den Raumecken befinden sich die vier geflügelten Evangelistensymbole. Hinter diesen steigen Stuckrippen in die Kuppel hoch und tragen den Ring des verlorenen Mittelmedaillons. Ausdrucksvolle Engelsbüsten mit ausgebreiteten Schwingen fügen sich in die vier Gewölbefelder ein. Die Figuren sind mit wenigen roten und schwarzen Farbakzenten belebt. Auch die Frieze sind mit roten Hintergründen akzentuiert. Die freibleibenden Wand-, Bogen- und Gewölbeflächen sind verputzt und al fresco bemalt, unter denen besonders die Triumphbogenuntersicht hervorsteht, deren Darstellung mit Fisch- und Meerwesen «das grausige Meer dieser Welt» bedeuten soll.⁶ Ein Zopfmuster aus Blatt- und Blütenwerk ziert die Bogenuntersichten der Chornischen. Die dreieckigen Gewölbezwickel hinter den Engeln sind von einer roten Bor-



Abb. 7: Müstair, Kloster St. Johann. Kirche, Dachraum. Im Hochmittelalter wurde zusammen mit der Giebelauflöschung eine Bifore oberhalb des verkohlten karolingischen Balkens eingebaut. Der aktuelle Oculus entstand beim Dachneubau um 1517. Blick gegen Osten.

te gerahmt. Die Flächen sind mit farbigen Zonen in der Art der ottonischen Wand- und Buchmalerei hinterlegt: unten Graugrün, in der Mitte Gelb und oben ein bläulich-graues Grau.

Denkmalpfleger, Archäologe und Restaurator haben gemeinsam versucht, ein angemessenes Restaurierungskonzept für die Ulrichskapelle zu entwickeln. Ziel war es, dem dominanten Bestand aus frühromanischer Zeit gerecht zu werden, ohne den Raumbezug als Teil des spätgotischen westlichen Kreuzgangflügels mit seinen weiss verputzten Gewölben und Wänden zu vernachlässigen. Der Kompromiss bestand darin, dass der Chor mit Ausnahme der barocken Fenster ganz der Romanik überlassen wurde. In der östlichen Hälfte des Kapellenschiffs herrscht an den Wänden ebenfalls der mittelalterliche Bestand vor, unter Beibehaltung der unterschiedlichen Fenster

- 3 SENNHAUSER HANS RUDOLF/
GOLL JÜRIG: Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann. Jb ADG DPG 1999, 10–13.
- 4 SENNHAUSER HANS RUDOLF/
GOLL JÜRIG: Müstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann. Jb ADG DPG 2001, 22.
- 5 GOLL JÜRIG: Suisse, Müstair (Grisons), Abbaye Saint-Jean: 191. Voûte décorée, in: *Le stuc, visage oublié de l'art médiéval*, Paris/Poitiers 2004, 196, 215.
- 6 CLAUSSEN HILDE: Odysseus und Herkules in der karolingischen Kunst, in: *Iconologia Sacra. Mythos, Bildkunst und Dichtung in der Religions- und Sozialgeschichte Alteuropas*. Festschrift für Karl Hauck zum 75. Geburtstag, hrsg. von Hagen Keller und Nikolaus Staubach, Berlin, New York 1994, 341–402.

aus dem 15. und 19./20. Jahrhundert und der brandgeröteten Verputzflächen aus dem 15. Jahrhundert. Von Westen her greift jedoch das weisse, frühneuzeitliche Kreuzgratgewölbe ins Schiff hinein und schafft eine Verbindung zu den übrigen Kreuzganggewölben. Soweit der Kreuzgangverputz an der Westwand erhalten war, blieb er bestehen und begleitet ohne Unterbruch die Kreuzgangflucht. Jüngere Sockelflicke wurden hingegen entfernt, so dass das sichtbare frühromanische Mauerwerk wiederum eine Klammer schafft mit den übrigen Wänden des Kapellenschiffs. Dadurch ergibt sich eine gut ablesbare und ausbalancierte Durchdringung von zwei wichtigen Bauzuständen. Im Chor wurde auf Ergänzungen und ästhetisch verbindende Brücken weitgehend verzichtet. Man zeigt den phantastischen Bestand und lebt mit den Schäden. Dafür wird man durch spannende Einblicke

in den technischen Aufbau dieses frühromanischen Gesamtkunstwerkes entschädigt.

Westtrakt, Bauuntersuchung im Treppenschacht 22/146 (3.3)

Der Treppenschacht erschloss die frühmittelalterliche Bischofsresidenz aus der Zeit um 1035. Die zweiläufige, symmetrische Treppenanlage schiebt sich als Raumscheibe zwischen den Wohntrakt und den Kreuzgang, dessen Mittelrisalit die Doppelkapelle St. Ulrich und Niklaus bildet. Am oberen Ende eines jeden Treppenlaufes führte eine Türe ins Obergeschoss des jeweiligen Saalflügels zu Seiten des zentralen Wohnturms. In der Mitte der Treppenanlage öffnete sich eine Türe in die Niklauskapelle, aber nicht in den Wohnturm. Der südliche Treppenlauf ging nach dem Brand von 1499 verloren. Der nördliche wurde um 1558/59 zugunsten der im letzten Jahr beschriebenen «Schnellzugtreppe», die vom Erdgeschoss direkt ins zweite Obergeschoss hinaufführte, aufgegeben. Bereits um 1659 wurde der obere Austritt dieser Treppe gekappt und stillgelegt, weil über dem Mittelpodest der alten Treppenanlage ein neuer Lauf vom ersten zum zweiten Obergeschoss zur neu erstellten Fürstenwohnung eingerichtet wurde. Diese hatte Bestand bis 1963, als Architekt Walther Sulser die Treppe nach Westen in den Wohnturm hineinverlegte. Diese Massnahme soll in den nächsten Jahren wieder rückgängig gemacht werden mit der Begründung, dass dies dem barocken Konzept entsprechen und zur Klärung der räumlichen Verhältnisse beitragen. Vor diesem Hintergrund wird auch der Treppenschacht einer eingehenden Untersuchung unterzogen, die im unteren Bereich weitgehend abgeschlossen ist, im oberen Teil aber erst angefangen wurde.

Abb. 8: Müstair, Kloster St. Johann. Ulrichskapelle, Gewölbekuppel. Stukkaturen und freskierte Hintergründe nach der Restaurierung. Blick gegen Nordwesten.



Im Speziellen interessiert uns, wie der Treppenschacht belichtet und abgedeckt war. Beweisen lässt sich heute, dass der frühromanische Wohnturm (Räume 27, 93, 147) im Bauvorgang vor dem Treppenschacht und der Doppelkapelle errichtet wurde, denn aus dem Mauerwerk der Niklauskapelle wachsen originale Schwibbögen heraus, die sekundär ins Mauerwerk des Wohnturmes eingesetzt worden sind. Darüber ziehen Mauern hoch, die den Mittelteil des Treppenschachtes gegen Norden und Süden abgrenzen (Abb. 9). Ein charakteristisches Rissbild in der verputzten Südwand zeigt ein Rundbogenfenster an. Dieses hatte stark geschrägte Laibungen, die sich nach aussen (Süden) verengen. Das Fenster muss über dem Dach des südlichen Treppenlaufes gelegen haben. Ein wenig oberhalb des Fensters in der Westwand weist eine scharfkantige, horizontale Verputznaht auf eine Mäander gemalt ist. Der Mäander ist romanisch, und auch der Verputz gehört nicht mehr der frühromanischen Bauphase an. Die Deckenlinie verläuft knapp unter dem Okulusfenster des Wohnturmes durch. Dazwischen verblieb höchstens Platz für eine Bretterschaltung. Wie die Decke befestigt war, und wo das zugehörige Dach darüber lag, sind Fragen, zu deren Lösung wir weitere Indizien sammeln werden.

Nordtrakt, Fenster in der Nordfassade (4.1)

Im Dachraum des zweigeschossigen Landwirtschaftstraktes begann eine Muffe der Wasserleitung zu rinnen und hat das Mauerwerk während längerer Zeit durchfeuchtet. Die Personalzimmer mit altem Täfer wurden erst vor kurzem mit modernen Ma-



Abb. 9: Müstair, Kloster St. Johann. Westtrakt, Treppenschacht. Romanische Mäander unter der ehemaligen Decke, darüber eine barocke Gewölbetonne. Im Hintergrund: An der Süd- wand zeichnet sich der Umriss eines frühromanischen Rundbogenfensters ab. Blick gegen Süden.

terialien neu ausgekleidet. Dadurch ergaben sich zwischen den zwei Umhüllungen zwei Zonen mit mehr oder weniger unbelüfteten Hohlräumen. Um der stehenden Feuchtigkeit und einem Pilzwachstum in diesen Kammern entgegenzuwirken, haben wir ein altes, zugemauertes Fenster in der Nordfassade aufgebrochen und damit die Hinterlüftung und Austrocknung ermöglicht. Zur Verstärkung des Durchzuges wurde ein Loch in die verputzte Erdgeschossdecke gebrochen. All diese Massnahmen wurden durch zeichnerische Aufnahmen vorbereitet und begleitet, so dass die Eingriffe gezielt erfolgen und zugleich die Informationen zu diesem weitgehend unbekanntem, spätgotischen Bauteil ergänzt werden konnten. In der Umgebung wurden weitere baugeschichtliche Beobachtungen festgehalten: Mauerkrone mit Gerüstloch und Stumpf des ehemaligen Zinnenkranzes sowie jüngere Aufmauerungen.

Jürg Goll

III. Auswertung

Im Jahr 2004 sind konkrete Schritte für die Auswertung der bisherigen Feld- und Forschungsarbeiten zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters St. Johann in Müstair für den Zeitraum vom 8. bis 11. Jahrhundert bis zum druckreifen Manuskript für die wis-

senschaftliche Publikation eingeleitet worden. Der Kantonsarchäologe hat zu mehreren Sitzungen eingeladen, in denen die Finanzierung, die Organisation und das Prozedere bis zur Vertragsreife besprochen wurden. Demzufolge nimmt sich die Stiftung Pro Kloster St. Johann der Finanzierung an und beauftragt das Institut für Kulturforschung Graubünden (IKG) mit der Administration und Öffentlichkeitsarbeit. Das IKG seinerseits beauftragt Hans Rudolf Sennhauser, Zurzach AG, und Jürg Goll, Bauhütte Müstair, als dessen Stellvertreter, mit der wissenschaftlichen Leitung des Projektes innerhalb der nächsten sechs Jahre.

Zwischenzeitlich liefen wichtige Vorbereitungs- und Auswertungsarbeiten weiter. Es sind dies die Erschliessung der baurelevanten Akten aus dem Klosterarchiv, der Aufbau eines Bauarchives in Müstair mit allen Akten der Renovationsphasen seit 1947 (Beginn der Freilegung der Wandmalereien in der Klosterkirche), die vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsprojekte *Auswertung Plantaturm* (2001–2005), *Forschungen zu früh- und hochmittelalterlichen Glasmalerei- und Fensterglasfunden in der Schweiz* (2003–2004) sowie *Auswertung: Marmorskulpturen* (2004–2005). Nicht zu vergessen ist die Nachbearbeitung der Grabungsbefunde bis zur Archivreife, die in Müstair und Zurzach laufend geleistet wird.

Jürg Goll

Plantaturm (2.1)

Der Plantaturm im Kloster St. Johann in Müstair ist mit dem Baudatum nach 957 der älteste Burgturm im Alpenraum und eines der frühesten Zeugnisse des Burgenbaus weithin. 1996 bis 2003 wurde der Turm im

Zusammenhang mit den statischen Sicherungen und Restaurierungsmassnahmen untersucht. Überall, wo Täfer, Böden oder Decken ausgebaut wurden, gab es neue Möglichkeiten, Informationen zum historischen Bau und seiner Nutzung zu gewinnen. Da diese Arbeiten nur zögerlich begannen und sich über die Jahre stets ausweiteten, verlangten sie eine dauernde Präsenz der Bauforscherequipe. Im Gegensatz zu einer Forschungsgrabung haben die Baumassnahmen und nicht die Archäologen den Untersuchungsrhythmus bestimmt. Im Endeffekt ist dieses restaurierungsbegleitende Vorgehen viel aufwändiger; die Einsichtnahme ist verstückelt, die Ausweitungen verlangen immer wieder ein erneutes Aufgreifen und Ergänzen der nur abschnittweise zugänglichen Stellen, und die über Jahre verstreute Dokumentation erschwert die Bearbeitung. In dieser Situation erlaubte uns das Nationalfondsprojekt, die Dokumentation zu ordnen, Listen und Findmittel herzustellen sowie eine Übersicht über alle Funde und Befunde zu erarbeiten.

Um den erheblichen Datenmengen Herr zu werden, hat Michael Wolf auf der Grundlage gescannter Handzeichnungspläne ein dreidimensionales CAD-Modell des Plantaturms erstellt. Anschliessend soll die zusammenführende Befundmodellierung in Form verschiedener Übersichts- und Detaildarstellungen in das bestehende Datenbanksystem für die Befundverwaltung übernommen werden. Damit wird eine optisch-intuitive Suche ermöglicht, die den gezielten Zugriff auf gesuchte Daten wesentlich vereinfacht. Über entsprechende, in den Abbildungen verteilte Verknüpfungen können Positionsnummerneinträge und weitere Bild- und Textinformationen aus den bestehenden Datenbeständen aufgerufen werden. Die exak-

te grafische Ausarbeitung des Modells ermöglicht eine Bauphasendarstellung. Ausserdem können verschiedene Rekonstruktionsmöglichkeiten veranschaulicht und diskutiert werden. Das Gesamtprojekt soll der Routinearbeit im Grabungsbüro und der intensiven textlichen Auswertung des Plantaturms dienen. Darüber hinaus können mit der erweiterten Visualisierung Arbeitshypothesen räumlich überprüft werden, was sich in der Praxis bereits bewährt hat.

Jürg Goll, Michael Wolf

Bauregesten

(gekürzte Fassung des Zwischenberichtes)

Josef Ackermann hat die im Klosterarchiv abgelegten Bauakten aus der Zeit von 1959 bis 1977, soweit dies nach den guten Vorarbeiten von Schwester Paula Edelmann noch notwendig war, geordnet, ins Inventar aufgenommen, hat Inhaltsübersichten verfasst und für das Bauarchiv kopiert. In diesem Bestand sind unter anderem Texte, Pläne sowie Fotoaufnahmen zu folgenden Projekten enthalten: Trockenlegung und Restaurierung des Norpertaales (Schriftstücke 1959–1977), Ausbau des Noviziates im Nordtrakt (1961–1963), Ausgrabungen im Westhof (1962), Erneuerung des Kirchturmdaches (1962–1963), Kindergartenausbau (1962–1965), Einrichtung des neuen Schwesternfriedhofes (1964–1965), Restaurierung des Kirchturmes (1966–1968), Einrichtung einer Praxis für Pater Thomas Häberle (1968), Bauarbeiten am Südturm und am Südtrakt (1972) sowie Errichtung einer Öltankanlage (1973). Im Weiteren hat Ackermann aus Gründen der Texterschliessung und der Übersicht über die Überlieferungssituation den Aktenbestand nach Jahrhunderten rückschreitend untersucht. Zur Bauge-

schichte des 19. Jahrhunderts haben sich beinahe in allen Archivabteilungen Informationen finden lassen. Besonders aufschlussreich erwiesen sich die in der Abteilung XIII (Schuldscheine und Quittungen) enthaltenen Jahresrechnungen, hingegen sind daraus die Bauobjekte, an denen bauliche Veränderungen vorgenommen worden sind, mehrfach nur schwer zu bestimmen. Diese Fragen lassen sich allenfalls in der Zusammenschau mit den archäologischen Befunden klären. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden sich verhältnismässig wenige baugeschichtliche Informationen. Einiges spricht dafür, dass dies wohl weniger auf Überlieferungslücken als vielmehr auf die geringe Bautätigkeit dieser Zeit zurückzuführen ist. Dafür sprechen etwa die immer wieder geäusserten Klagen über den schlechten baulichen Zustand des Klosterkomplexes und die wegen dieser Situation im letzten Viertel des Jahrhunderts ausgeführten Bauprojekte, besonders seit dem Amtsantritt von Pater Thomas Fetz (1875–1902). Im 18. Jahrhundert ist die intensive Bautätigkeit in der Amtszeit der Äbtissin Maria Angela Hermanin (1747–1779) gut dokumentiert. Der nächste Zwischenbericht folgt im März 2005.

Josef Ackermann, Jürg Goll

Forschungen zu früh- und hochmittelalterlichen Glasmalerei- und Fensterglasfunden in der Schweiz

(gekürzte Fassung des Schlussberichtes an den Schweizerischen Nationalfonds)

Zusammenfassung

Die Forschungsergebnisse zeigen, dass die frühmittelalterlichen farbigen Fensterglasfunde aus Sion, Sous-le-Scex VS, und dem

Kloster St. Johann in Müstair bezüglich Alter und Umfang ausserordentlich sind. Ihre detaillierte Untersuchung gehört zu den grundlegendsten interdisziplinären Forschungen zu frühmittelalterlichen Fensterverglasungen und schliesst, sowohl zeitlich als auch geographisch, eine Lücke in der Geschichte der frühmittelalterlichen Glas-technologie. Die Rezeptur sowie die Verarbeitungstechniken der Gläser folgen in Sion und in Müstair der im Mittelmeerraum noch bis ins 8. Jahrhundert vorherrschenden römischen Glastradition. In ihrer Ausformung können die Glasfenster jedoch als eine frühe Form der Glasmalerei angesehen werden. Zur Herstellung der farbigen Gläser wurde Rohglas aus dem östlichen Mittelmeerraum importiert und verarbeitet. Die Farbschattierungen erzielten die Glashandwerker durch Wiedereinschmelzen von farbigem Opakglas (z. B. *Glastesserae*). Die überwiegend im Giess-Streich-Verfahren hergestellten Glasplatten wurden zu geometrischen Formen geschnitten und zu kunstvollen Fensterverschlüssen verarbeitet. Im Gegensatz zu Sion, wo die Montagetechnik nicht eindeutig belegt ist, konnte in Müstair eine Verglasung in Blei nachgewiesen werden. Die Identifizierung der verschiedenen Formen und ihre Kombination zu geometrischen Mustern vermochte eine Vorstellung über das Aussehen der farbigen Fensterverglasungen zu geben.

Ziele und Vorgehensweise

Ziel des Projektes war die erstmalige Untersuchung von frühmittelalterlichen farbigen Fensterglasfunden, welche bei archäologischen Ausgrabungen in der Grabkirche in Sion, *Sous-le-Scex VS* (5./6. Jh.) und im Kloster St. Johann in Müstair (8.–11. Jh.)

gefunden wurden. Im Vordergrund dieser interdisziplinären kunsthistorischen und naturwissenschaftlichen Analysen standen die phänomenologische und materialkundliche Charakterisierung der Gläser, welche Aufschluss über die Rohstoffe und das Herstellungsverfahren der Glasfenster geben sollten. Zudem versuchten wir uns über Rekonstruktionsversuche ein Bild vom Aussehen der verlorenen Fensterverschlüsse zu machen.

Eine wichtige Grundlage für die Studie war der Aufbau einer neuen Datenbank, welche alle wesentlichen Informationen über die Flachglasfunde und die zugehörigen Materialien wie Glasproduktionsabfälle, Schmelztiegel oder Fensterblei beinhaltet: genaue Fundlage, Datierung, eine detaillierte Fundbeschreibung (Farbe, Form, Dimensionen, Erhaltungszustand), chemische Zusammensetzung, die Analysemethoden, Herstellungstechnik und Literaturhinweise.

Der Sittener Fundkomplex ist mit 406 Einträgen vollständig in der Datenbank erfasst. In zwei sich im Druck befindlichen Publikationen, einer kunsthistorisch und einer naturwissenschaftlich ausgerichteten, werden die Forschungsergebnisse zu den Sittener Flachgläsern im Frühjahr 2005 veröffentlicht.⁷

Der aus fast 1000 Flachglasfragmenten sowie 174 Glasproduktions- und Bleiüberresten bestehende Fundkomplex aus Müstair ist ebenfalls bereits in einer Datenbank erfasst. Die Auswertung und Interpretation der Ergebnisse ist weitestgehend abgeschlossen. Sie bilden die Grundlage für eine grössere Buchpublikation. Diese soll in der Publikationsreihe der Ausgrabungen in Müstair (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich) erscheinen und neben einer Darstellung der

archäologischen, kunsthistorischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse auch einen umfangreichen Fundkatalog enthalten. Der Katalog mit detaillierten Beschreibungen und qualitätsvollen Abbildungen sowie eine Veröffentlichung der Analysedaten wird der schon lange geforderten Vergleichbarkeit nachkommen. Er liegt bereits vor und besteht aus einer detaillierten Beschreibung von nahezu 500 ausgewählten exemplarischen Funden (Glasfragmente und Produktionsabfälle). Das Buchkonzept ist erarbeitet und die Finanzierung des Vorhabens ist in Abklärung. Insgesamt wurden 111 Glasfragmente und Glasproduktionsabfälle aus Sion (n = 50) und Müstair (n = 61) chemisch analysiert. Die Analysen wurden mittels wellenlängendispersiver Röntgenfluoreszenz (WDS-RFA) in Zusammenarbeit mit dem Geochemischen Labor der Universität Basel durchgeführt. Die im Zusammenhang mit der chemischen Charakterisierung von Gläsern bekannten analytischen Probleme wie Matrixeffekte und Konzentrationsverluste einzelner Elemente – besonders betroffen sind die Elemente Kupfer und Antimon – konnten durch entscheidende Verbesserungen bei der Herstellung der Probenpräparate, den sogenannten Schmelzlingen, und zusätzliche Messungen mittels energiedispersiver Röntgenfluoreszenz an sehr kleinen Pulverproben (1–2 mg) zufriedenstellend gelöst werden.

Müstairer Funde

Die eingehende Sichtung und chronologische Ordnung der Glasfunde aus Müstair hat gezeigt, dass es sich im Vergleich zu Sion um einen weit grösseren und zeitlich breiter gefächerten Fundkomplex handelt

(nahezu 1000 Glasfragmente aus dem 8.–11. Jh.). Der Fundkomplex besteht sowohl aus Flachglas als auch aus Produktionsrückständen einer Glaswerkstatt. Die Untersuchung ergab ein grösseres Farben- und Formenspektrum, welches mehrheitlich immer noch geometrisch ist.

Die chemischen Analysen belegen, dass die Flachgläser aus Müstair mit Ausnahme weniger Fragmente eine Natrium-Kalzium betonte Zusammensetzung haben. Dies spricht für die Verwendung von mineralischer Soda (= Trona = Natron), welche in römischer Zeit vorwiegend aus den Böden arider Salzseen in der ägyptischen Wüste gewonnen und bei der Glasproduktion als Flussmittel eingesetzt wurde. Gemäss neuesten Forschungen wurde solches Rohglas auch noch nach dem Zusammenbruch des Römischen Reichs in speziellen Zentren im syrisch-palästinensischen Raum produziert und über weite Teile Europas gehandelt. Folglich schliesst die Glaszusammensetzung eine Produktion in Müstair aus. Geringe Konzentrationen bestimmter Elemente wie beispielsweise Blei, Antimon, Kupfer oder Kobalt sind ein Hinweis dafür, dass bei der Herstellung zudem gefärbtes Gebrauchsglas rezykliert wurde: So weisen in den transparenten Farbgläsern geringe Spuren von Antimon, welches in römischem Glas als Opazifizierungsmittel Gebrauch fand, auf das Wiedereinschmelzen von römischem, farbigem Opakglas hin (z. B. Glasteserae und Glasgefässe). Die höheren Metallkonzentrationen der Müstairer Gläser belegen, dass mehr Gebrauchsglas rezykliert wurde als in Sous-le-Scex. Die meisten Farbtöne scheinen durch die Zugabe von Farbglas erzielt worden zu sein. Spezielle Farbtöne wie rubinrot und smaragdgrün und deren hohe Transparenz weisen auf ein hohes

Abb. 10: Müstair, Kloster
St. Johann. Laveztiegel
Fund-Nr. 12 924.
Der Tiegel ist so beschnitten,
dass sich beim Schnitt-
rand des Bodens ein breiter
Ausguss ergab. Der Glasur-
rückstand unten und die
Glasurränder weisen auf die
Topfstellung (Schräglage wie
im Bild) im Ofen hin. Rand-
durchmesser 20 cm, Höhe
13 cm.



handwerkliches Geschick und ein neues technologisches Verständnis hin.

Die Herstellung der Fenstergläser vor Ort ist durch Produktionsreste belegt, deren Zusammensetzung mit derjenigen der Flachglasfragmente chemisch übereinstimmt. Der bisher einmalige Fund eines zur Flachglasherstellung verwendeten Laveztiegels darf aufgrund seiner speziellen Form als klarer Hinweis für die Verwendung des Giess-Streich-Verfahrens interpretiert werden (Abb. 10). Gegenüber dem sonst im Frühmittelalter üblicherweise nachgewiesenen Zylinderblasverfahren sind die Müstairer Funde ein Beispiel für die späte Verwendung des Giess-Streich-Verfahrens.

In Müstair belegen Grabungsfunde die Verwendung von Bleiruten bei der Montage der Fenster. Die räumliche Verteilung der Flachglasfunde und deren Kartierung nach Farben und Formen lassen darauf schließen, dass die verschiedenen Gebäudeteile unterschiedlich verglast waren. Insbesondere im Bereich der Heiligkreuzkapelle scheinen kleinere und feinere Formstücke, im Südtrakt hingegen grössere und dickere

verwendet worden zu sein. Diese vorläufige Interpretation bedarf jedoch noch einer eingehenderen Überprüfung.

Während internationaler Fachtagungen und im Kontakt zu Forschergruppen in Deutschland, England, Frankreich und Italien konnten wir uns davon überzeugen, dass den Fundkomplexen von Sion und Müstair als missing link in der Glasforschung eine eminente Bedeutung zukommen und ihre detaillierte Untersuchung in naturwissenschaftlicher als auch in kunsthistorischer Hinsicht auf besondere Beachtung stösst. Die neu gewonnenen Erkenntnisse schaffen eine wichtige Basis für die Weiterbearbeitung von Fragen an das nur spärlich erhaltene, jedoch in den schriftlichen Quellen vielfach bezeugte Kulturgut.

Die Forschungsergebnisse wurden an mehreren Tagungen publik gemacht. Zwei Aufsätze sind im Druck.⁷

Cordula M. Kessler, Sophie Wolf

Frühmittelalterliche Steinmetzarbeiten, Flechtwerksteine

Die Bearbeitung der Flechtwerkskulptur von Müstair muss in einem grossen Zusammenhang gesehen werden. Ihre Beurteilung und Einordnung setzt die Kenntnis der Stücke aus den angrenzenden Regionen voraus. Ein grösserer Teil dieses Materials liegt zwar publiziert vor, ist aber bezüglich Datierung, stilistischer Einordnung und Inhalt unbefriedigend erschlossen.

Dem Ensemble von Müstair kommt eine grundlegende Bedeutung zu, weil die Datierung vieler Stücke in den Zeitraum zwischen Klostergründung (nach 775) und Errichtung des Planta-Turms (nach 957) gesichert ist. Vergleichbare Voraussetzungen sind in den benachbarten Regionen kaum

zu finden. Andererseits ist die formale und stilistische Uneinheitlichkeit des Müstairer Ensembles auffällig. Es muss nach Werkstätten, Zeit- und Landschaftsstilen gefragt und die beeinflussenden Zonen müssen definiert werden. Deshalb sind die benachbarten Regionen intensiv einzubeziehen.

Ein besonderes Problem stellt die Beschreibung der Flechtwerkornamentik dar: es besteht keine einheitliche Terminologie; die Vorstellungen, die den verwendeten Begriffen im romanischen und deutschsprachigen Gebiet zugrunde liegen, divergieren oft inhaltlich und fachlich. Eine treffende Beschreibung ist aber unabdingbar für das Verständnis und die Gruppierung der Flechtwerkstücke. Sie ist Grundlage für ein tieferes Eindringen in die Entwicklungsgeschichte der Gattung.

Drei Treffen in Zurzach AG, Chur und Bellinzona TI mit Kollegen aus dem In- und Ausland (Italien, Deutschland, Österreich) haben dazu gedient, neben einer allgemeinen Kenntnisnahme der Forschungssituation, den Weg für eine umfassende Aufarbeitung der Flechtwerkskultur festzulegen. Beschreibung, Sicht- und Ausdrucksweise sowie zeichnerische und fotografische Dokumentation sollen vereinheitlicht werden. Auf ausdrücklichen Wunsch der italienischen Kollegen wird Werner Peter bei einem nächsten Treffen im Februar 2005 die zeichnerische Dokumentation vorführen, die vor Jahren für Müstair entwickelt wurde. Sie soll künftig allgemeine Verwendung finden. Dasselbe gilt für die fotografische Dokumentation.

Eine Arbeitswoche in Müstair mit dem Steinmetz-Meister Bruno Egger, Wislikofen AG, galt dem Nachvollzug des Arbeitsprozesses bei der Herstellung von Flechtwerksteinen. Die Originale wurden auf Werk-

spuren und verwendete Werkzeuge hin überprüft. Bruno Egger stellte anschließend eine Kopie eines Flechtwerkfrieses her, in der die verschiedenen Arbeitsstadien festgehalten sind. Alfred Hidber, Zurzach AG, dokumentierte den Ablauf fotografisch.

Teilnehmer: Stefanie Fuchs und Miriam Wissen, Heidelberg (D); Béatrice Keller (ADG); Martin Mittermair und Hans Nothdurfter, Bozen (I); Werner Peter, Katrin Roth-Rubi, Annette Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser, Anna Stütze, Gaby Weber (Projekt Müstair); Michael Unterwurzacher, Innsbruck (A).

Mehrere Sitzungen galten Beschreibungsübungen mit den InventarisatorInnen der Rohkataloge der Flechtwerksteine von Müstair und aus dem übrigen Graubünden. Dabei wurde folgender Leitsatz entwickelt: «Die Beschreibung muss knapp, anschaulich und unmissverständlich sein. Keine Sätze, sondern Stichworte. Allenfalls Wiederholungen, wenn damit Klarheit erreicht wird.» Grundbegriffe und Motive wurden definiert, die Sichtweise festgelegt («bei der Beschreibung der Ornamente sind die geometrischen Grundformen klarzustellen»).

An Hand einiger Beispiele wurde die Form des zu publizierenden Kataloges erarbeitet. Der abgeschlossene nicht publikationsfähige Rohkatalog erlaubt es, im kommenden Jahr diesen Teil des Projektes effizient anzugehen; wie es sich gezeigt hat, wird aber eine Überprüfung der Originale für die meisten Stücke unabdingbar sein.

Hans Rudolf Sennhauser, Katrin Roth-Rubi

Beiträge und die wichtigsten Resultate

- Für die Erfassung der Marmorskulpturen hat Jürg Goll eine FileMaker-Datei

7 CORDULA M. KESSLER/SOPHIE WOLF/STEFAN TRÜMLER: Die frühesten Zeugen ornamentaler Glasmalerei aus der Schweiz: Die frühmittelalterlichen Fensterglasfunde von Sion, Sous-le-Scex, ZAK (in Vorbereitung). SOPHIE WOLF/CORDULA M. KESSLER/WILLEM B. STERN/YVONNE GERBER: Composition and manufacture of early medieval coloured window glass from Sion (Valais, Switzerland) – Roman glass tradition or innovative craftsmanship? In: *Archaeometry* 47/2, 2005.

erarbeitet, die nach einer Diskussionsrunde in Zurzach mit wenigen Anpassungen als verbindliche Basis für alle in- und ausländischen BearbeiterInnen festgelegt wurde.

- Werner Peter hat die Grundlagen für die einheitliche Dokumentationsweise erarbeitet und anlässlich von Kolloquien vorgeführt.
- Beschreibungskriterien des Rohmaterials und der Steinbearbeitung sind anlässlich einer Tagung erarbeitet worden.
- Das Vokabular für die einzelnen Beschreibungskriterien wurde an einem Kolloquium besprochen, in intensiven Einzel- und Gruppengesprächen eingeübt sowie in einem Glossar festgehalten.
- Die von Gaby Weber eingegebene Literaturliste umfasst 787 Einträge zu Flechtwerksteinen, davon rund 200 Monographien.
- Gaby Weber und Anna Stütze haben 2004 alle Müstairer Marmorskulpturen in einem Rohkatalog erfasst.
- Der Müstairer Katalog umfasst 1332 Objekte.
- Gut die Hälfte davon ist in einem so guten Zustand, dass die Objekte entweder nach Funktion oder Motiv sinnvoll eingeordnet werden konnten.
- Werner Peter hat weitere Müstairer Objekte dokumentiert.
- Hans Rudolf Sennhauser hat mit Katrin Roth-Rubi die erwähnten Tagungen und Treffen geleitet und mit den BearbeiterInnen die Arbeitsschritte besprochen.

Jürg Goll

IV. Publikationen

- *Anderau Walter*: Nachwort – Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair, in:

Karl der Grosse und Europa, Symposium «Karl der Grosse und Europa» in Berlin 2003, hrsg. von der Schweizerischen Botschaft in der Bundesrepublik Deutschland in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum, Frankfurt am Main 2004, 117–119.

- *Fehr Katharina*: Frauen aus einem anderen Jahrhundert. «Clarity» im Gespräch mit der Priorin des Klosters St. Johann, in: Clarity. Das KPMG Magazin für Wirtschaft und Gesellschaft, Zürich 2004.
- *Foffa Crispin*: Val Müstair. Gesellschaftliche, kulturelle, wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Bevölkerung und der Infrastruktur des Val Müstair in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, Samedan 2003.
- *Goll Jürg*: Backsteinbau im zentralen Alpenraum, in: Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters (Akten des Graduiertenkollegs der Technischen Universität Berlin 2003), Petersberg 2004, 62–76 (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 2).
- *Goll Jürg*: Mittelalterlicher Backsteinbau in der Schweiz – Medieval brick building in Switzerland, in: ZI, Ziegelindustrie International/Brick and Tile Industry International 06/2004, hrsg. vom Bauverlag BV GmbH, Gütersloh 2004, 60–63.

- *Goll Jürg*: Karl der Grosse und das Kloster St. Johann in Müstair, in: Karl der Grosse und Europa, Symposium «Karl

- der Grosse und Europa» in Berlin 2003, hrsg. von der Schweizerischen Botschaft in der Bundesrepublik Deutschland in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum, Frankfurt am Main 2004, 29–54, 63–66.
- *Goll Jürg*: Suisse, Müstair (Grisons), Abaye Saint-Jean: 191. voute décorée, 192. Relief du baptême du Christ, 193. Statue de Charlemagne, in: *Le stuc, Visage oublié de l'art médiéval*, exposition Musée Sainte-Croix de Poitiers 16 septembre 2004 – 16 janvier 2005, Paris/Poitiers 2004, 214–217.
 - *Goll Jürg*: Klostermuseum Müstair, Schnell, Kunstführer Nr. 2597 (Museumsführer), Regensburg 2004. – Deutsch/Französisch/Englisch.
 - *Schwarz-Zanetti Gabriella/Deichmann Nicolas/Fäh Donat/Goll Jürg/Masciardi Virgilio*: The earthquake in Churwalden (CH) of September 3, 1295, in: *Eclogae geologicae Helvetiae* 97, Basel 2004, 255–264.
 - *Rutishauser Hans*: Das Benediktinerkloster St. Johann in Müstair als Zeuge karolingischer Kulturpolitik, in: *Karl der Grosse und Europa*, Symposium «Karl der Grosse und Europa» in Berlin 2003, hrsg. von der Schweizerischen Botschaft in der Bundesrepublik Deutschland in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum, Frankfurt am Main 2004, 55–63.

Keine Koordinatenangaben⁹

Einleitung

Im Sommer 2002 und 2003 überbrachte Roland Müller, Trimmis, dem ADG zahlreiche römische Militaria-Funde, die er mit dem Metalldetektor im Bereiche der Crap-Ses-Schlucht, verstreut über mehrere Kilometer auf Gemeindegebiet von Tiefencastel, Riom-Parsonz und Cunter, fand⁹. Die Funde wurden dabei nur knapp unter der Grasnarbe geborgen, d. h. in der Regel in einer Tiefe von ca. 6-12 cm, vereinzelt auch 15 cm tief. Teilweise kamen die Funde in bewaldetem Gelände, teilweise auf Wiesland zum Vorschein. Unter diesen Funden befinden sich 13 dattelnkern- bis olivensteinförmige Schleuderbleie, die alle mit Stempeln der III., der X. und der XII. Legion versehen sind. Dann gibt es unter diesen Funden zwei Eisenfibeln, zwei Zeltheringe, verschiedene Geschosspitzen, eine Dolabra- klinge (Raut- und Kreuzhacke) und diverse augusteische Schuhnägel.

Schon bald einmal vermutete ich, dass diese gestempelten Schleuderbleie einen Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug des Tiberius und Drusus von 16/15 v. Chr. haben könnten,¹¹ da sich nicht nur mit den Schleuderbleien, sondern auch mit den übrigen Militaria-Funden durchaus gewisse chronologische Verknüpfungen zu den frühromischen Militärlagern von Augsburg-Oberhausen¹² und Dangstetten¹³ (D) und auch zu weiteren frühromischen Stationen erahnen liessen. Bald einmal erhielt ich wissenschaftlichen Sukkurs durch Regula Frei-Stolba, Lausanne VD, und Hans Lieb, Schaffhausen, die mich aufgrund des Vorberichtes aufsuchten und mir mitteilten, dass es aus althistorischer Sicht keinen Zweifel daran

gebe, dass die gestempelten Schleuderbleie aus dem Crap-Ses-Gebiet in direktem Zusammenhang mit dem Ereignis des Alpenfeldzuges stünden.¹⁴ Regula Frei-Stolba gelang es sogar überzeugend zu belegen, dass es sich beim andreas-kreuzartigen Stempel auf der Rückseite der Schleuderbleie mit dem Stempel der XII. Legion (L·XII) um ein Blitzbündel und somit bei dieser Legion um die Legio XII Fulminata handelt, möglicherweise dieselbe Legion, die bereits 40 Jahre zuvor (57 v. Chr.) unter Servius Sulpicius Galba im Walliser Gebirge im Einsatz stand.

Weitere Militaria-Funde aus der Umgebung der Crap-Ses-Schlucht

Im Nachfolgenden werden weitere Funde vorgestellt, die im Sommer 2004 von Roland Müller im Umkreis der Crap-Ses-Schlucht entdeckt und unverzüglich dem ADG abgeliefert wurden.¹⁵ Bei der Fundvorlage werden wieder – wie in den vorgängigen Berichten – dieselben Fundstellenbezeichnungen verwendet, wobei ich aus Sicherheitsgründen vorläufig auf die Angabe von Koordinaten verzichte:

Fundstelle 1, auf Boden der Gemeinde Tiefencastel; Fundstellen 2 und 3, auf Gebiet der Gemeinde Riom-Parsonz; Fundstelle 4, auf Gemeindegebiet von Cunter.

Im Bereich der Fundstelle 2 (Riom-Parsonz), wo im Vorjahr zwei halbe Münzen (republikanische Asse), zwei Zeltheringe und ein Schleuderblei gefunden worden waren, entdeckte Müller im Sommer 2004 drei Eisenobjekte (Abb. 11,1-3), darunter ein eiserner Stilus (Schreibgriffel) (Abb. 11,1) von 11,5 cm Länge, dessen oberes Ende eine Spatelform und das untere Ende eine markante Spitze bildet. Die Zone unmittelbar über der Gerätespitze ist verziert, indem sie

8 Eine leicht veränderte Fassung dieses Artikels ist erschienen: RAGETH JÜRIG: Weitere frühromische Militaria und andere Funde aus dem Oberhalbstein GR – Belege für den Alpenfeldzug. *JbSGUF* 88, 2005, 302-312.

9 Zum Schutz der Fundstellen werden die Koordinaten nicht bekannt gegeben.

10 *JbSGUF* 86, 2003, 247f. – *Jb ADG DPG* 2002, 151-153. – RAGETH JÜRIG: Frühromische Militaria aus dem Oberhalbstein GR – Belege für den Alpenfeldzug? *JbSGUF* 87, 2004, 297-303. – RAGETH JÜRIG: Neue römische Funde aus dem Bereich der Crap-Ses-Schlucht (Oberhalbstein). *Jb ADG DPG* 2003, 57-66.

11 wie Anm. 10.

12 HÜBENER WOLFGANG: Die römischen Metallfunde von Augsburg-Oberhausen. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte 28, Kallmünz/Opf 1973.

13 FINGERLIN GERHARD: Dangstetten I. Katalog der Funde. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 22, Stuttgart 1986. – FINGERLIN GERHARD: Dangstetten II. Katalog der Funde. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 69, Stuttgart 1998.

14 FREI-STOLBA REGULA: Der Alpenfeldzug und die Bedeutung der Schleuderbleie aus dem Oberhalbstein. *Jb ADG DPG* 2003, 67-73.

15 Roland Müller sei für seinen grossen Einsatz und seine Zusammenarbeit mit dem ADG gedankt.

hexagonal gegliedert ist. Einzelne horizontale Rillen im Schaftbereich deuten möglicherweise auf weitere Verzierungen hin. Der Schreibgriffel ist zweifellos römisch; ob er allerdings im Besitz eines Soldaten oder eines Offiziers stand, ist nicht auszumachen. Von derselben Fundstelle gibt es auch ein länglich-schmales Messerchen (Abb. 11,2), das 14,1 cm lang ist, einen geradlinigen Rücken und eine im Schnitt rechteckige Griffpartie aufweist. Der Griff endet in einem Tierkopf. Ob es sich dabei allerdings um einen Hundekopf, einen Bären- oder gar Löwenkopf handelt, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Das Messerchen erinnert in seiner Art an ein skalpellartiges Gerät, doch bin ich mir durchaus bewusst, dass römische Skalpelle in der Regel andere Formen aufweisen;¹⁶ natürlich käme diesbezüglich auch ein anderer Messertyp in Frage.

Bei einem dritten Objekt handelt es sich um einen eisernen Fingerring mit rahmenartiger ovaler Fassung (Abb. 11,3), aus der offensichtlich die Karneol- oder Glaseinlage herausgefallen ist. In römischer Zeit treffen wir mehr bronzene als eiserne Fingerringe an;¹⁷ doch sind eiserne Fingerringe in früh-römischen Militärlagern keine Seltenheit.¹⁸ Mit dieser Beobachtung sei die Frage aufgeworfen, ob das Tragen von eisernen Fingerringen in früh-römischer Zeit allenfalls den Männern vorbehalten war.

Im Bereich der Fundstelle 3 (Riom-Parsonz), wo im Sommer 2003 zwei Fibeln, mehrere Schleuderbleie und andere Geschosse, aber auch ein Lanzenschuh, eine Kreuzhacke (Dolabraklinge), ein Schwertheft, zwei Messer und diverse augusteische Schuhnägel geborgen wurden, fand sich auch ein konisches Bleiobjekt von 2,47 cm Länge und 1,75 cm Breite, das innen teilweise hohl ist (Abb. 11,5); leider erkannte

ich damals nicht das Alter und den Stellenwert dieses Fundobjektes. Zwischenzeitlich stellte ich aber fest, dass es ähnliche Fundobjekte auch im Fundensemble von Kalkriese (Osnabrück, D) gibt, das als Überrest der Varusschlacht von 9 n. Chr. angesehen wird.¹⁹ In den Veröffentlichungen über die Kalkrieser Funde werden diese Objekte eindeutig als Bleilote/Senkbleie angesprochen. Es macht also den Anschein, dass selbst Senkbleie mit auf die Feldzüge gingen.

Dann gibt es von der Fundstelle 3 ein tüllartiges Eisenobjekt mit vertikaler Naht und abgerundetem unterem Ende (Abb. 11,4), das rein formal durchaus an einen Lanzenschuh erinnert.²⁰ Auch wenn beim vorliegenden Stück die bei Lanzenschuhen ansonst markante Spitze fehlt, so gibt es doch aus dem Fundensemble von Alesia²¹ (F) oder auch von Dangstetten²² (D) diverse vergleichbare Eisenobjekte, die teilweise als Lanzenschuhe angesprochen werden und in die Spätlatènezeit oder in die augusteische Zeit datieren. An der Fundstelle 3 wurde auch ein augusteischer Schuhnägel mit konischem Kopf geborgen (Abb. 11,6), auf den ich hier nicht mehr näher einzugehen brauche.

Im Bereich der Fundstelle 4 (Cunter) wurden von Roland Müller im Frühjahr 2004 diverse interessante Metallobjekte geborgen (Abb. 11,7-22). Das interessanteste Fundstück bildet eine Bronzefibel mit stark verbreitertem Bügel und mit Scharnierkonstruktion, die seitlich von zwei Knöpfen begleitet wird (Abb. 11,7). Der Fibelfuss selbst ist eher klein. Diese Fibel entspricht dem von Ettliger definierten Typ 28, (Scharnierfibel mit breitem Bügel), der von Ettliger in die Zeit zwischen 25 und 5 v. Chr., also in die früh-augusteische Zeit datiert wird.²³ Der vorliegende Fibeltyp lässt

16 RIHA EMILIE: Römisches Toiletengerät und medizinische Instrumente aus Augst und Kaiseraugst. Forschungen in Augst 6, Augst 1986, Taf. 56, 57.

17 RIHA EMILIE: Der römische Schmuck aus Augst und Kaiseraugst. Forschungen aus Augst 10, Augst 1990, 26-48, Taf. 1-9.

18 HÜBENER, wie Anm. 12, 75f., Taf. 31,1-24. – FINGERLIN 1986, wie Anm. 13, 251, Nr. 54,9. – FINGERLIN 1998, wie Anm. 13, 228, Nr. 723b; 300, Nr. 957,6; 330, Nr. 1048,6.

19 SCHLÜTER WOLFGANG/FRANZIUS GEORGIA ET AL.: Kalkriese – Römer im Osnabrücker Land, Bramsche 1993, 150, Abb. 44a und b. – SCHLÜTER WOLFGANG/FRANZIUS GEORGIA: Archäologische Zeugnisse zur Varusschlacht? Germania 70, 378, Abb. 14,4,8.

20 Siehe den Lanzenschuh, der 2003 gefunden wurde: RAGETH JÜRIG: Neue römische Funde aus dem Bereich der Crap-Ses-Schlucht (Oberhalbstein). Jb ADG DPG 2003, 60, Abb. 38,1.

21 REDDÉ MICHEL/VON SCHNURBEIN SIEGMAR ET AL.: Alesia. Fouilles et recherches franco-allemandes sur les travaux militaires romains autour du Mont-Auxois, Paris 2001, vol 2, pl. 74-78 ; pl. 74,424-433.

22 FINGERLIN 1986, wie Anm. 13, 239, Nr. 22,3; 306, Nr. 242,9.

23 ETTLINGER ELISABETH: Die römischen Fibeln der Schweiz, Bern 1973, 89-92.

Weitere römische
Militaria-Funde aus dem
Oberhalbstein

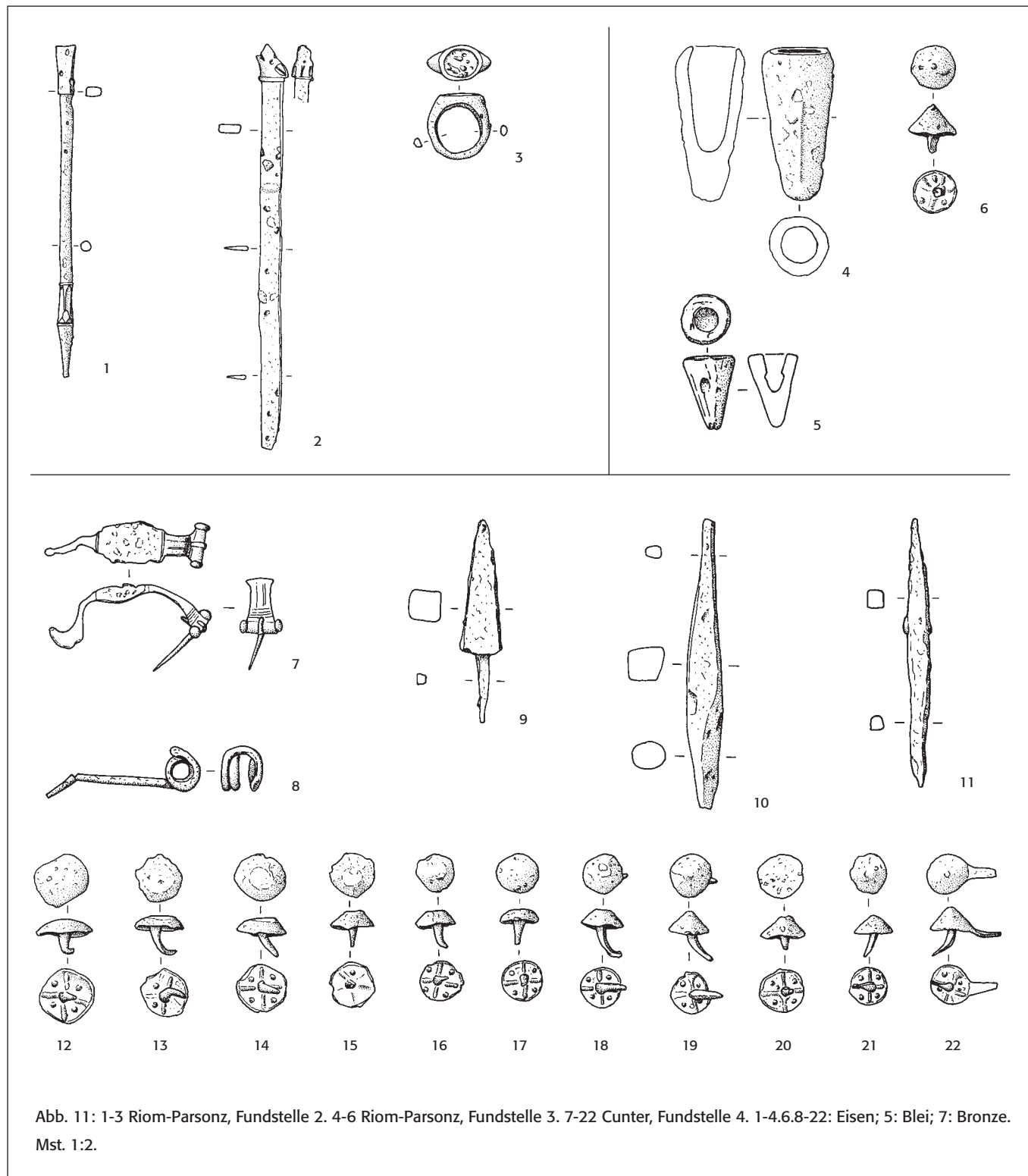


Abb. 11: 1-3 Riom-Parsonz, Fundstelle 2. 4-6 Riom-Parsonz, Fundstelle 3. 7-22 Cunter, Fundstelle 4. 1-4.6.8-22: Eisen; 5: Blei; 7: Bronze.
Mst. 1:2.

sich am ehesten mit der Fibelvariante Alesia IIc nach Demetz²⁴ vergleichen und kann aufgrund einer guten Parallele aus dem Lager von Dangstetten²⁵ mit guten Gründen in die Zeit des Alpenfeldzuges gesetzt werden. Auch im Fundensemble von Alesia finden sich diverse Fibeln, die sich durchaus mit dem Stück aus dem Crap-Ses-Gebiet vergleichen lassen.²⁶

Nur unweit dieser Fibel fand sich das Fragment einer Eisenfibel (Abb. 11,8), von der die Fibelnadel und die Fibelfeder mit vier Windungen und wahrscheinlich oberer Sehne erhalten sind. Bei diesem Fibeltyp denkt man an die Nauheimerfibeln oder auch andere spätlatènezeitliche Fibelformen, wie z. B. den Typus mit drahtförmigem Bügel, wie er aus dem Crap-Ses-Bereich schon von der Fundstelle 3 vorliegt.²⁷ Des Weiteren gibt es von der Fundstelle 4 drei Eisenartefakte unterschiedlicher Form und Funktion (Abb. 11,9-11). Das erste Objekt (Abb. 11,9) ist ein Geschoss mit im Schnitt quadratischer Spitze und dünnem,

dornartigem Schaft, bei dem es sich wahrscheinlich um ein Bolzengeschoss oder eine Katapultpfeilspitze handelt.²⁸ Ob es sich bei einem weiteren geschossartigen Eisenobjekt mit quadratischem Querschnitt (Abb. 11,10) um eine abgebrochene Pilumspitze handelt, kann nicht mit letzter Sicherheit postuliert werden. Ein weiteres Eisenartefakt mit quadratischem Schnitt könnte als Geschossspitze oder als anderweitiges Gebrauchsobjekt Verwendung gefunden haben.

Von derselben Fundstelle gibt es wiederum zahlreiche Schuhnägel mit grosser kalottenförmiger und auch kegelförmiger Kopfbildung (Abb. 11,12-22; Abb. 12,1-2), deren Unterseite wieder den typischen Strichpunkt-Dekor aufweisen. Bereits früher habe ich darauf hingewiesen, dass solche Schuhnägel charakteristisch für die augusteische Zeit sind.²⁹

Ein ganz besonders interessantes Fundstück ist ein grösseres eisernes Hau-, Laub- oder Sichelmesser (Abb. 12,3; Abb. 13), das aus

24 DEMETZ STEFAN: Fibeln der Spätlatène- und frühen römischen Kaiserzeit in den Alpenländern. Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie, Materialien und Forschungen 4, Rahden/Westfalen 1999, 156-164.

25 FINGERLIN 1986, wie Anm. 13, 319, Nr. 297,2.

26 REDDÉ/VON SCHNURBEIN, wie Anm. 21, vol. 2, pl. 91,48.54.55.

27 RAGETH JÜRGE: JbSGUF 87, 2004, 300, Abb. 5,1.

28 UNZ CHRISTOPH/DESCHLER-ERB ECKHARD: Katalog der Militaria aus Vindonissa. Veröffentlich. der Gesellschaft Pro Vindonissa XIV, Vindonissa 1987, 25f., Taf. 22,427-28. – HÜBENER, wie Anm. 12, Taf. 5,7-12. – ZANIER WERNER, in: Germania 72, 1994, 587-596.

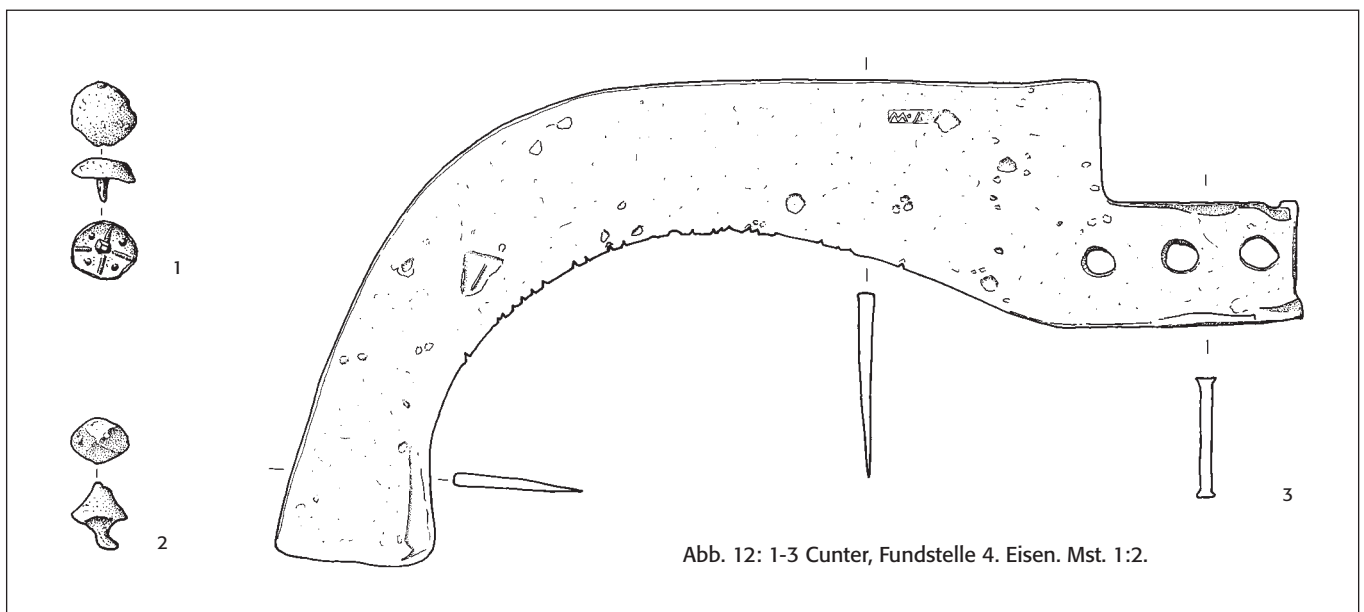


Abb. 12: 1-3 Cunter, Fundstelle 4. Eisen. Mst. 1:2.

formalen Gründen an eine Sichelklinge erinnert, aber anstelle der Sichelspitze einen gerade verlaufenden Abschluss aufweist. Der Messergriff wird von einer Griffzunge mit drei Nietlöchern gebildet, die sich markant von der Klingenteil absetzt; der Griff selbst bestand ursprünglich zweifellos aus Holz. Die Schneidenteil wurde offensichtlich nachträglich gezähnt, sodass das Gerät nicht nur als Hau- und Buschmesser, sondern auch als Säge verwendet werden konnte. Während ich zunächst gewisse Zweifel hegte, ob das Gerät tatsächlich römisch ist, bestätigten mir zwei in typisch römischer Manier gestempelte Buchstaben (M·A) im oberen, respektive hinteren Bereich der Klinge die römerzeitliche Datierung des Objektes. Dass noch weitere Buchstaben eingestempelt sind, ist zwar nicht ausgeschlossen, lässt sich aber leider nicht mit Sicherheit erkennen, da die Klinge im Stempelbereich durch Oxydationen relativ

stark beeinträchtigt ist. Beim Stempel dürfte es sich wohl eher um einen Fabrikationsstempel als um einen Besitzerstempel handeln.

Solche Haumesser oder Buschmesser, die in einzelnen alpinen Regionen auch als Rungeln bezeichnet werden, wurden zum Abholzen von Gebüsch benutzt. Solche Haumesser gibt es aus verschiedenen Phasen der Eisenzeit³⁰ bis in die römische Zeit. Vergleichbare Laub- oder Sichelmesser gibt es z. B. aus dem Fundkomplex von Augsburg-Oberhausen³¹ (D) und eine weitere «Kultursichel» auch vom Magdalensberg³² (A). Ähnliche Geräte kommen auch im Fundgut des Legionslagers von Dangstetten vor,³³ doch unterscheiden sich jene Beispiele rein formal und auch typologisch stark von unserem Laubmesser.

Zusammenfassend sei festgehalten, dass dank des grossen Engagements von Roland

Abb. 13:
Cunter, Fundstelle 4.
Eisernes Haumesser.
Mst. 1:2.
Der Ausschnitt zeigt den
Stempel (M·A) vergrößert.



Müller in den Jahren 2002-2004 im Bereich der Crap-Ses-Schlucht zahlreiche römische Militaria-Funde und auch weitere Funde entdeckt wurden, die mit grösster Wahrscheinlichkeit auf kriegerische Auseinandersetzungen zurückzuführen sind, die im Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug von 16/15 v. Chr. stattfanden. Die römische Streitmacht offenbart sich dabei durch diverse Militaria-Funde, wie z. B. die Schleuderbleie mit den Legionsstempeln der III., X. und XII. Legion, durch verschiedene eiserne Geschosspitzen, zwei Lanzenschuhe, eine Dolabra-Klinge, ein Laub- und Haumesser, unzählige Schuhnägel, mehrere Bronze- und auch Eisenfibeln, zwei republikanische Münzen, zwei Zeltheringe, Messer und weitere Funde, wobei nicht wenige dieser Funde recht gute Parallelen in Fundkomplexen augusteischer und frühaugusteischer Zeitstellung finden. – Die gegnerische Seite lässt sich zumindest durch einige wenige Waffenfunde, wie z. B. eine Hellebardenaxt, eine weitere Axtklinge, ein Schwertheft und möglicherweise auch eine morgensternartige Waffe erahnen.

Interessant ist aber vor allem, dass es im Bereich der Crap-Ses-Schlucht offenbar zwischen der zweifellos dominierenden römischen Streitmacht und den zahlenmässig sicher nicht allzu gut dotierten einheimischen Scharen zu Kampfhandlungen kam. Die Streuung der Funde über ein Areal von über 3 km im Bereich einer eher schwierigen und engen Geländepassage lässt vermuten, dass die einheimischen Truppenverbände im Bereich der Schlucht die römischen Legionen abpassten, dann aber letztlich wohl doch zu einem Rückzugsgefecht gezwungen wurden.

Die römischen Militaria-Funde zeigen auch recht schön den urgeschichtlich-römischen

Wegverlauf im Crap-Ses-Gebiet auf der rechten Talseite des unteren Oberhalbsteins auf, eine Wegvariante, wie sie aufgrund des Hortfundes von Cunter, Burvagn, von 1798³⁴ schon längere Zeit vermutet und auch vom Strassenforscher Armon Planta aufgezeigt wurde.³⁵ Diese Wegvariante kann nun aufgrund der Neufunde grösstenteils bestätigt und teilweise korrigiert werden.³⁶ Eine weitere Wegvariante befand sich aber zweifellos auch auf der linken Talseite, die dann etwa seit der Mitte des 1. Jh. n. Chr. zur römischen, mit Wagen zu befahrenden Strasse ausgebaut wurde. Diese Strasse dürfte zwischen Savognin und Cunter die Julia überquert haben, dann zur römischen Mutatio von Riom (Gemeinde Riom-Parsonz) und nach Salouf aufgestiegen sein und über Del (Gemeinde Salouf) und Mon und möglicherweise an der römischen Siedlung von Mon³⁷ vorbei nach Tiefencastel hinunter geführt haben.

Römische Militaria-Funde aus dem Bereich des Septimerpasses

Fundumstände

Am 31. März erhielt der ADG durch Werner Zanier von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München (D) die telefonische Mitteilung, dass er am nächstfolgenden Tag Besuch von einem deutschen Sondengänger erhalten werde, der ihm Schleuderbleie und weitere Funde vorlegen wolle, die angeblich vom Septimerpass stammen. Werner Zanier erkundigte sich bei uns, wie er sich dem Sondengänger gegenüber verhalten solle. Ich informierte ihn, dass gemäss schweizerischer Gesetzgebung (ZGB, Artikel 724) Funde von erheblichem wissenschaftlichem Wert Eigentum

29 RAGETH JÜRIG: Neue römische Funde aus dem Bereich der Crap-Ses-Schlucht (Oberhalbstein). Jb ADG DPG 2003, 63.

30 NOTHDURFTER JOHANN: Die Eisenfunde von Sanzeno im Nonsberg. Römisch-Germanische Forschungen 38, Mainz am Rhein 1979, 39-43, Taf. 18.

31 HÜBENER, wie Anm. 12, 52 und Taf. 19, 1.

32 DOLENZ HEIMO: Eisenfunde aus der Stadt auf dem Magdalenenberg, Klagenfurt 1998, 152f., Taf. 48, 20.

33 FINGERLIN 1986, wie Anm. 13, 357, Nr. 371, 8. – FINGERLIN 1998, wie Anm. 13, 233, Nr. 736, 1; 345, Nr. 1109, 1.

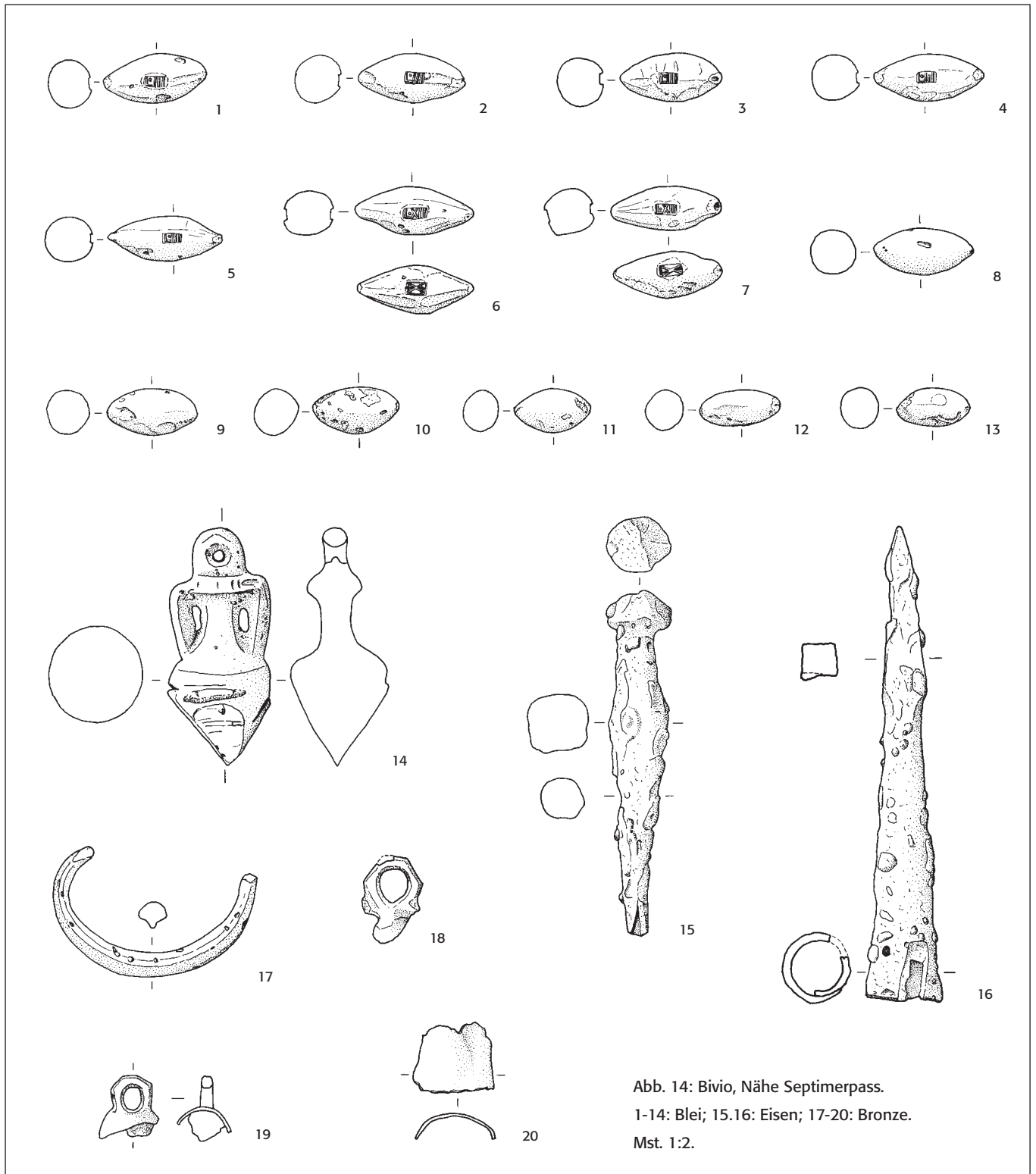
34 BILL JAKOB: Der Depotfund von Cunter/Burvagn. HA 8, 1977, 29/30, 63-73.

35 RAGETH JÜRIG: Römische und prähistorische Funde von Riom. BM 1979, 49-123. – PLANTA ARMON: Verkehrswege im alten Rätien, Band 2, Chur 1986, 98, Karte 3.

36 Aus Sicherheitsgründen zeige ich die korrigierte Wegvariante nicht auf.

37 JbSGU 37, 1946, 78f.; 42, 1952, 89. – BURKART WÄLO: Archäologische Funde an der römischen Julier/Septimer Route. BM 1952, 89-96. – RAGETH JÜRIG: Römische Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 47, Chur 2004, 60, Nr. 183.

Weitere römische
Militaria-Funde aus dem
Oberhalbstein



desjenigen Kantons seien, auf dessen Gebiet sie gefunden werden. Gemäss bündnerischer Gesetzgebung (Natur- und Heimatschutzverordnung und Kulturförderungsgesetz GR) bedingt das Ausgraben von Altertümern eine Bewilligung durch die Bündner Regierung, respektive durch die für diese Aufgabe beauftragte Amtsstelle (ADG). Bezüglich solcher Funde besteht auch eine Meldepflicht an die zuständige Amtsstelle. Bereits am nächsten Tag rief uns Werner Zanier wieder an und teilte uns mit, dass es sich bei diesen Funden tatsächlich um mehrere gestempelte Schleuderbleie, eine Hellebardenaxt und weitere Fundobjekte handle. Zanier liess die Schleuderbleie sicherheitshalber auch gleich in München zeichnen und fotografieren. Zugleich stellte er fest, dass nicht der Überbringer der Funde der eigentliche Finder war, sondern ein mit ihm befreundeter Sondengänger aus dem Vorarlberg (A). Erfreulicherweise gelang es Werner Zanier rasch, über Umwege den Namen und die Adresse des Vorarlberger Sondengängers ausfindig zu machen.³⁸ Nun lag der Ball bei uns. Ich schrieb den österreichischen Sondengänger an, erteilte ihm eine ausführliche Rechtsbelehrung und ersuchte ihn eindringlich, die Funde dem ADG abzuliefern. Mitte Mai wurde der ADG durch Werner Zanier darüber unterrichtet, dass der Vorarlberger Sondengänger bereit sei, die Funde dem ADG auszuhändigen. Und bereits einen Monat später überbrachten Werner Zanier und Sebastian Gairhos, München, dem ADG die Funde, die sie am selben Tag im Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz (A) in Empfang genommen hatten. Einige Zeit später erklärte sich auch der Finder dieser Fundobjekte bereit, an einer Begehung der Fundstelle in der Nähe des Septimerpasses teilzu-

nehmen, wofür ich sowohl dem Entdecker der Funde als auch den weiteren Teilnehmern an der Begehung meinen Dank ausspreche.

Durch den Sondengänger konnte in Erfahrung gebracht werden, dass die Funde in den Sommermonaten der Jahre 2002 und 2003 in der näheren Umgebung des Septimerpasses geborgen worden waren, wobei die Funde nicht breit streuten, sondern sich fast ausschliesslich auf eine Fläche von 40–50 m² konzentrierten. Insbesondere die Schleuderbleie schienen dabei in zwei Depots niedergelegt zu sein, was meines Erachtens im Zusammenhang mit der Interpretation des Fundes von Bedeutung sein dürfte.

Das Fundmaterial

Die interessantesten Funde, die durch den Vorarlberger Sondengänger in der Nähe des Septimerpasses geborgen worden waren, sind dreizehn Schleuderbleie (Abb. 14, 1–13), die depotartig, d. h. verteilt auf zwei kleine Depots im Boden gelegen haben sollen. So sollen einerseits die grösseren, zum grossen Teil gestempelten Schleuderbleie (Abb. 14, 1–8) und andererseits die kleineren, ungestempelten Schleuderbleie (Abb. 14, 9–13) zusammen gefunden worden sein.

Interessanterweise tauchen in der Nähe des Septimerpasses wieder dieselben Schleuderblei-Typen mit Legionsstempeln auf, wie wir sie bereits vom Crap-Ses-Bereich kennen: fünf Schleuderbleie mit dem kleinen rechteckigen Stempel der III. Legion (L·III), die eine Länge von 3,5 bis 3,9 cm und ein Gewicht von 43,2 bis 48,5 g aufweisen (Abb. 14,1-5; Abb. 16-18). Dann gibt es zwei weitere Schleuderbleie mit dem rechteckigen Stempel der XII. Legion (L·XII), die

38 Werner Zanier sei für seinen grossen Einsatz unser herzlichster Dank ausgesprochen.

Weitere römische
Militaria-Funde aus dem
Oberhalbstein

auf ihrer Rückseite einen Zusatzstempel mit einem Blitzbündel aufzeigen (Abb. 14,6.7; Abb. 19-20), bei dem es sich mit Sicherheit um das Symbol der Legio XII Fulminata handelt, also einer Legion, die bereits 57 v. Chr. unter Caesar im Rahmen des Gallischen Krieges im Wallis im Einsatz stand.³⁹

Diese beiden Schleuderbleie sind 3,8 und 4 cm lang und 49,4 und 49,7 g schwer. Dann gibt es aus diesem depotartigen Ensemble noch ein ungestempeltes Schleuderblei von 3,4 cm Länge und 43,2 g Gewicht (Abb. 14,8). In einem zweiten kleinen Depot wurden

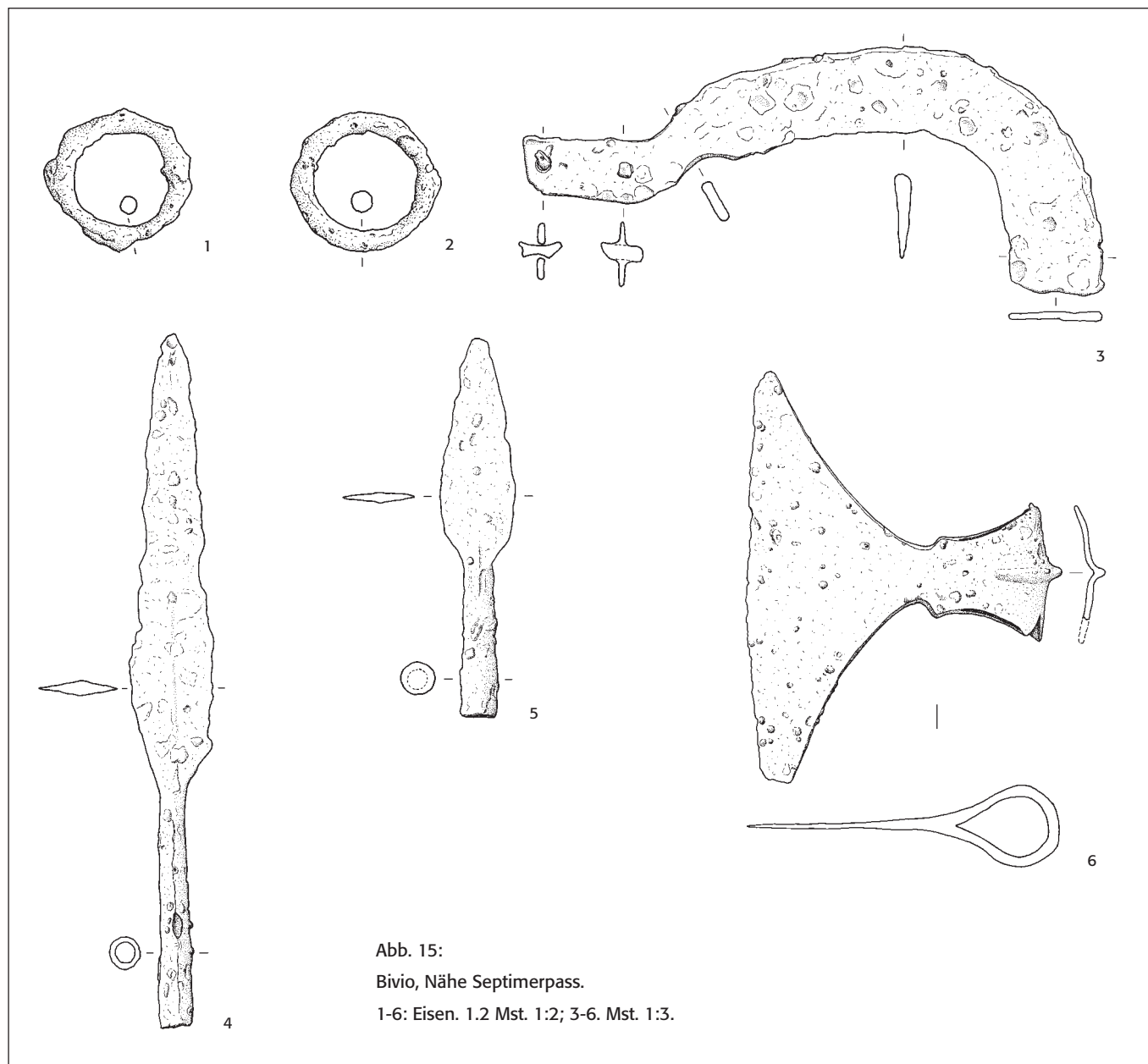


Abb. 15:
Bivio, Nähe Septimerpass.
1-6: Eisen. 1.2 Mst. 1:2; 3-6. Mst. 1:3.

fünf weitere Schleuderbleie gefunden (Abb. 14,9-13), die wesentlich kleiner als die bisher vorgelegten Schleuderbleie sind, eine Länge von 2,5–3,1 cm aufweisen und ein Gewicht von lediglich 22,2–35,3 g auf die Waage bringen.

Von ganz speziellem Interesse ist auch ein weiteres Bleiobjekt (Abb. 14,14; Abb. 21), das die Form einer römischen Spitzamphore aufweist. Das Objekt ist 8 cm lang und über 270 g schwer. Es weist eine Aufhängeöse auf und dürfte wohl am ehesten als Senkblei oder bestenfalls als eine Art Gewicht Verwendung gefunden haben. Merkwürdig muten mich mehrere Hieb- und Schnittspuren, vor allem im unteren Teil des Bleilotes, an. Unklar ist, wozu römische Truppen Senkbleie mit auf die Feldzüge nahmen,⁴⁰ d. h. ob die Senkbleie für den Bau von Gebäuden und Brücken oder für Feldvermessungen verwendet wurden.

Dann gibt es unter diesen Funden aus dem Bereich des Septimerpasses auch ein Eisenartefakt mit massivem, im Schnitt beinahe quadratischem Oberteil und mit Knopfabschluss und spitz auslaufendem, hier allerdings fragmentiertem unteren Teil (Abb. 14,15). Bei diesem Objekt handelt es sich um einen sogenannten Durchschlag, d. h. ein Gerät, mit dessen Hilfe Leder und Metallbleche und möglicherweise auch andere Materialien gelocht wurden. Solche Durchschläge gibt es wieder aus dem Fundensemble von Augsburg-Oberhausen⁴¹, aber auch aus Siedlungskomplexen⁴².

Eine eiserne Geschosspitze (Abb. 14,16) weist eine im Schnitt quadratische Spitze und eine relativ massive Tülle mit Nietloch auf. Solche Tüllengeschosse gibt es wiederum aus dem Legionslager von Dangstetten⁴³, aus Augsburg-Oberhausen⁴⁴, aber auch von Alesia⁴⁵ und den frührömischen

Fundkomplexen von Vindonissa AG⁴⁶ und Augst BL⁴⁷, was vermuten lässt, dass diese Tüllengeschosse in die republikanische und frühromische Zeit datieren.

Bei einem Bronzeobjekt von ungefähr ovaler Grundform mit stark profiliertem Querschnitt (Abb. 14,17) dürfte es sich am ehesten um einen beweglichen Grifftring gehandelt haben, der möglicherweise als Traggriff an einem Holzkasten oder einer Holzkiste befestigt war. Ähnliche Henkelgriffe gibt es wieder von Augsburg-Oberhausen⁴⁸, von Haltern (D)⁴⁹ und auch aus der Siedlung vom Magdalensberg⁵⁰.

Dann gibt es aus der Nähe des Septimerpasses auch drei Fragmente von kleinen Bronzeglocken (Abb. 14,18–20), von denen eine (Abb. 14,19) den Ansatz eines Eisenklöppels erkennen lässt. Dass die Bronzeglocken tatsächlich in römische Zeit datieren, bestätigen die sechseckigen Aufhängeösen. Nachdem für das Oberhalbstein die römische Besiedlung belegt ist (so mit der römischen Mutatio von Riom [Gemeinde Riom-Parsonz] und der frührömischen Siedlung von Savognin, östlich Padnal) kann natürlich im Bereich des Septimerpasses eine Alpbewirtschaftung in römischer Zeit nicht ausgeschlossen werden. Doch im Zusammenhang mit den übrigen Militaria-Funden im Bereich des Septimerpasses ist es wahrscheinlicher, dass diese Glockenfragmente von einem Pferdegeschirr stammen, dies umso mehr, als solche Bronzeglocken des öfteren in römischen Militärlagern gefunden werden, so z. B. in Dangstetten⁵¹, Augsburg-Oberhausen⁵², Vindonissa⁵³, Haltern⁵⁴.

Auch zwei Eisenringe von 4,0–4,5 cm Durchmesser (Abb. 15,1.2), deren genauer Verwendungszweck uns nicht bekannt ist, können durchaus römisch sein; doch gibt es

39 FREI-STOLBA REGULA, wie Anm. 14, 72f.

40 Diesbezüglich das Senkblei aus dem Crap-Ses-Gebiet (Abb. 14,14) oder auch die Bleilote von Kalkriese: SCHLÜTER/Franzius, wie Anm. 19.

41 HÜBENER, wie Anm. 12, 48f., Taf. 5,20.21.

42 HOCHULI-GYSEL ANNE ET AL.: Chur in römischer Zeit, Band II. Antiqua 19, Basel 1991, 158f., Taf. 63,17.18.

43 FINGERLIN 1986, wie Anm. 13, 318, Nr. 288,1; 328, Nr. 318,18; 333, Nr. 321,5; 401, Nr. 484,7; 404, Nr. 491,1. – FINGERLIN 1998, wie Anm. 13, 224, Nr. 707 A1; 288, Nr. 925,16; 315, Nr. 1012,2.

44 HÜBENER, wie Anm. 12, Taf. 7,1-14.

45 REDDÉ/VON SCHNURBEIN, wie Anm. 21, pl. 79, 80,578-582.

46 UNZ/DESCHLER-ERB, wie Anm. 28, Taf. 23, 24, 519-535, 26.

47 DESCHLER-ERB ECKHARD: Ad Arma. Römisches Militär des 1. Jh. n. Chr. in Augusta Raurica. Forschungen in Augst 28, 1999, 15ff., Taf. 1,1-7.

48 HÜBENER, wie Anm. 12, 68, Taf. 23,22-32.36-40.

49 MÜLLER MARTIN: Die römischen Buntmetallfunde aus Haltern. Bodenaltertümer Westfalens 37, 208f., Taf. 77, 78.

50 DEIMEL MARTHA: Die Bronzekleinfunde vom Magdalensberg. Archäologische Forschungen zu den Grabungen auf dem Magdalensberg 9, Klagenfurt 1987, 99, 340ff., Taf. 92, 93.

**Weitere römische
Militaria-Funde aus dem
Oberhalbstein**

Abb. 16:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Schleuderblei mit dem
Stempel der III. Legion.
Mst. 1:1.



Abb. 17:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Schleuderblei mit dem
Stempel der III. Legion.
Mst. 1:1.



Abb. 18:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Schleuderblei mit dem
Stempel der III. Legion.
Mst. 1:1.



Abb. 20:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Schleuderblei mit dem Stempel der Legio XII
Fulminata (Vorder- und Rückseite).
Mst. 1:1.

Abb. 19:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Schleuderblei mit dem
Stempel der Legio XII Fulmi-
nata (Vorder- und Rücksei-
te).
Mst. 1:1.



ähnliche Ringe auch aus späteren Epochen. Von ganz speziellem Interesse ist wiederum ein sichelförmiges Hau- und Laubmesser aus Eisen (Abb. 15,3), dessen Griffpartie in der Art einer Griffzunge mit zwei massiven Nieten ausgebildet ist. Die gekrümmte Klinge des Laubmessers endet in einem geraden Abschluss. In diesem Zusammenhang verweise ich auf das Hau- und Laubmesser aus dem Crap-Ses-Bereich und das Vorkommen solcher Eisengeräte sowohl in eisenzeitlichem als auch in römischem Fundkontext.⁵⁵ Laubmesser dienten in erster Linie zum Ausholzen von Gebüsch, konnten aber im Notfall natürlich ohne weiteres auch als Waffen für den Nahkampf eingesetzt werden.

Im Fundensemble vom Septimerpass sind auch zwei eiserne Lanzen- oder Speerspitzen vorhanden (Abb. 15,4.5). Bei einem Exemplar (Abb. 15,4) handelt es sich um eine 32,2 cm lange Lanzenspitze mit einem relativ schmalen Blatt, aber kräftigen Mittelgrat und mit einer ausgesprochen dünnen und auch langen Tülle, die eine Naht erkennen lässt. Das zweite Objekt (Abb. 15,5), das 17,4 cm lang ist und gegebenenfalls noch als Speerspitze bezeichnet werden könnte, wirkt von seiner Proportion her kräftig, d. h. die Speerspitze weist ein breiteres Blatt und auch eine relativ breite Tülle auf. Zu den beiden Lanzenspitzen aus dem Bereich des Septimerpasses lassen sich zweifellos annähernde Parallelbeispiele so-

wohl aus der späteren Latènezeit⁵⁶ als auch aus römischen Fundkontexten⁵⁷ beibringen. Leider lässt sich bei beiden Lanzenspitzen nicht sagen, ob es sich dabei um Waffen einer einheimischen alpinen Bevölkerung oder um die Bewaffnung römischer Legionäre handelt.⁵⁸

Als einheimische Waffe kann zweifellos eine eiserne Hellebardenaxt gewertet werden (Abb. 15,6 und Abb. 22), die sich ebenfalls im Fundensemble aus der Nähe des Septimerpasses befand. Es handelt sich dabei um eine Axt von 14,6 cm Länge und 19,3 cm Breite. Im Gegensatz zur Hellebardenaxt aus dem Crap-Ses-Bereich verläuft die Klinge der vorliegenden Axt nahezu gerade. Der Nacken der Axt ist wiederum schmal und nur leicht abgesetzt, zusätzlich ist er durch eine Rippe verstärkt. Wie ich bereits im Bericht des Vorjahres festhielt, sind Hellebardenäxte vor allem im südalpinen Raum (Lago Maggiore, Val Camonica, Südtirol, I) und im zentralalpinen Gebiet (Graubünden, Walenseegebiet) und z. T. noch im ostalpinen Gebiet verbreitet und datieren in die Spätlatènezeit bis hin zum Beginn der römischen Kaiserzeit.⁵⁹

Des weiteren beinhaltet das Fundensemble vom Septimerpass noch einige weitere Funde, so z. B. eine Bronze- oder Kupfermünze – ein As oder Dupondius – von 2,45–2,65 cm Durchmesser, die sehr stark abgenutzt und vorläufig kaum näher zu bestimmen ist, sowie ein fladenförmiger Bleiklumpen von 6,28 x 3,7 cm Grösse und 68,5 g Gewicht, der hellbeige patiniert ist und bei dem man sich nicht sicher ist, ob er römisch oder allenfalls auch jünger ist. Dann gibt es noch drei runde bis ovale, kleine Bleikugeln von 12,5–14 mm Durchmesser, die von einem neuzeitlichen Vorderladergewehr stammen sowie ein völlig zusammengestauchtes,

Abb. 21:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Bleilot in Amphorenform.
Mst. 1:1.

- 51 FINGERLIN 1998, wie Anm. 13, 326, Nr. 1039,2; 360, Nr. 1156,3.
52 HÜBENER, wie Anm. 12, 40f., Taf. 9, 1-10.
53 UNZ/DESCHLER-ERB, wie Anm. 28, Taf. 7b, 2352-2361.
54 MÜLLER, wie Anm. 49, 53, Taf. 56-62.
55 Siehe Abb. 14,3 und Text zu Fundstelle 4 (Cunter) im vorliegenden Aufsatz.
56 REDDÉ/VON SCHNURBEIN, wie Anm. 21, pl. 55-59. – VOUGA PAUL: La Tène. Monographie de la station, Leipzig 1923, pl. IX, X, XIII.
57 UNZ/DESCHLER-ERB, wie Anm. 28, Taf. 16, 19. – DESCHLER-ERB, wie Anm. 47, Taf. 5, 6.
58 Zum Einsatz von Lanzen bei der römischen Kavallerie: JUNKELMANN MARCUS: Die Reiter Roms, Teil III. Kulturgeschichte der antiken Welt, Band 53, Mainz 1992, 130ff.
59 JbSGUF 87, 2004, 297. – RAGETH JÜRIG: Neue römische Funde aus dem Bereich der Crap-Ses-Schlucht (Oberhalbstein). Jb ADG DPG 2003, 58.

**Weitere römische
Militaria-Funde aus dem
Oberhalbstein**

vermutlich rezentes Geschoss aus Blei und Messing (?). Ob diese Geschosse allerdings von Jagd- oder Kampfaffen stammen, ist nicht zu beurteilen. Weitere Eisen- und auch andere Metallobjekte möchte ich am ehesten mit den militärischen Anlagen des 20. Jahrhunderts und den damit verbundenen militärischen Übungen in Zusammenhang bringen.

Diskussion

Sowohl im Bereiche der Crap-Ses-Schlucht zwischen Tiefencastel und Cunter als auch in der Nähe des Septimerpasses wurden in den Jahren 2002 bis 2004 zahlreiche römische Militaria-Funde geborgen, darunter 20 mit

Legionsstempeln versehene Schleuderbleie und sechs ungestempelte Exemplare, dann aber auch mehrere eiserne Geschosspitzen, zwei Lanzen spitzen, zwei Lanzen schuhe, zwei Hellebardenäxte, eine Dolabraklinge, zwei Laubmesser, zahlreiche augusteische Schuhnägel, ein Schwertfragment, ausserdem zwei Zeltheringe, mehrere Bronze- und Eisenfibeln und weitere Metallobjekte, die vermuten lassen, dass wir es hier mit Zeugen, d. h. archäologischen Überresten des Alpenfeldzuges von 15 v. Chr. zu tun haben. Zahlreiche dieser Funde finden denn auch gute Parallelen in spätrepublikanischen Fundkomplexen und in Fundbeständen von frühromischen Militärlagern, die das Datum des Alpenfeldzuges zwar durchaus wahrscheinlich machen, aber natürlich keine präzisen Datierungen liefern.

Zwar hat vor kurzem Katrin Roth-Rubi in einem Artikel zu den Walenseetürmen⁶⁰ vor allem aufgrund des keramischen Fundgutes aus dem Lager von Dangstetten und weiterer frühromischer Militärlager den Verdacht ausgesprochen, dass das Lager von Dangstetten nicht erst 15 v. Chr., sondern bereits um oder ab 20 v. Chr. erstellt worden ist und dass auch die Walenseetürme – möglicherweise von Dangstetten aus – zur Vorbereitung des Alpenfeldzuges und zur Strassensicherung für den eigentlichen Vormarsch in dieser Zeitphase errichtet und anschliessend kurz nach dem Alpenfeldzug wieder aufgegeben worden sind.⁶¹ Persönlich halte ich diese Hypothese für sehr interessant, aber zugleich auch gewagt. Doch bin ich mir bewusst, dass sich diese Hypothese mit den neuen Militaria-Funden aus dem Oberhalbstein wegen der nur ungenauen Datierungsmöglichkeiten von metallischen Funden weder bestätigen noch widerlegen lässt.

Abb. 22:
Bivio, Nähe Septimerpass.
Hellebardenaxt aus Eisen in
restauriertem Zustand.
Mst. 1:2.



Mit den Funden aus dem Oberhalbstein scheint mir primär wichtig zu sein, dass der Septimerpass einerseits in frühromischer Zeit begangen wurde, was ja durch die Funde von Hans Conrad im Bereich des mittelalterlichen Hospiz-Gebäudes aus den 1930er Jahren bereits weitgehend bekannt ist.⁶² Andererseits ist wesentlich, dass es im Bereich des Septimerpasses in frühromischer Zeit – also wohl 15 v. Chr. – zu Kampfhandlungen zwischen römischen Truppen und einheimischen Scharen kam. Aufgrund der mit Legionsstempeln versehenen Schleuderbleie aus der Nähe des Septimerpasses wissen wir, dass die Legio III und die Legio XII Fulminata an diesen Kampfhandlungen beteiligt waren. Die Schleuderbleie vom Septimerpass geben die chronologische und damit auch die historische Querverbindung zu den Schleuderbleien und den übrigen Funden des Crap-Ses-Gebietes, wobei dort neben den Schleuderbleien der III. und XII. Legion auch einzelne Bleigeschosse der X. Legion (LEG X) gefunden wurden.

Wenn ich das historische Geschehen um dieses Ereignis im Oberhalbstein einigermaßen darstellen wollte, so würde ich es – natürlich immer unter der Voraussetzung, dass wir es hier mit einer Hypothese zu tun haben – etwa folgendermassen skizzieren: Im Frühjahr/Sommer des Jahres 15 v. Chr. brachten die einheimischen Stammesverbände des Oberhalbsteins – vielleicht waren es die Rigusker⁶³ – durch Händler oder andere Informanten in Erfahrung, dass römische Truppen im Anmarsch waren. Unverzüglich wurden im Oberhalbstein und höchstwahrscheinlich auch den benachbarten Talschaften bewaffnete Scharen zusammengezogen, wobei ich allerdings kaum glaube, dass diese Scharen mehr als einige Hundertschaften umfassten. Im Bereich des

Septimerpasses wurden an geeigneter Stelle diese Scharen aufgezogen, um den römischen Soldaten, d. h. wohl mehreren tausend Mann,⁶⁴ einen ersten Empfang zu bereiten. Am Septimerpass, möglicherweise in unmittelbarer Nähe der Militaria-Funde, kam es dann zu ersten Scharmützeln und Kämpfen, wobei die einheimischen Scharen gegen die enorme Übermacht kaum eine Chance gehabt haben dürften. Anschließend dürften sich die einheimischen Kampfverbände in das Gebiet der Crap-Ses-Schlucht zurückgezogen haben, wo man den römischen Legionen im Engpass der Schlucht ein weiteres Mal entgegentrat. Noch auf Boden der Gemeinde Cunter kam es zum zweiten Mal zu grösseren Gefechten, wobei die einheimischen Verbände wohl nordwärts, d. h. in Richtung Tiefencastel, zurückgedrängt wurden. Das ganze Prozedere lässt an eine Art Rückzugsgefecht denken, das den einheimischen Scharen, die mit Hellebardenäxten, weiteren Äxten, Schwertern und möglicherweise auch morgensternartigen Waffen und anderen Waffen und Geräten kämpften, kaum eine Chance liess.

Zwischen den beiden Fundstellen oder Kampforten im Crap-Ses-Gebiet und in der Nähe des Septimerpasses gibt es einen grossen Unterschied: Während die römischen und auch einheimischen Militaria-Funde im Crap-Ses-Gebiet über drei Kilometer und mehr streuten, konzentrierten sich die Funde in der Nähe des Septimerpasses auf eine Fläche von 40–50 m², wobei die Funde zumindest teilweise in depotartiger Situation angetroffen wurden. Ich möchte nicht davon ausgehen, dass sich an dieser Stelle auf dem Septimerpass ein römischer Lagerplatz befand. Denn wieso sollte man bloss 13 Schleuderbleie und andere Geschosse,

60 ROTH-RUBI KATRIN ET AL.: Neue Sicht auf die Walenseetürme. *JbSGUF* 87, 2004, 33-70.

61 ROTH-RUBI KATRIN: Das Militärlager von Dangstetten und die Westgrenze Rätiens in der Frühzeit. In: *Zur Frage der Kontinuität von der Spätlatènezeit in die frühromische Kaiserzeit. Akten des internationalen Kolloquiums in Ingolstadt, Bonn 2004*, 133-148.

62 CONRAD HANS: Neue Feststellungen auf dem Septimer. *BM* 1935, 366-377; *BM* 1938, 225-242. – CONRAD HANS: Schriften zur urgeschichtlichen und römischen Besiedlung des Engadins, Lavin/Pontresina 1981, 71-88. – WIEDERMER HANS RUDOLF: Die Walenseeroute in frühromischer Zeit. In: *Helvetia Antiqua*, Festschrift für Emil Vogt, Zürich 1966, 167-172.

63 FREI-STOLBA REGULA: Die Räter in den antiken Quellen. In: *Das Räterproblem. Schriftenreihe des Rätischen Museums* Chur 28, Chur 1984, 6-21, Abb. 1. – FREI-STOLBA REGULA: In: *Die Räter/I Reti*, Bozen 1992, 657-671, Abb. 1.

64 Falls tatsächlich die III., X. und die XII. Legion in ihrer ganzen Stärke eingesetzt wurden, so ist mit 13500-18000 Mann zu rechnen. JUNKELMANN MARCUS: *Die Legionen des Augustus. Der römische Soldat im archäologischen Experiment*. Mainz am Rhein 1986, 92.

zwei Lanzen spitzen, ein Laubmesser und vor allem auch eine Hellebardenaxt und weitere Gerätschaften an dieser Stelle zurücklassen? Ich möchte vielmehr annehmen, dass Einheimische nach den Kampfhandlungen die liegengelassenen Waffen und andere Verlustfunde auf dem Pass einsammelten und sie entweder am Ort des Kampfgeschehens selbst oder an einem hierfür speziell ausgewählten Platz in der Nähe des Septimerpasses zu Ehren einer Gottheit im Sinne eines Weihedepots deponierten. Damit fühle ich mich in starkem Masse an den Döttenbichl im Oberammergau (D) erinnert, wo sich im Bereich eines spätkeltischen Opferplatzes auch zahlreiche Militaria-Funde und weitere Funde frühromischer Zeitstellung fanden, so z. B. römi-

sche Münzen, zahlreiche Schuhnägel, mehrere Dolche, ein Helmbuschhalter, diverse Fibeln, Fingerringe, über 350 geflügelte Pfeilspitzen und andere Geschosse sowie mehrere Katapultpfeilspitzen mit dem Stempel der XIX. Legion.⁶⁵ Werner Zanier geht aufgrund des archäologischen Befundes vom Döttenbichl davon aus, dass im Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug 15 v. Chr. in der Nähe des Opferplatzes bei Oberammergau Kampfhandlungen zwischen römischen Truppen und keltischen Kampfverbänden stattfanden und dass nach den Kämpfen die im Kampf liegengelassenen Waffen und übrigen Funde von Einheimischen eingesammelt und auf dem Opferplatz deponiert wurden.

⁶⁵ ZANIER WERNER: Eine römische Katapultpfeilspitze der 19. Legion aus Oberammergau. *Germania* 72, 1994/2, 587-596. – ZANIER WERNER: in: *Kult der Vorzeit in den Alpen*, Band 2, Bozen 2002, 841-847.

Sta. Maria V. M., evangelische Kirche: Sanierung des Friedhofes

Jürg Goll,
Hans Peter Schreich-
Stuppan

LK 1239 828 600/165 460, 1386 m ü. M.

Anlass und Situation

Mit der Sanierung des Friedhofes der evangelischen Kirche von Sta. Maria⁶⁶ im Müstertal wurde eine Zufahrt in der Nord-West-Ecke mit Kompost- und Abfallgrube realisiert, die Friedhofmauer frisch verputzt, eine Reihe von Urnengräbern angelegt, ein Brunnen platziert, der südliche Kirchenzugang gepflästert sowie das nördliche Wegbett neu gekoffert. Die Planung oblag der Friedhofkommission unter der Leitung von Rudolf Hellrigl und dem Büro d'architectura Wetter & Schröter in Valchava. Die Baumeisterarbeiten wurden der Firma Arthur Pinggera von Sta. Maria V. M. übertragen. Die örtliche Bauleitung übernahm der Bauverantwortliche der Gemeinde, Erwin Tschennett.

Dank der Intervention von Pfarrer Schreich-Stuppan von Sta. Maria und des Kirchenvorstandes bleiben die alten Grabmonumente erhalten. Pfarrer Schreich hat einen umfassenden Katalog zusammengestellt. Gemeinsam mit Marc Antoni Nay von der DPG wurden die meisten Grabsteine als erhaltungswürdig erachtet und notwendige Umplatzierungen genau definiert. Bernhard Wiesler, Müstair, als Alleinunternehmer und Ehrenfried Federspiel von der Terza Bau AG, Müstair – beide sind durch die Mitarbeit bei den archäologischen Untersuchungen im Kloster Müstair im pfleglichen Umgang mit Marmorsteinen geübt – haben die Steine abgebaut und wieder montiert.

Anstelle des bisherigen Kiesweges wurde der südliche Zugang bis zum Westportal der Kirche gepflästert. Nach intensiven Abklärungen ist es den Bauverantwortlichen gelungen, einen passenden, gelben Pflaster-

stein zu finden. Gleichzeitig wurde die bestehende Rauhackepflasterung westlich des Vorzeichens der Kirche neu verlegt. Für den stabilen Unterbau der Pflasterung wurde das bestehende Niveau um 40 cm abgetieft und mit Kies gekoffert. Die Aushubarbeiten wurden archäologisch begleitet. Es sind keine archäologischen Strukturen (Mauern, Gruben Pfostenlöcher) beobachtet worden. Einige Kindergräber westlich vor dem Vorzeichen der Kirche wurden mit dem Bagger angegraben. Zwei Stellsteine entlang des alten Kiesweges bildeten ursprünglich einen Grabstein aus Gneis und waren mit einem Totenkopf, einem Steinbock sowie dem Familienwappen Ritter verziert – heute an der Friedhofmauer befestigt. Im Profil des seitlich anstehenden Terrains erkannte man unter der Grasnarbe eine 30 cm starke Schicht aus Graberde, durchsetzt mit Menschenknochen. Unter dieser Graberde liegt direkt der gewachsene Boden.

Der Gestaltungsplan sah ursprünglich vor, den nördlichen Kirchweg bis zum Fuss der Kirche zu verbreitern. Eine Sondierung hat aber gezeigt, dass knapp unter der Grasnarbe der steilen Böschung eine breite, mit Zement schräg abgedeckte Mauerkrone liegt. Mit dem Hinweis auf den archäologischen Bestand konnte ich dieses Vorhaben verhindern.

Mauerfunde nördlich der Kirche

Die Kirchgemeinde wurde von der politischen Gemeinde aufgefordert, das Dachwasser vom Kirchendach, das bisher nur über zwei Fallrohre bis zum Mauerfuss geführt wurde und dort frei weggeflossen bzw. versickert ist, zu fassen und der Abwasserleitung beim neu erstellten Brunnen

66 KdmGR V, 372-383.

**Sta. Maria V. M., evangelische
Kirche: Sanierung des
Friedhofes**

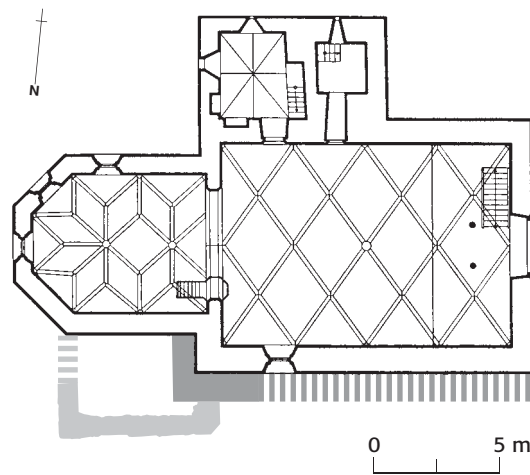


Abb. 23: Sta. Maria V. M., evangelische Kirche, Sanierung Friedhof. Grundriss der Kirche von 1492 mit den Mauerbefunden. Dunkelgrau: vermutliche Vorgängerkirche; Hellgrau: Anbau. Mst. 1:300.

zuzuleiten. Für diese Arbeiten wurde mit der Gemeinde von Anfang an eine archäologische Begleitung abgemacht. Der eine Leitungsgraben beginnt an der Nordwestecke der Kirche, der andere im inneren Winkel der nördlichen Chorschulter. Die nordwestliche Leitung wurde über die Mauerkronenabdeckung hinweggeführt und erreicht erst im Friedhofbereich die Frosttiefe. Beim östlichen Leitungsgraben ist man auch im Bereich des Kirchwegs auf Mauern gestossen (Abb. 23, Abb. 24). Diese Befunde wurden am 17.4.2004 der Bauhütte in Münstair gemeldet. Werner Fallet und ich haben einen Augenschein genommen. Zur besseren Beurteilung der Strukturen wurden diese oberflächlich gereinigt, Digitalaufnahmen gemacht und diese an den Kantonsarchäologen Urs Clavadetscher für eine Stellungnahme zum weiteren Vorgehen geschickt. Der Kantonsarchäologe hat entschieden, dass die freigelegten Befunde ohne weitere Bodeneingriffe zu untersuchen und mit minimalem Aufwand zu dokumentieren sind.

Entgegen den Abmachungen wurde der

nördliche Kirchweg ausgebagert, um mit einer tieferen Kofferung das Pflanzenwachstum zu hindern. Diese Arbeit konnte von uns nicht begleitet werden. Man hat uns aber versichert (wie beim Leitungsgraben an der Chorschulter!), dass keine Steine zum Vorschein gekommen sind. Obwohl den Verantwortlichen bekannt war, dass sich die freigelegten Mauern gegen Osten fortsetzen und unmittelbar unter dem Gehniveau liegen, wurde der Kirchweg kurzerhand auch gegen Osten hin ausgebagert und ein Graben für die Randsteine ausgehoben. Nach diesen Arbeiten hat man uns am 3.6.2004 Mitteilung gemacht. Darauf erfolgte am 7. Juni eine zweite archäologische Intervention.

Freilegungs- und Dokumentationsarbeiten

Die Untersuchungsfläche liegt im Winkel zwischen dem Chor und der nördlichen Chorschulter und greift 2,80 m weit über die Nordfront des Kirchenschiffs aus. Auf dem Kirchweg erreichte die untersuchte Fläche etwa 7 m². Die Mauerkronen liegen unmittelbar unter der Grasnarbe bzw. unter der knapp 10 cm dicken Kiesschicht des Kirchweges. Ein grosser Teil der Mauern muss bereits bei der Anlage des Kiesweges im Jahre 1933 abgetragen worden sein. Ehrenfried Federspiel und Werner Fallet erweiterten den vom Leitungsgraben tangierten Bereich nach Osten und Norden, legten die Fronten der Mauern frei und konnten so ihren Verlauf erfassen. Das Ganze wurde fotografiert und im Grundriss im Massstab 1:50 skizziert und nivelliert. Die wichtigen Mauerecken und Schnittpunkte wurden von den Fassadenecken aus eingemessen und in einer Kopie des Grundrissplans mit roter Farbe festgehalten. Als Nullhöhe dien-

te der eingemauerte Grenzpunkt-Bolzen an der Nordfassade der Kirche in der Ecke zwischen Chor- und Schiffsmauer. Als Profil der Anschlussschichten an die Mauern wurde die westliche Kante des Leitungsgrabens fotografiert, aber nicht gezeichnet. Wichtige Niveaus und eine mögliche Nordfront einer Mauergrube sind auf der Befundskizze angegeben.

In der zweiten Aktion hat Werner Fallet die Nordmauer des Anbaus und die angrenzenden Schichten freigelegt und dokumentiert. An der Böschung der südlichen Grabungsgrenze wurde das Schichtenprofil fotografiert und beschrieben.

Mauern der Vorgängerkirche

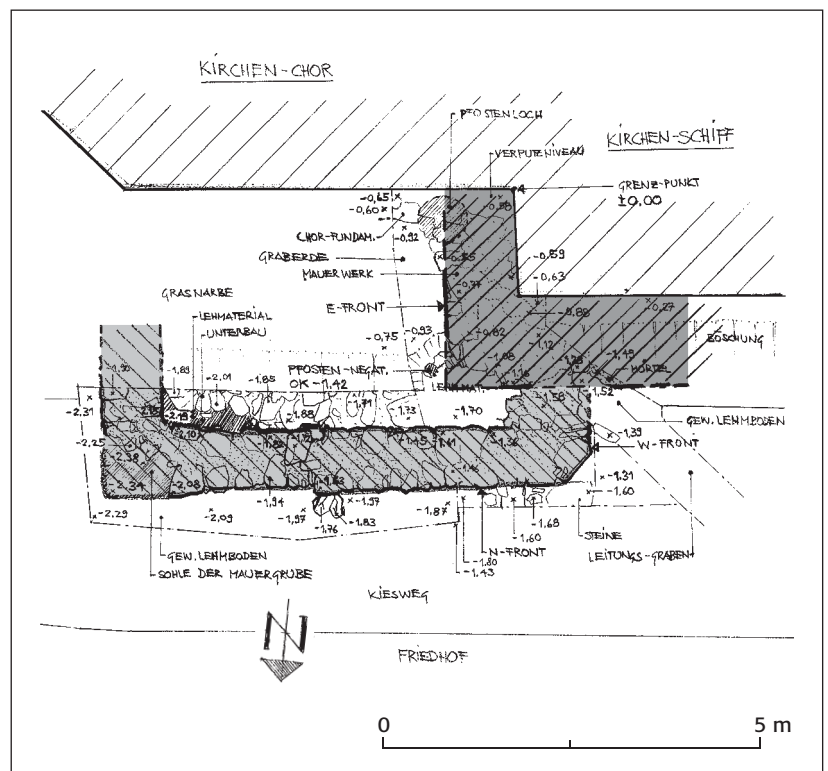
Ein West–Ost verlaufender Mauerzug zieht wie ein überbreites Vorfundament dem nördlichen Mauerfuss des heutigen Kirchenschiffs entlang und winkelt parallel zur heutigen Chorschulter nach Süden um. Die Nordfront dieser West–Ost-Mauer ist bei der Anlage des Kirchweges 1933 abgegraben worden. Wir haben bei der Nordost-ecke des Kirchenschiffs nur eine Abbruchfront gegen Norden und im Bereich des Kirchweges den gewachsenen Boden erfasst. Die Krone ist mit einem schräg abfallenden Zementüberzug abgedeckt.

Der Zementüberzug reicht nur bis zur Kirchenecke und deckt die Abbruchkrone des östlichen Mauerschenkels nicht. Dieser steht gut 1 m über die heutige Chorschulterfront nach Osten vor. Anhand von drei Steinen kann eine Nord–Süd verlaufende Ostfront abgelesen werden. Steine südlich davon sind vermutlich durch ein Pfostenloch aus ihrer ursprünglichen Lage nach Osten verschoben worden. Die Mauerflucht scheint gegen Norden hin einen ge-

rundeten Verlauf zu nehmen. Die Rundung kann aber täuschen und wie folgt zustande gekommen sein: Wenn eine schräge Bau-grube wegen der schrägen Abgrabung durch die Wegböschung auf unterschiedlicher Höhe geschnitten wird, erscheint sie in der Aufsicht wie gerundet. Trotz dieses Erklärungsversuches kann der Verdacht eines gewollten runden Mauerverlaufes erst durch eine weiterführende archäologische Untersuchung entkräftet werden.

Die Nordostecke des Mauerwinkels ist nicht nur durch die Eintiefung des Kirchweges gestört, sondern auch durch ein Gerüstloch, das mit Bezug auf die heutige Kirchenecke eingetieft worden ist. An dieser Stelle zeigt sich der Fundamentaufbau im Anschnitt. Die unterste Steinlage ist trocken verlegt und mit Lehm ausgefugt. Die Steine sind mehrheitlich gerundet. Darüber folgen

Abb. 24: Sta. Maria V. M., evangelische Kirche, Sanierung Friedhof. Skizze der Mauerbefunde an der nördlichen Chorschulter der Kirche von 1492. Dunkelgrau: vermutliche Vorgängerkirche; Hellgrau: Anbau. Mst. 1:100.



gemörtelte Lagen. Das Fundament ist in die Grube gemauert worden. Der gewachsene Boden aus Moränenschotter ist unter und entlang der untersten Steinlage vorhanden. Östlich stossen Friedhofbestattungen bis an die Mauerfront und reichen fast bis zu ihrer Unterkante. Westlich liegt nahe bei der Mauerunterkante (–1,49 m) eine Mörtelgrösschicht, die durch den Abbruch von 1933 entstanden sein dürfte.

Ungelöst ist auch die Frage der Eckausbildung. Wie weit hat der Nord–Süd verlaufende Mauerschinkel nach Norden ausgegriffen? Wie verband er sich mit der West–Ost-Mauer? Gab es eine Art Eckstrebe, wie es im Plan aufgrund des Westendes des jüngeren Anbaus den Anschein macht? Dieser Bereich ist bis unter die Fundamentunterkante hinunter gestört worden, vermutlich 1933 beim Einbau der Randbegrenzung (Stellplatten) des Kirchweges (Störungstiefe –1,70 m).

Vermutlicher Anbau

An die Nordostecke der alten Kirche wurde offenbar ein Gebäude angesetzt. Wir erfassen davon die von der Kirchenecke nach Osten abgehende Nordmauer bis zur rechtwinkligen Nordostecke des Anbaus. Das Westende der Anbaumauer schmiegte sich vermutlich an die Nordfront der nordöstlichen Kirchenecke an. Unglücklicherweise ist gerade diese Nahtstelle durch den Graben für die Stellplatten des Kirchwegs und durch den Aushub für den neuen Dachwasserleitungsgraben verunklärt worden. Das Westende der Anbaumauer ist gesichert. Es liegt zirka 95 cm westlich der heutigen Kirchenschiffcke und knickt mit einem schräg gelegten Stein zum Nordhaupt des alten Kirchenfundamentes um (2,50 m nördlich

der Nordostecke der Kirche). Die Unterkante dieser Mauer liegt – der Hangneigung entsprechend – tiefer als die UK des Mauerwinkels der Vorgängerkirche.

Die östliche Fundamentecke des Anbaus wurde zwar von den Bauarbeitern ausgerissen, lässt sich aber mit der erhaltenen Fundamentsohle und der rechtwinklig gegen Süden umbiegenden Ostmauer eindeutig definieren. Damit ist auch klar, dass der Innenraum südlich beziehungsweise westlich der beiden Mauerschinkel lag.

Die Sohle der Mauergrube liegt auf Kote –2,38 m und ist in den anstehenden Moränenschotter eingetieft. Die unterste Fundamentlage ist trocken mit bis zu 15 cm starken und max. 55 x 45 cm grossen Bruchsteinen ausgelegt. Darauf und zwischen den Steinen wurde die erste Portion eines lehmigen Kalkmörtels ausgebreitet und darin die nächste Steinlage verlegt. Diese beiden untersten Lagen bilden das Fundament und waren in die Grube gemauert. Das Fundament des Nordschenkels ist bis 100 cm breit, das des Ostschenkels 90 cm. Die Ostmauer ist auf einer Länge von 1,35 m freigelegt. Im Profil gegen Süden haben sich die beiden Fundamentlagen mit der Abbruchkante auf Kote –1,90 m erhalten. Die Mauerflucht liegt weiter östlich als die Ecke des aktuellen Chorpolygons. Damit ist der Bau sicher älter als die bestehende Kirche von 1492.

Auf das Fundament wurde mit dem gleichen lehmhaltigen Mörtel das Aufgehende aufgemauert. Die Nordfront der Nordmauer liegt gegenüber der Fundamentflucht ca. 8 cm zurück. Bei der Ostmauer liegen Aufgehendes und Fundament auf gleicher Flucht. Die Nordmauer ist 75–80 cm breit, die Ostmauer ca. 90 cm. Das Aufgehende der Nordmauer ist mit 10–18 cm hohen, bis zu

40 x 30 cm grossen Bruch- und Lesesteinen, lagig und im wechselweisen Läufer-Binderverband aufgemauert. Der lagige Aufbau aus kantigem Steinmaterial erinnert eher an ein gotisches Mauerwerk als an ein romanisches, das erfahrungsgemäss stärker gerundetes Steinmaterial enthält. Andererseits fehlen die für gotisches Mauerwerk charakteristischen Füll- und Zwicksteinchen. Die Abbruchkronen liegen auf Kote -1,45 m.

Im Innern dieses Anbaus liegen flach verlegte, ca. 10 cm starke und bis 35 x 50 cm grosse Bruchsteinplatten im gewachsenen Boden. Im Osten messen wir die Plattenunterkante auf -2,19 m. Die Oberkante liegt im Westen auf Kote -1,73 m und im Osten auf Kote -2,01 m, was einer Niveaudifferenz von 28 cm auf 4 m entspricht. Auf den Platten liegt ein lehmiger Kalkmörtel, in den die nächste Lage von kleineren Platten verlegt ist. Die erhaltene Oberfläche dieser inneren Plattenlage oder dieses Bodenunterbaus liegt im Osten auf Kote -1,89 m und entspricht der Abbruchkronen der Ostmauer. Darüber und zwischen den Steinen liegt Erdmaterial und Mörtel, was auf ein Abbruch- und Planierungsniveau hinweist. Darüber liegt Friedhofserde durchmischt mit Knochen und Wurzelwerk. Im 30 cm breiten Profil östlich der Ostmauer greift dieses Erdmaterial in einer Breite von 22 cm bis auf Kote -2,25 m hinunter. Möglicherweise schneidet hier das Profil ein Pfostenloch, welches noch 23 cm hoch erkennbar ist. Östlich dieses Pfostenlochs steht eine Schicht aus Mörtelabbruchschutt mit OK auf -2,04 m an, darüber liegt Friedhofserde.

Mittig der Nordmauer liegen zwei Nord-Süd gerichtete Steine an der Nordfront im gewachsenen Boden. Sie ragen 33 cm über die Nordflucht der Nordmauer vor; ihre

Oberkante liegt mit Kote -1,76 m etwas höher als die Erhaltungshöhe des Fundaments, und die Unterkante befindet sich auf Kote -1,97 m. Der obere dieser beiden Steine wird von einer Steinplatte des aufgehenden Mauerwerks 18 cm weit überlagert und damit als bestehend vorausgesetzt. Bereits bei der ersten Untersuchung wurden weiter westlich Steine entlang der Nordfront mit der Oberkante auf Kote -1,60 m beziehungsweise -1,68 m freigelegt. Da das aktuelle Abtiefungsniveau für die Wegsanierung auf Kote -1,87 m liegt, wurden womöglich weitere solche Steine ausgerissen. Gehörten diese gelegten Steine zu einem Vorgänger des Anbaus?

Zusammenfassung und Chronologie

Unter der Nordmauer und der nördlichen Chorschulter der heutigen Pfarrkirche von 1492 stehen breite Fundamentmauern vor, die allem Anschein nach nicht einfach das breite Vorfundament der aktuellen Kirche von 1492 darstellen, sondern vermutlich die aus statischen Gründen stehen gelassenen Reste der Vorgängerkirche. Der Nordschenkel ist beschädigt und mit Zement bedeckt und liefert daher keine zuverlässigen Masse. Da der Vorsprung hingegen die ganze Länge der heutigen Kirche begleitet, könnte der Vorgängerbau die Länge der heutigen Kirche gehabt haben. Der Ostschenkel war – im Fundamentbereich – mindestens 1 m breit, reicht aber vermutlich noch unter die heutige Kirchenmauer hinein. Die diskutierte Rundung der Ostmauer halten wir, wie oben dargelegt, für eine Täuschung. Die Fundamentkronen sind nur vom Fallmörtel der Aussenverputze von 1492 und von 1933 überdeckt und von einer dünnen Moosschicht überwachsen.

Sta. Maria V. M., evangelische Kirche: Sanierung des Friedhofes

Abb. 25: Sta. Maria V. M., evangelische Kirche, Sanierung Friedhof.
Historische Grabsteine vor der Sanierung. Blick gegen Westen.



Weil der Mörtel auf der Krone weitgehend zerfallen ist, kann man keine Steinnegative und damit auch keine Abbruchkrone zweifelsfrei nachweisen. Bis auf weiteres bleibt die Möglichkeit eines zu breiten Fundamentes nicht vollständig widersprochen. Dennoch scheint uns die Hypothese einer Vorgängerkirche weitaus wahrscheinlicher. Im Osten wurde ein Anbau an diese alte Kirchenecke angefügt. Dessen Mauern sind mit hellerem, etwas feinerem Mörtel gemauert und sind daher nicht gleichzeitig einzustufen. Wenn dieser Mauerrest älter wäre als das Fundament der Vorgängerkirche, so hätte sich sein tieferliegendes Fundament beim Westende als Abwinkelung gegen Süden deutlicher abzeichnen müssen und wäre dort später vom Mauerwinkel der Vorgängerkirche überbaut worden. Weil dies nicht beobachtet werden konnte, gehen wir davon aus, dass die Mauer des Anbaues jünger ist und sich an die alte Kirchenecke angelehnt hatte. Die Aussenlänge der Nordmauer beträgt 6,60 m, das Lichtmass des Innenraums 4 m (bis zur Ostfront der Mauer der Vorgängerkirche). Wenn man davon ausgeht, dass der Anbau in den Winkel zwischen Chor und Schiff der alten Kirche eingefügt wurde, so könnte dieses Mass einen Hinweis auf die Länge des Chors der alten Kirche geben. Das Fundament der Vorgängerkirche hat Merkmale (unterste Steinlagen trocken gelegt, Steinformate sowie Verlegeart), die

aus der Kenntnis des Klosters Münstair als karolingisch bis maximal hochmittelalterlich zu beurteilen sind. Schon die Gründungslegende des Klosters Münstair lehrt uns, dass die Kirche von Sta. Maria eine karolingische Gründung ist. Die Lage auf dem auffälligen Sporn – von weitem sichtbar aus der Richtung des Umbrailpasses, aus dem Val Vau nach dem Übergang über das Val Mora und von Valchava an der Ofenpassroute her – lassen eine noch ältere Entstehung vermuten. Aufgrund der Grösse der Anlage zweifeln wir nicht, in den angetroffenen Mauern die Reste der alten Kirche angegraben zu haben.

Jürg Goll

Rettung der Grabmonumente

Im Rahmen der Friedhofsanierung war auch die Entfernung der an den Umfassungsmauern aufgestellten, historischen Grabsteine geplant (Abb. 25). Dank dem Engagement einzelner Gemeindemitglieder, dem Verständnis der Gemeindebehörden und dank Sponsoren war es möglich, alle 102 historischen Grabsteine – trotz erheblicher Mehrkosten – als Gesamt-Kulturdenkmal zu erhalten. Diese Grabsteine vom Beginn des 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts mit lateinischen, romanischen und deutschen Inschriften, zum Teil auch mit Wappen und Fotomedallions, stellen ein hochinteressantes Stück Dorf- und Talgeschichte dar. Hier begegnen wir Geschlechtern, die heute im Münstertal nicht mehr vorkommen; des weiteren Landammännern (und ihren Frauen), Podestaten der Bündner Untertanenländer, Pfarrern und Ärzten, Zuckerbäckern und anderen Emigranten mit ihren Familien, aber auch Kinder-Grabmälern.

Folgenden Institutionen sei für die Spenden zur Erhaltung der Grabsteine gedankt: Banca Raiffeisen Val Müstair, Müstair. Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur. Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Zollikon, Zollikon ZH. Lia Rumantscha, Cuoir. Lions-Club Val Müstair, Müstair. Provedimaint electric Val Müstair PEM, Sta. Maria V. M. Società da cura Sta. Maria-Valchava, Sta. Maria V. M. Stiftung Jacques Bischofberger, Chur.

Jeder Stein hat seine eigene Geschichte:⁶⁷
Hans Conrad Fels war St. Galler Kaufmann, der regelmässig die «Bozener Messen» besuchte. Er starb am «Mitfasten-Markt» 1647 und wurde in Sta. Maria V. M. beigesetzt, da der Merkantil-Magistrat in Bozen erst 1705 einen Friedhof für Nichtkatholiken anlegen liess.
Landammann und Sindikator *Mathias Perl* (1751–1827) war Grossunternehmer: Er säumte Salz ins Veltlin und Wein zurück; dabei verlor er insgesamt 210 Pferde und sieben Knechte in Lawinen.
Nicolaus Manatschal (1818–1884) war Zuckerbäcker und Mitbesitzer des Café Lourse in Warschau (PL), bevor er *Chatrina Binna* (1825–1907), eine direkte Nachkommin Karls des Grossen in 38. Generation, heiratete.

Die schöne *Mengia Binna* (1834–1852) ist in der Nacht nach ihrer Beerdigung wieder ausgegraben und ihres Schmuckes beraubt worden.

Jon Perl (1846–1937) war zuerst Pastizier in Besançon und Paris (F), und später Geigenbauer in Sta. Maria V. M.

Joseph Bauhofer (1890–1918) aus Glarus gehörte zu den Schweizer Soldaten, die während des 1. Weltkrieges am Umbrailpass Aktivdienst leisteten. Er starb an der grossen spanischen Grippe gegen Ende des Krieges ...

Hans-Peter Schreich-Stuppan⁶⁸

⁶⁷ SCHREICH-STUPPAN HANS-PETER: *Ils craps sepulcrales istorics dal sunteri da Sta. Maria V. M./Die historischen Grabsteine des Friedhofs von Sta. Maria V. M.*, in: *Annalas da la Societad Retoruman-tscha* 118, 2005.

⁶⁸ Hans-Peter Schreich-Stuppan ist seit 1975 evangelisch-reformierter Pfarrer in Sta. Maria V. M. und Leiter der Biblioteca Jaura in Valchava. Veröffentlichungen zur Kirchenmusik- und Lokalgeschichte.

Chur, Kirche St. Stephan: Bericht zum Forschungsstand und seiner Darstellung im Modell

LK 1196, 760 024/190 721, 639 m ü. M.

Vorbemerkung

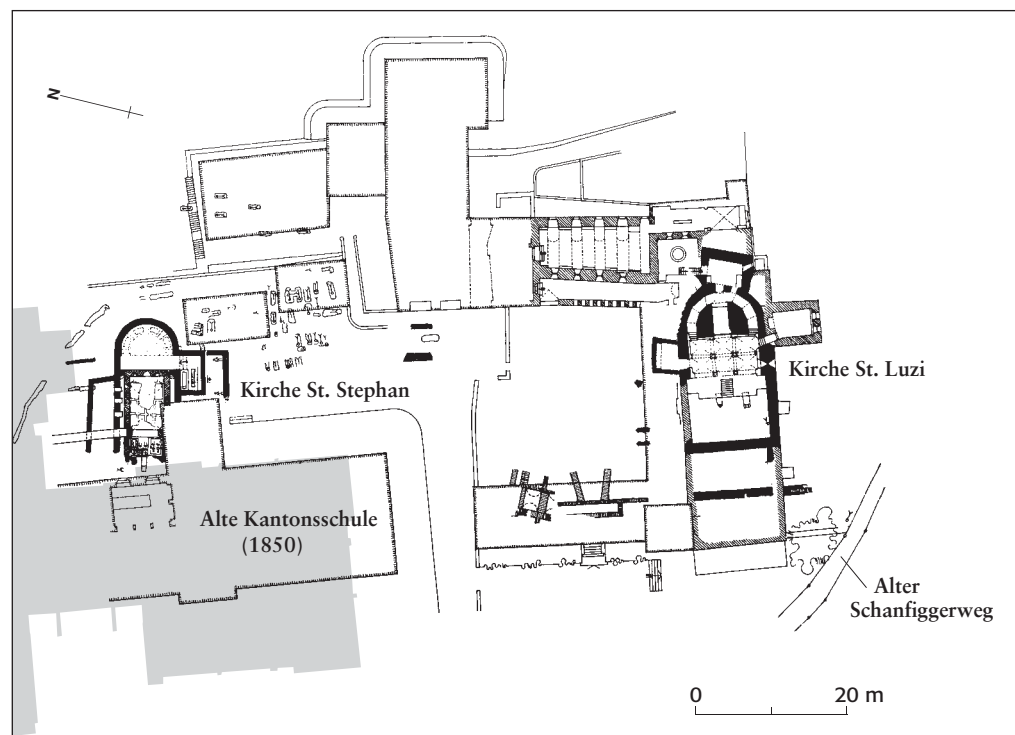
Nicht immer können Forschungsergebnisse unmittelbar publiziert werden. Im Falle von St. Stephan konnte im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von Erkenntnissen gewonnen werden, die aus verschiedenen Gründen noch nicht zur Publikation gelangten. Zum einen sind die nach wie vor ergiebigen Forschungen noch nicht abgeschlossen, und zum anderen ist die Darstellung der Ergebnisse mit beträchtlichem technischem Aufwand verbunden. So ist beispielsweise allein schon die Abbildung der analytischen Pausen der Wandmalereien der Schildwand und des Gewölbes in St. Stephan, welche die äusserst komplexe Stratigraphie der Putzschichten belegen kann, nicht auf ein gängiges Buchformat zu verkleinern.

Um die immer wieder an mich gestellten Fragen zum neueren und neuesten Stand der Forschung in St. Stephan wenigstens grosso modo und lediglich im Ansatz zu beantworten, erscheint dieser zusammenfassende Bericht.

Die Kirche St. Stephan

Im zweiten Drittel des 5. Jahrhunderts wurde im Areal des nordöstlich der frühchristlichen Kathedrale am Hang des Mittenbergs gelegenen Friedhofs eine bischöfliche Grabanlage angelegt (Abb. 26). Der geostete Bau (Abb. 27, Abb. 28) ist unterteilt in einen überwölbten, aber nicht überdachten Hauptraum und einen wahrscheinlich mit einem Satteldach versehenen Narthex (Vorhalle). Der Hauptraum wurde mit neun formae (Gräber in Rasterformation) ausgestattet. Seine Ostwand ist gegliedert durch

Abb. 26: Chur, Kirche St. Stephan. Lageplan und Grundriss der Kirchen St. Stephan und St. Luzi. Grau: Neubau Kantonschule (1968-1972, Architekt Max Kasper). Mst. 1:1000.



69 VON MOHR CONRADIN: Des Ritters Fortunat Sprecher von Bernegg Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen. Erster Theil, Buch 1-10, vom Jahre 1618 bis 1628, Chur 1856, 371.

70 SULSER WALTHER/CLAUSSEN HILDE: Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Band 1, Zürich 1978.

eine zentrale Apsidiale mit einem direkt darunter eingerichteten Loculus (Stollen zur Aufnahme von Reliquien) und zwei rechteckigen Lichtnischen links und rechts der Apsidiale (Abb. 28 und 29). Auch die Vorhalle diente als Grablege.

Noch im 5. Jahrhundert wurde über diesem Grabbau eine diesen als Untergeschoss nutzende Oberkirche errichtet, deren doppelgeschossiger nördlicher und südlicher Annex den Grabbau ummanteln. Der zu dieser Zeit bereits beträchtlich schadhafte Putz des Grabraumes – der Hangwasserfluss ist ausserordentlich hoch – wurde vollständig erneuert und zur Gänze bemalt.

Die spätestens seit der Reformation ohnehin nicht mehr betreute Anlage geriet nach der Schleifung der Oberkirche durch österreichische Truppen⁶⁹ im frühen 17. Jahrhundert endgültig in Vergessenheit.

Beim Bau der Kantonsschule im Jahre 1850 kamen die Reste der Oberkirche zu Tage, 1955/56 wurde im Zuge der Grabung von Walther Sulser die Hauptkammer entdeckt. Der aus Deutschland zugezogenen Kunsthistorikerin Hilde Claussen gelang es, die Reste der sich noch in situ befindlichen Wandmalerei zusammen mit den als Fundmaterial geborgenen Fragmenten zu erfassen. Die Ergebnisse dieses Unternehmens wurden 1978 im ersten Band der Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich publiziert.⁷⁰

Mit dem primären Ziel, eine für die weitere Ausdeutung geeignete Gesamtaufnahme der noch in situ vorhandenen Wandmalerei zu erstellen, habe ich 1993 die Arbeit in St. Stephan aufgenommen.

In einer speziell für die schwierigen Verhältnisse in St. Stephan entwickelten Paustechnik konnte eine lesbare Gesamtaufnahme erreicht werden. Die in der Folge gefunde-



Abb. 27: Chur, Kirche St. Stephan. Die Grabanlage zur Zeit der Grabung 1956. Blick gegen Osten.



Abb. 28: Chur, Kirche St. Stephan. Die Grabanlage zur Zeit der Grabung 1956. Gut sichtbar die Apsidiale, d. h. die zentrale Rundnische mit der Bodenplatte; darunter der Loculus, d. h. ein kleiner rechteckiger Stollen, der zur Aufnahme der Reliquien diente; links und rechts der Apsidiale die beiden rechteckigen Lichtnischen. Blick gegen Osten.

**Chur, Kirche St. Stephan:
Bericht zum Forschungsstand
und seiner Darstellung im
Modell**

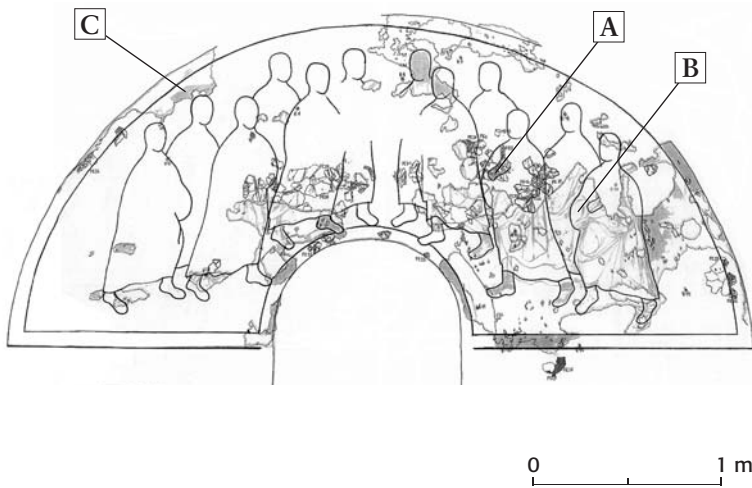


Abb. 29: Chur, Kirche St. Stephan. Pause der Schildwandmalerei mit darüber gelegten Silhouetten.
A Rechter Unterarm mit Hand.
B Rechter Unterarm mit Handansatz.
C Reste einer Architekturdarstellung.
Mst. 1:40.

nen rund 500 resituierbaren Fragmente aus dem Fundgut wurden in der gleichen Technik erfasst und in die Gesamtaufnahme integriert.

Diese erweiterte Befundlage ermöglichte eine wesentliche Ergänzung, bzw. Abänderung des Rekonstruktionsversuches von Hilde Claussen: So kann z. B. eine farbig geäderte, Marmor imitierende Sockelzone nachgewiesen werden. Im Lünettenbild der Ostwand konnten auf der südlichen Hälfte (rechts) sechs in Dreiergruppen gestaffelte Personen erfasst werden, von denen mindestens zwei mit auf Brustmitte gehaltener rechter Hand – möglicherweise einen Gegenstand umfassend – dargestellt sind. Auf der Nordhälfte (links) wurden Strukturen erkennbar, die als gemalte Architektur deutbar sind. Im Fussbereich des mittleren Bildfeldes sind die Reste eines zentralen Motivs anfügbar.

Mit der die Arbeit in St. Stephan vorläufig abschliessenden Stratigrafie der Putz- und Malschichten (1996) kann unter anderem eine provisorische Malzone unterhalb der Lünette nachgewiesen werden, die zusam-

men mit neuen Befunden aus dem östlichen Grabbereich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Bischof Valentinian († 548) in St. Stephan begraben wurde. Tatsächlich kann zum einen diese in der Art einer Vorzeichnung eiligst erstellte Malerei nur als ein situativ für eine Beisetzung notwendig gewordener Behelf verstanden werden, der im weiteren, d. h. bei der anschliessenden Sanierung der Schildwand, in der Übermalung unberücksichtigt überdeckt wurde. Zum anderen handelt es sich bei den neuen Befunden um Negative innerhalb des dazumal bereits geschädigten Rasters der formae, die nur auf die Installation eines Sarkophages zu beziehen sind.

Grabungsmodell St. Stephan

Das was heute noch von der frühchristlichen Kirchenanlage St. Stephan zu sehen ist, lässt sich – so zeigt die Erfahrung nur allzu deutlich – selbst einem Fachpublikum nur schwer verständlich präsentieren. Abgesehen davon, dass nur der Kernbau und das Untergeschoss des Nordannexes zugänglich sind und der Schutzbau den Blick verstellt, haben Verwitterung und Salzfluss vor allem den Resten der Malerei schwer zugesetzt.

Ausschlaggebend für die Idee, ein stofflichkeitsillusionistisches, im Massstab 1:10 plastisch steingerechtes Gesamtgrabungsmodell anzufertigen, war die vorläufige Unmöglichkeit, die resituierbaren Fragmente der Wandmalerei auf Dauer schadlos an ihrem Ort an der Wand zu fixieren. Das Modell sollte also nicht nur die in situ befindlichen Reste der Malerei in unverwitterter Farbigkeit wiedergeben, sondern auch in gleicher Weise die neu gewonnenen Flächen der Malerei integriert dokumentieren.

**Chur, Kirche St. Stephan:
Bericht zum Forschungsstand
und seiner Darstellung im
Modell**

Die Zielvorgabe und das Fehlen von geeignetem Planmaterial (insbesondere einer steingerechten Gesamtaufnahme) machten ein Plastizieren an Ort unabdingbar. Methodisch und technisch musste Neuland betreten werden. Die Arbeiten am Modell konnte ich innerhalb des Jahres 1995 abschliessen.

Das Modell mit den Abmessungen 220 cm Länge, 220 cm Breite und 120 cm Höhe besteht aus 14 Teilen (Abb. 30 und 31). Das Hauptmaterial ist ein im Baubetrieb gebräuchlicher Schaumstoff (Styrodur), der mit einfachen für die Holzbearbeitung üblichen Werkzeugen zunächst zu entsprechenden Kubaturen geformt wurde. Diese wurden in einem zweiten Schritt mit der jeweiligen steingerechten Vorzeichnung versehen und schliesslich mit dem Skalpell plastisch ausgearbeitet.

Mit einem Handbohrgerät konnten anschliessend die zwischen den Steinen liegenden Mörtellagen in ihrer Verwitterung, mit ihren Ausbrüchen und Steinnegativen nachgebildet werden.

Die im Wesentlichen mit Acryldispersion vorgenommene stofflichkeitsillusionistische Bemalung der Einzelmodelle hält sich im Rahmen des Massstabes exakt an das Original. Das heisst, es wurden – unter Abstraktion der Verschmutzung – die Farbigkeit von Bemalung, Putz, Mauersteinen und Mörtel möglichst exakt wiedergegeben. Markante Äderungen von Steinen oder Farbabweichungen der Mörtel sind ebenfalls aufgenommen.

Das Weglassen aller neuzeitlichen Bauteile hilft diese Grabung, das von Felsen durchzogene Baugelände und das historische Hangprofil in Relation zum Monument zu erfassen. Verschiedene Figuren dienen dem Auge als bequemes Mass (vorne rechts am

Plantisch: der Architekt und Pionier der Bündner Monumenten-Archäologie und Denkmalpflege, Walther Sulser). Die Farbe ihrer Kleidung hebt die Feinheiten der differenzierten Farbigkeit der Malerreste, der Mauersteine, der Mörtel und der Umgebung hervor.

Das Modell wurde zu gleichen Teilen von der Nägeli Stiftung, Basel, und der ETH Zürich finanziert und anschliessend dem Kanton Graubünden als Geschenk übereignet.

Abb. 30: Chur, Kirche St. Stephan. Das Modell, aufgenommen aus dem gleichen Blickwinkel wie Abb. 27.

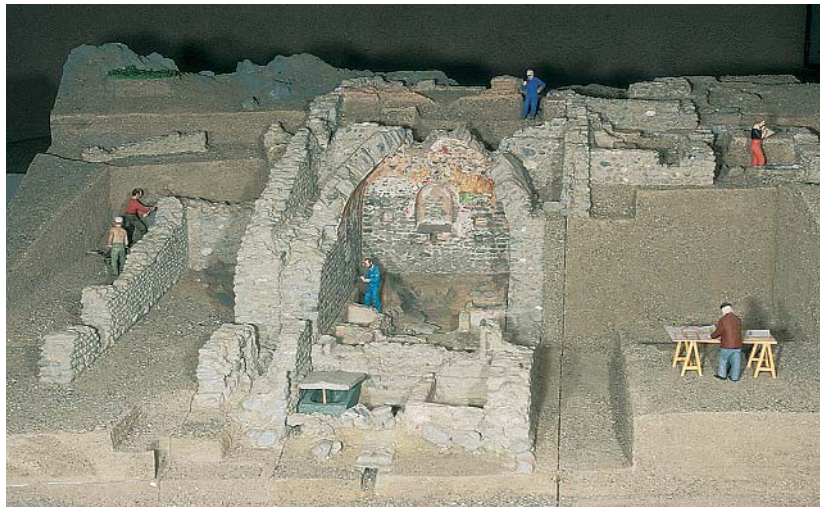


Abb. 31: Chur, Kirche St. Stephan. Das Modell, aufgenommen aus dem gleichen Blickwinkel wie Abb. 28.

Ansatz zur Deutung

Die Frescomalerei und die Mosaikmalerei der Ausschmückung von St. Stephan sind in Einheit mit dem Bau und dessen Zweck zu lesen (Abb. 29).

Auf der Schildwand (Ostwand) ersteigen unter dem tiefblauen Himmel der grünen Parklandschaft des endzeitlichen Paradieses die Apostel, in zwei 6-er Gruppen von links und rechts kommend und in weitgehend spiegelsymmetrischer Gestaltung, eine Anhöhe (Anspielung sowohl auf Golgatha [Paradiesberg: Leib des Herrn] als auch auf das Wort Gottes in Form der Evangelien). Sie sind mit der *Tunica clavata* (langes Hemdkleid mit roten Streifen von den Schultern bis zum Fusssaum) und dem gelb untermalten weissen *Pallium* bekleidet (ein über die linke Schulter gelegter und um den Körper geschlungener Umhang, dessen Ende über den linken Arm gelegt wurde). Die ohne *Nimbus* (Heiligenschein) dargestellten Apostel halten in den Händen wahrscheinlich Schriftrollen und/oder Bücher, eventuell in Kombination mit Kreuzstäben.

Die im Hintergrund nachweisbare Architekturdarstellung versinnbildlicht das himmlische Jerusalem.

Die Apsidiolo (Abb. 28) als Zentrum der ganzen Anlage und als eigener Raum – als Sanktuarium – zu verstehen, wurde in der 3. Sanierungsphase mit einer das ursprüngliche Motiv repetierenden Mosaikmalerei ausgestattet, die den Paradiesberg mit den vier Paradiesflüssen (Symbol auch für die vier Evangelien) und – auf dem Hügel stehend – das Lamm Gottes oder eine andere endzeitliche Christusdarstellung wiedergab. Die Malerei des Tonnengewölbes zeigt einen mit Vögeln, Pfauen und Enten belebten Weingarten nach spätantiker Manier. Die

zum flächigen Kreisornament verschlungenen vier Weinranken entwachsen aus je einem *Kantharos* (grosses vasenartiges Gefäss) in den Ecken der zum Gewölbe gebogenen rechteckigen Bildfläche.

Wein, Weinberg, Weinstock und Traube sind im Verständnis der Zeit nicht nur Symbole für Christus, dessen Passion, die Gläubigen, die Märtyrer und das Jüngste Gericht (Ernte), sondern auch insgesamt Symbol für das verheissene Paradies und die Wiederauferstehung der Toten.

Die schon zur vorchristlich römischen Paradiesvorstellung gehörende Vogelwelt hat hier, im christlichen Kontext, ebenfalls endzeitliche Bedeutung. Der Pfau versinnbildlicht beispielsweise vor allem die Unversehrtheit des Fleisches, bzw. die Wiederauferstehung.

Der den ganzen Raum umlaufend «tragende» Sockel war zweigliedrig. Über einer unteren, grün-weiss-braun geäderten Marmorplatten malerisch nachahmenden Zone liegt, den Sockel nach oben abschliessend, eine Marmorinkrustation imitierende, aus geometrischen Ornamenten gebildete obere Zone.

Die untrennbare Einheit von Bau und Malerei steht – wenn auch in gekürzter Form – ganz im Einklang mit der himmlischen Hierarchie nach der Offenbarung des Johannes. Die erste Ebene, der Fussboden mit den Bischofsgräbern, ist die Ebene der Bischöfe. Die nächst höhere Ebene, markiert durch den *Loculus* mit den Reliquien des heiligen Stephan, ist die der erstrangigen Märtyrer und der Ältesten (Stephan ist der erste Märtyrer der Christenheit und zugleich einer der Ältesten). Die oberste Ebene der Hierarchie, gegeben durch das Bild der Schildwand, ist die der Apostel und Evangelisten.

Im Zentrum, als Ziel und als Grund dieser hierarchisch gegliederten himmlischen Versammlung, befindet sich der endzeitliche Christus, gegeben durch die Darstellung in der Apsidiale und durch die als Altarhaus und Altar (Symbol für Christus, seine Passion, für seine Wiederkunft, für das Jüngste Gericht und für das Paradies) zu verstehende Apsidiale selbst.

Die Grabanlage, mit der sich die Churer Bischöfe nicht nur in den Schutz der Vermittlungskraft des Erzmärtyrers und Ältesten begeben, sondern auch – sich selbstbewusst legitimierend – in die direkte Nachfolge Stephans stellen, ist in seiner Gesamtheit als Kirche zu verstehen. Eucharistiefei-

ern wurden mit Sicherheit tatsächlich abgehalten, wobei die Bodenplatte der Apsidiale, unter der die Stephansreliquie geborgen war, als einfacher Altar diente, bzw. dienen konnte.

Die Malerei, von der weitgehend lediglich die skizzenhafte Vorzeichnung und die Untermalung der Flächen fragmentarisch erhalten sind, folgt weniger ravenatischen Vorlagen, sondern – wie z. B. die Staffelung der Figuren zeigt – vielmehr römischen, bzw. mailändischen Beispielen. Soweit sich dies analytisch fassen lässt, ist nicht zuletzt die hohe gestalterische Qualität dieser Malerei mit den besten Beispielen dieser Kunst durchaus zu vergleichen.

Disentis/Mustér, Kloster St. Martin:

Die älteste materiell fassbare Koimesis-Darstellung der Welt

LK 1213, 708 400/173 800, 1165 m ü. M.

Vorbemerkung

Wenn im Titel festgehalten wird, dass die Disentiser Koimesis (Koimesis = Marien Tod, Entrückung der Seele Mariens in den Himmel) auf materieller Ebene die «älteste der Welt» sei, ist dies nicht unangemessene Marktschreierei. Damit wird vielmehr eine Tatsache vermittelt, die aus wissenschaftlicher Sicht gleich in mehrfacher Beziehung von grundlegender und internationaler Wichtigkeit ist. Wir haben es beim Disentiser Kopffragment mit dem einmaligen Rest einer frühbyzantinischen, vorikonoklastischen Darstellung des in frühbyzantinischen Legenden berichteten Tod Mariens zu tun. Ein Solitär in der ohnehin mageren Quellenlandschaft, der abgesehen von seiner kunsthistorischen Bedeutung mindestens auch Fragen zur Geschichte der Theologie, der Mariologie, der Liturgie, des Frühmittelalters und der Architektur zu formulieren ermöglicht, die eingedenk und in Verbindung mit den bereits vorhandenen Disentiser Befunden und Erkenntnissen zu stellen und allenfalls zu beantworten sein werden.

71 STUDER WALTER: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin: Teilrekonstruktion der Plastik und Malerei eines Engels des Strafgerichtes aus dem 8. Jahrhundert. Jb ADG DPG 2002, 73-95. - STUDER WALTER: L'annonce du jugement par les sept anges sonnans de la trompette. In: Sapin Christian (Hrsg.) Le Stuc. Visage oublié de l'art médiéval. Musée Sainte-Croix de Poitiers, 2004, 152-158.

72 STUDER WALTER: La gloire des anges. In: Sapin Christian (Hrsg.) Le Stuc. Visage oublié de l'art médiéval. Musée Sainte-Croix de Poitiers, 2004, 158-161.

73 STUDER WALTER: La «Koimesis». In: Sapin Christian (Hrsg.) Le Stuc. Visage oublié de l'art médiéval. Musée Sainte-Croix de Poitiers, 2004, 162-163.

Der so genannte Disentiser Stuck, nämlich die Reste einer plastisch unterlegten Monumentalmalerei byzantinischer Herkunft aus dem 8. Jh., vereint nachgewiesen in sich über 100 lebens- bis überlebensgrosse plastisch unterlegte Heiligenfiguren, das älteste Weltgericht – bis dato repräsentiert durch die Engel des Strafgerichtes nach Off. 8. 6⁷¹ und einer rund 100 in den Kopfpfeilen plastisch unterlegten Engel von Lebensgrösse umfassenden Engelsglorie⁷² –, und eben auch eine byzantinische Koimesis-Darstellung⁷³. Allenthalben Sensationen – das Wort muss verwendet werden –, die zudem nicht aus Konstantinopel (TR), Thessaloniki (GR), Jerusalem (IL) oder Rom (I), wo Funde dieser Qualität am ehesten zu erwarten wären, stammen, sondern aus der nordwestlichen Peripherie des Byzantinischen Reiches, bzw. dessen Einflussphäre, die geopolitisch-historisch und in der Metamorphose der Topographie ihrer Kunstlandschaft mangels Quellen nach wie vor nur diffus und widersprüchlich zu erfassen ist.

Der folgende Artikel ist ein im Text und vor allem im Bildteil notwendigerweise rigoros reduzierter Auszug aus dem entsprechenden Kapitel eines im redigierten Basismanuskript vorliegenden ersten Disentiser Bandes, der, so hoffe ich, mit der Unterstützung von Gönnern in absehbarer Zeit zur Publikation kommt.

Die Legende

«Sie setzten sich und trösteten sie und verbrachten drei Tage mit dem Lobpreis Gottes; am dritten Tage aber kam der Schlaf über alle im Hause, und keiner vermochte wach zu bleiben, ausser den Aposteln und drei Jungfrauen, den Gefährtinnen der hochheiligen Jungfrau. Und siehe, auf einmal erschien der Herr Jesus mit einer grossen Schar von Engeln in strahlendem Glanze, und die



Abb. 32: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Das Kopffragment in frontaler Sicht. Mst. 1:5.

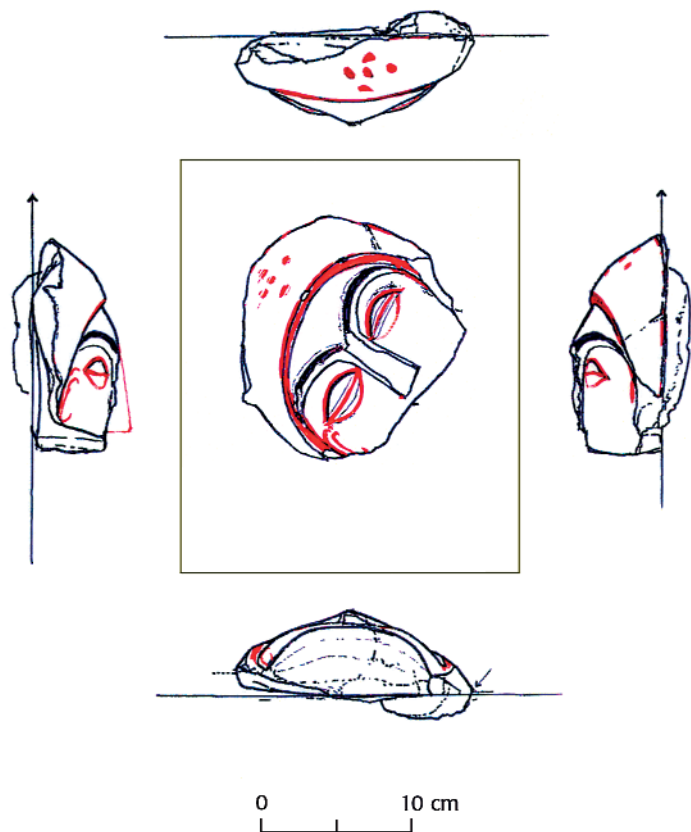
Engel sangen Lobgesänge und priesen den Herrn. Und der Herr sprach: «Komme, du Auserwählte, kostbare Perle, tritt ein in die Wohnung des ewigen Lebens.»

Da warf sich Maria zu Boden und betete zum Herrn: «Gelobt sei der Name deiner Herrlichkeit, o Herr, mein Gott, der du geruhst, deine demütige Magd auszuwählen und mir das Geheimnis deines Mysteriums anzuvertrauen. Gedenke meiner, König der Herrlichkeit. Du weisst, dass ich dich von ganzem Herzen liebte und den Schatz bewahrte, den du mir anvertrautest. Empfange deine Magd, o Herr, und erlöse mich von der Macht der Finsternis, damit Satan mich nicht angreift und ich nicht die furchtbaren Geister um mich sehe!»

Der Heiland erwiderte: «Als ich von meinem Vater zur Erlösung der Welt entsandt wurde und am Kreuze hing, kam der Fürst der Finsternis auf mich zu; aber da er keine Spur seines Herzens entdecken konnte, zog er sich überwunden und verachtet zurück. Ich habe ihn gesehen, und du wirst ihn sehen, wie es das allgemeine Gesetz des Menschengeschlechtes verlangt, dem du dich im Sterben unterwirfst, aber er wird dir nicht schaden können, weil nichts von dem in dir ist, was er in sich hat, und ich bei dir bin, um dich zu behüten. Komme daher in Frieden, denn die himmlischen Heerscharen erwarten dich, damit ich dich einführe in die Freuden des Paradieses.»

Und als der Herr diese Worte gesprochen hatte, erhob sich die Jungfrau, streckte sich auf ihr Bett und gab ihren Geist auf, indem sie Gott Dank sagte. Da sahen die Apostel einen solchen Glanz, wie ihn keine menschliche Zunge zu schildern vermag, denn er übertraf die Weisse des Schnees und die Helle des Silbers.»

(Pseudo Melitus 7 – 8)



Das Fragment

Obwohl dem vorliegenden Kopffragment – in Abb. 32 in frontaler Sicht – der grösste Teil der unteren Gesichtshälfte fehlt und im Fundgut die direkte Ergänzung – oder auch nur Teile der direkten Ergänzung – mit Sicherheit nicht erfasst sind, kann die abgegangene Gesichtspartie innerhalb einer sehr minimen und nicht ins Gewicht fallenden Toleranz sowohl in der plastischen Ausprägung als auch in der Malerei rekonstruiert werden. Möglich wird diese in den Projektionspausen von Abb. 33 und der die Plastik und Malerei kopierenden und extrapolierenden Kopie von Abb. 34 und 35 realisierte Teilrekonstruktion, die im begrenzten Rahmen dieses Artikels nicht erschöp-

Abb. 33: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Projektionspausen des Kopffragmentes aus Abb. 32. In der Mitte: in frontaler Sicht und in die den Tropfenzügen entsprechenden Lage in der Bildebene gerichtet. Links: Sicht von links. Oben: Sicht von oben. Rechts: Sicht von rechts. Unten: Sicht von unten. Der Pfeil rechts und die punktierte Linie links verdeutlichen die Schiftung des Kopfes gegenüber der Bildebene, bzw. gegenüber der Auflagefläche. Mst. 1:5.

fend dargestellt und kommentiert werden kann, vor allem durch die Kombination einerseits der weit über die Bruchstelle hinaus zu extrapolierenden Form der fehlenden Mund-Kinn-Partie mit der Form von anderen im Fundgut erhaltenen entsprechenden Gesichtspartien desselben Kopftyps und der gleichen Nuancierung mit der exakt im Raum festzustellenden Lage des Fragmentes an der Wand. Wie die in den Projektionspausen in Abb. 33 angegebenen Masse deutlich machen, wird die Richtigkeit zumindest des Scheitel-Kinn-Masses des teilrekonstruierten Kopfes dadurch unterstrichen, dass die gefundene Form exakt die nach dem Gesichtskanon der Disentiser Köpfe auch beim vorliegenden Kopffragment berechenbare Dimension der Höhe ergänzt: Die waagrechte mittlere Gesichtszone – nach dem Kanon das mittlere Drittel

der Kopfhöhe – misst in der durch das Nasenende und der hier vom Betrachter aus rechts liegenden dominanten, d. h. höher liegenden Braue genau 7 cm. Dem entspricht die Höhe von ebenfalls genau 7 cm des oberen Drittels der Kopfhöhe, gegeben durch die Distanz von der massgebenden Braue zur Scheitelhöhe. Sowohl auf dem Wege der Formsuche, als auch auf dem Wege der Anwendung des Kanons auf das Kopffragment resultiert ein Scheitel-Kinn-Mass von 21 cm.

Ebenso zweifelsfrei, allenfalls im Bereich von unerheblichen 1–2 Prozenten Toleranz liegender Abweichung, lässt sich das Profil der Nase wie in den Projektionspausen von Abb. 33 in der Projektion von links gezeigten Form bestimmen, deren Spitze zugleich die maximale Höhe der Bildschicht markiert. Die Mächtigkeit der Bildschicht, de-



Abb. 34: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Sicht von halb unten auf die Kopie der Kubatur des Kopffragmentes aus Abb. 32. Die Lage der Bildebene, bzw. der Auflagefläche ist in der Fläche des unteren Randschnittes eingeritzt.



Abb. 35: Disentis/Mustér, Kloster St. Martin. Sicht von halb links auf die rekonstruierte Partie der Koimesisdarstellung. Die Lage der Bildebene, bzw. der Auflagefläche ist in der Fläche des linksseitigen Randschnittes eingeritzt.

ren Rückseite bzw. Basisfläche im Fragment erhalten ist, und die eindeutig bestimmt werden kann, misst demnach 6,8 cm, also rund 7 cm.

Zu berücksichtigen ist allerdings, dass diese Bildschicht unbedingt nur auf den vorliegenden Kopf und dessen zugehörigen Körper zu beziehen ist. Das heisst, die auf der Rückseite der Bildschicht teilweise haften gebliebenen Reste einer darunter liegenden Schicht, die, so zeigen die ebenfalls auf der Rückseite der Bildschicht erhaltenen Negative von Anritzungen und Anhackungen, die zur besseren Haftung der aufliegenden Bildschicht der Figur angebracht wurden, sind nicht wie bei der Summe der übrigen Disentiser Figuren (Engel des Strafgerichtes, Engelsglorie) als Aufbauschiicht zu verstehen. Es handelt sich beim erhaltenen Rest dieser der Figur als Unterlage dienenden Schicht wenigstens teilweise um den Rest einer Bildschicht, die wiederum einer Bildpartie angehört, die ihrerseits vom vorliegenden Kopf und dem diesem zugehörigen Körper überlagert wurde, und die Teil einer grossflächigen, mehrere Figuren umfassenden Komposition war.

Von grösster Bedeutung für die sichere Deutung der Figur, vor allem aber der Gesamtkomposition, zu der die Figur gehört, ist die zweifelsfreie Bestimmung der Orientierung des Kopffragmentes in Bezug auf seine Ausrichtung in der Fläche der Bildwand. Diese Bestimmung ist glücklicherweise beweisbar. Abgesehen von allen hierzu geeigneten Indizien, wie unter anderen auch die waagrechte Bruchstruktur der Rückseite, die wiederum in Einheit mit der dazu lotrecht festzustellenden Fliesstendenz der Farbschichten der Malerei auf der Sichtseite steht, sind zwei in ihrem Verlauf unzweifelhaft verlaufende Tropfenzüge er-

halten: Ein Überschuss des üblicherweise wegen seiner geringen Deckkraft sehr dick und pastos aufgetragenen Kalkweiss der den Brauenkamm des rechten Auges markierenden Lichtzeichnung hat sich als Tropfen gelöst und ist über die schwarze Farbe der bereits gemalten Braue hinweg bis in den Bereich der Gesichtsgrenze abgeflossen, wo er im übrigen nachträglich durch ein die Gesichtskontur nachziehenden braunen Pinselstrich halbwegs überstrichen und somit einigermaßen retuschiert wurde. Da diese Korrektur erst nach dem weitgehend abgeschlossenen Trocknungsprozess der Lichtzeichnung vorgenommen wurde, ist die plastische Form des Tropfenzuges durch das nachträgliche Überstreichen im Bereich der Gesichtskontur kaum verletzt worden.

Ein zweiter Tropfenzug, 3 mm rechts neben dem genannten liegend, hat sich schon beim Auftragen des Karnates gebildet. Sein Ursprung liegt im Bereich der Braue, und er wurde gemäss der Abfolge der Malschritte in halbtrockenem Zustand durch das Schwarz der Braue übermalt. Das Relief des Tropfenzuges ist in seinem Verlauf entsprechend der plastischen Ausprägung der überflossenen Zone des Brauenkamms an dieser Stelle leicht abgelenkt und bis in den Gesichtsrand zu verfolgen.

Mit dieser vom Lot um 53 Grad nach links geneigten Position in der Fläche der Bildwand ist das Kopffragment dieser praktisch lebensgrossen Figur die einzige Ausnahme unter allen Köpfen des Disentiser Fundgutes.

Dieser in der Kubatur (Abb. 34) und der Malerei (Abb. 35) fraglos zu kopierende und teilweise im Rahmen geringer und überdies exakt zu definierender Unsicherheiten ergänzend zu rekonstruierende Kopf

weist zwar alle konventionellen Merkmale der Disentiser Technik auf, ist aber zugleich in fast jeder Beziehung eine Ausnahme, die wiederum nicht nur sprichwörtlich, sondern tatsächlich die Regel bestätigt. So kann die Kubatur des oberen, die Augen und Nase umfassenden Kopffragmentes auf Anhieb als frontal zum Betrachter ausgebildet bezeichnet werden. Wenn wir uns allerdings der Neigung der Gesichtsfäche nach rechts – besonders gut zu erkennen in der Projektionspause von unten in Abb. 33 – vergegenwärtigen, und wenn wir die auf der – vom Betrachter aus – rechten Gesichtshälfte deutlich weiter oben beginnende und insgesamt stärker ausgebildete Ausrundung der in Richtung Kinn laufenden Gesichtspartie berücksichtigen, wird deutlich, dass es sich um einen aus der Sicht der Betrachtung leicht nach rechts gewendeten Kopf handelt, der damit – abgesehen von der hier schwächeren Wendung als bei den Vergleichsbeispielen – alle plastischen Merkmale mit den Kubaturen der ebenfalls gewendeten drei Köpfen der Engelsfiguren des Strafgerichtes⁷⁴ teilt. Indem auf der linken, dem Betrachter näheren Kopfseite ein braun gemaltes Ohr aufgetragen wurde, richtet sich die Malerei sinngemäss nach diesem Sachverhalt der plastischen Vorgabe – und sie bestätigt damit auch die an der Summe der Köpfe gewonnene und bereits hergeleitete Regel, wonach nur bei seitlich gewendeten Köpfen Ohren vorkommen, und dass immer nur ein Ohr auf der jeweils dem Betrachter nahen Kopfseite aufgemalt erscheint.

Die Vorform der Kubatur ist wie üblich mit zwei Volumen gebenden Schichten aufgebaut und durch eine dünne, in den Randregionen auf die Figurgrenze auslaufende Mantelschicht vervollständigt. Wie präzise – und

infolge dessen auf Vorlage und Vorzeichnung beruhend – bereits die Vorform die Silhouette berücksichtigt, zeigt sich besonders deutlich im Bruchfeld entlang der linken Wange – gut sichtbar in der Projektionspause von unten in Abb. 33 –, wo die Mantelschicht entlang der Gesichtsgrenze abgesplittert ist. Erhalten geblieben ist ein Teil der unter der Mantelschicht liegenden Schicht der Volumen gebenden Schichtung, deren Oberfläche den direkt auf die Figurgrenze auslaufenden Verlauf der Schichtlage sichtbar macht.

Der in den Projektionspausen zu verfolgende und zu ergänzende Verlauf der Fläche der Rückseite der Bildschicht des Kopfes bzw. der Figur in Relation zur Figurgrenze lässt eine Diskrepanz zwischen der Tiefe des Schnittes in der Figurgrenze zwischen der linken und rechten Seite feststellen. Wie in Abb. 33 in der Projektion von unten mit punktierter Linie angedeutet, bleibt dort, wo auf der rechten Seite der Schnitt der Figurgrenze die Oberfläche der Unterlagschicht erreicht, auf der linken Seite auf gleicher Höhe ein Abstand von rund 1,5 cm. Diese links in Bezug auf den Hintergrund angehobene Ausformung der Silhouette bestätigt einerseits die Wendung des Kopfes nach rechts. Sie beweist aber vor allem, dass an dieser Stelle, also links vom Gesicht bzw. links an die Figur anstossend, ein weiteres zur gleichen Bildschicht gehöriges plastisches Element folgt und – da die Extrapolation in dieser Hinsicht unzweifelhaft durchzuführen ist – dass die Figur nicht nur mit leicht nach rechts gewendetem Kopf dargestellt ist, sondern dass die ganze Figur auf der linken Seite gewissermassen zum Bildhintergrund hin angehoben erscheinen soll.

Dieses Phänomen ist wiederum bei keinem

74 STUDER, wie Anm. 71.

der Köpfe und bei keiner Figur des Disentiser Fundgutes zu beobachten. Bezogen auf die plastische Bildsprache des Reliefs, die Raumillusion und Gegenständlichkeit in verkürzter Tiefe darstellt, und unter Berücksichtigung der Lage des Kopfes, die wiederum zumindest einen dementsprechend seitlich nach hinten gelehnten Oberkörper dieser Figur bedingt, bedeutet diese Anschiffung der Figur und des lokalen Hintergrundes auf die dem Betrachter zugewandten Seite hin nichts anderes, als dass die Figur, dem Betrachter die Aufsicht bietend, auf einem im Schulterbereich angehobenen Lager lang ausgestreckt liegt (eine Art Sessel mit einer der Lage der Figur gemässen, stark nach hinten geneigten Rückenlehne ist theoretisch zwar möglich, auch wenn diese Möglichkeit allein schon auf Grund der Sonderform, die eine solche Sitzgelegenheit in Möbelform bedeuten würde, auszuschliessen wäre. Auch ein durch die Natur gebildetes Lager könnte zunächst prinzipiell erwogen werden).

Bezogen auf die Summe der Disentiser Köpfe und nur nach der Kubatur beurteilt, besteht zwischen der beim vorliegenden Kopf-fragment gelb gemalten und in ihrer plastischen Abgrenzung zum Gesicht malerisch mit einer braunen Kontur unterstützten Partie kein auffälliger Unterschied zu den sonst üblichen Frisurkalotten. Unmittelbar festzustellen ist, dass diese Kalotte nicht wie bei den frontalen Köpfen auf Höhe der Ohren im Hintergrund aufgeht. Soweit es die dominante, dem Betrachter zugewandte Seite anbelangt, ist die Ausformung und der Verlauf der Kalotte identisch mit denen der seitlich gewendeten Köpfe, nämlich mit mehr oder weniger steil zum Hintergrund abfallend geschnittenen Profil hinter dem Ohr vorbeigeführt und entlang von Wange

und Hals in die Schulterpartie vermittelnd auslaufend. Allerdings ist der Verlauf der zum Gesicht bündigen inneren Grenze der Kalotte auf Höhe des Ohres, statt wie sonst bei den seitlich gewendeten Köpfen weiter in Richtung Hintergrund bzw. in Richtung Schulterkubatur abfallend, hier eindeutig eng an die Wange schmiegend und in Richtung Kinn weitergezogen zu extrapolieren. Noch deutlicher vom Üblichen abweichend sind die Ausformung und der Verlauf der Kalotte auf der anderen, der abgewendeten Seite. Entgegen den Beispielen anderer abgewendet dargestellten Köpfen, bei denen die Frisurkalotte etwa entsprechend dem Grad der jeweiligen seitlichen Wendung des Kopfes oft schon auf Augenhöhe im Hintergrund aufgeht, ist die Kalotte hier in der Anschmiegun an das Gesicht, zum Hintergrund sogar leicht ansteigend, im Bereich des Wangenknochens entlang der Wange bis in die Höhe des Mundes an das Gesicht angrenzend geformt worden, wie dies in der betreffenden Bruchstelle und den dort noch vorhandenen gelben Farbresten nachzuweisen ist. Im weiteren wechselt die sonst durchwegs ausgerundete konvexe Oberfläche der Kubatur auf der Höhe des Brauenendes in eine leicht konkave Ausprägung über, die vor allem belegt, dass sich die abgegangene plastische Partie nicht in Richtung Kinn verjüngte, sondern dass sie im weiteren Verlauf in der auf Höhe der Bruchstelle vorhandene Stärke, zunehmend nach aussen unten geführt, ausgestaltet wurde.

Die ockergelbe, satt aufgetragene Farbe dieser Partie ist in Disentis/Mustér sowohl als Haarfarbe als auch als Gewandfarbe gebräuchlich. Bei den über 50 Frisurfragmenten im Disentiser Fundgut sind jedoch durchwegs die Reste einer meistens

schwarz ausgeführten Frisurzeichnung eindeutig nachzuweisen. Ebenso eindeutig fehlt eine solche Zeichnung auf der sonst der Frisur vorbehaltenen plastischen Partie beim vorliegenden Kopffragment. Die Farboberfläche ist im übrigen durchwegs so gut erhalten, dass sie auch bezüglich der in Disentis/Mustér häufig zu beobachtenden Negativen von Pinselzügen einer im Halbnass der unterlegten Farbe vorgenommenen und durch Verwitterung vollständig abgegangenen Zeichnung untersucht werden kann. Das Resultat bleibt negativ.

Statt einer aufgemalten Frisur wurde diese Partie mit einem über der Stirn eingemitteten Fünfpunkte-Kreuz geschmückt. Abgesehen von der Einmaligkeit dieser Kreuzform im Spektrum der verschiedenen heiligen Zeichen – unter denen sich auch Kreuzformen befinden –, mit denen die Gewänder der Heiligen in der Disentiser Ausstattung ausgezeichnet sind, und abgesehen von der einzigartigen Bedeutung dieses Fünfpunkte-Kreuzes an dieser Stelle als exklusives Zeichen der Mariendarstellung in der byzantinischen Kunst, ist nach Disentiser Lesart hier keine Frisur dargestellt, sondern das üblicherweise bis über die Schultern reichende Kopftuch der Frau, ein Maphorion also, wie dies im übrigen auch die beschriebene plastische Ausformung anzunehmen zwingt.

Die trotz Verwitterung, der schwarzbrauner Verschmutzung und einiger Blessuren insgesamt gut erhaltene Malerei steht grundsätzlich in eindeutigem Einklang mit der Technik und dem Stil der Disentiser Kunst. Umso augenfälliger sind die Besonderheiten zum einen im Ablauf der Malschritte und zum anderen in der Farb- und Formgebung. Auf den wie überall in Disentis/Mustér auf den noch feuchten Untergrund satt aufge-

tragenen Malgrund aus Kalkweiss wurde beim vorliegenden Kopf als nächster Schritt nicht nur die Partie des Maphorions mit gelbem Ocker deckend bemalt, sondern auch zugleich mit der selben Farbe und im selben Arbeitsgang die Gesichtspartie gestrichen. Wobei diese nicht mehr lediglich als Imprimitur zu verstehende Untermalung des Karnatbereiches im Bereich vor allem der linken Gesichtshälfte durchaus die Sattheit und Intensität des Farbauftrages auf dem Maphorion beibehält.

Der darauf folgende Malgang, der Auftrag eines nur wenig mit Rot und Braun homogen getönten Kalkweisses als Karnat, berücksichtigt die gelbe Unterlage insofern, als dass sie diese vor allem im Bereich der Augen durchscheinen lässt. Die sonst weitgehend feststellbare Rotzeichnung des Karnats der Disentiser Gesichter – einerseits die Modellierung mit dünnem Rot und andererseits das Wangenrot – fehlen hier vollständig.

Diese die Gesichtsmalerei vom Dunkel ins Hell entwickelnde Technik erinnert an die spätere Technik der Ikonenmalerei, wo durch den Auftrag von an Intensität zunehmenden weisszeichnenden Partien die Gesichtstopographie aus dem dunklen ockerbraunen bis ockergelben Untergrund erarbeitet wurde und wird.

Auf dieses fast weisse, das Gelb leicht durchscheinen lassende und gleichmässig getönte Karnat wurden mit dünnstem Gelb die Augen vorskizziert – gut sichtbar vor allem im äusseren Augenwinkel des linken Auges, wo die eigentliche Augenzeichnung mit dem in der Skizze im Augenwinkel höher endenden Auge keine Deckung erreicht – und danach mit dem gleichen rötlichen Braun die geschlossenen Augen, das Ohr, die Nasenflügel – Reste sind an den betreffenden Stellen

beidseits der Bruchkante noch erkennbar – die Gesichts- und Figurgrenze und das Fünfpunkte-Kreuz gemalt.

Ohne Unterbruch und mit dem gleichen Braun des vorangegangenen Malganges wurde zumindest die linke Braue im Sinne einer mildernden Vortönung des folgenden Schwarz vorgezeichnet und anschliessend die eigentliche Zeichnung der Brauen mit Schwarz ausgeführt. Mit sehr feinem schwarzem Pinselstrich wurden schliesslich die oberen Lidfalten der geschlossenen Augen zusätzlich vertieft.

Als letzter Malgang wurde die Lichtzeichnung durchgeführt, die im Fragment auf Grund der schwarzbraunen Patina der Verschmutzung kaum mehr als Kontrast sichtbar ist, aber im Relief des dank des bei Kalkweiss notwendigen dick gehaltenen Auftrages dieser äusserst schlecht deckenden Farbe in ihrer Form und in ihrem Verlauf klar zu Tage tritt.

Wie bei allen Disentiser Gesichtern wurde den Brauenkämmen entlang der oberen Brauenränder und in etwa gleicher Länge und Breite wie die Brauen selbst ein Licht aufgesetzt. Nach der gleichen Disentiser Konvention ist mit Sicherheit auch die Lichtzeichnung der Mundregion vorgenommen worden.

Die auf eine Linie reduzierten Lidränder der geschlossenen Augen erhielten je zwei fein gezogene Lichtkanten, die im Zusammenspiel mit der schwarzen Vertiefungslinie der Oberlidfalten und in Einheit mit der vom Karnat halbwegs ausgesparten Zone der Augen dem Augenkörper, aus der richtigen Distanz der Betrachtung beurteilt, beträchtliche Plastizität und eine – gerade im Vergleich mit den hierzu imposant wirkenden Augen z. B. der Engelsköpfe – filigrane Zartheit verleihen. Die komplexen Misch-

formen der Lichtgebung, nämlich einerseits die aufgesetzte Gegenständlichkeit vermittelnden Glanzlichter des weissen Lichtes in Kombination mit dem goldgelben diffus leuchtenden Licht, das sowohl als Abglanz eines von rechts oben ausgehenden Strahlens wahrzunehmen ist, als auch gleichzeitig und gleichwertig als ein von der Person ausgehendes Leuchten empfunden werden kann, hat die Qualität bewusster Raffinesse und – trotz der Geschwindigkeit der Ausführung und der offensichtlichen zur Reduktion neigenden Routine der Künstler – die souveräne Beherrschung einer differenzierten Technik zur Bedingung.

Zum Kreuzbesatz auf dem Gewand der Muttergottes

Eine Verbildlichung der Maria als Muttergottes in der vollen, d. h. der menschlichen und göttlichen Natur Jesu bewussten Form ist bereits zur Zeit der Weihung Konstantinopels, des neuen Rom, am 11. Mai 330 voranzusetzen. Die im 4. und 5. Jahrhundert stattfindende grundlegende Bildfindung kann eingedenk der durch den Status der Maria bezeichneten bzw. dargestellten Christologie, der Natur Jesu und der Dreifaltigkeit nur im engsten reaktiven oder sogar mitdefinierenden Zusammenhang mit dem in den ersten vier Konzilen erfolgten Ringen um die richtige Formel, ebendiese Inhalte als gültige Lehre absolut auszudrücken, gesehen werden.

Der Charakter einer mit den Ergebnissen der ersten vier Konzile verbundenen eigentlichen Mit-Konstruktion kommt deshalb auf jeden Fall der Ausbildung des Gewandbesatzes zu – ein Beispiel zeigt Abb. 36 –, der schon bei den seit dem 6. Jahrhundert fassbaren Mariendarstellungen das einka-

che Gewand der Muttergottes kennzeichnet, das sich mittlerweile von der römischen Form – der Tunika mit über dem Kopf getragenen Palla – zur gräco-syrischen Form – dem Chiton mit einem zunehmend Mantel-artig, mindestens über Schultern und Brust reichenden Maphorion – gewandelt hatte. Denn diesem offensichtlich bewusst formulierten Zeichensatz, bestehend aus den drei wesentlichen Kreuzen des Maphorions – von denen das Hauptkreuz beim Disentiser Fragment erhalten ist – und den sekundären zwei bis vier oder vereinzelt sogar mehr Kreuzen meist im Bereich der Handgelenke, bzw. im Bereich der Knie oder des Schosses fehlt jede durch ein Vorbild gegebene Verankerung in der antiken Tradition. Seine Grundbedeutung ist insofern offenbar, als dass er, abgesehen von wenigen bemerkenswerten, weil nur scheinbaren Ausnahmen, die nachweisbar in keiner Weise die Identifikation des Disentiser

Fragmentes tangieren, in ungebrochener Folge bis heute in die Gegenwart der orthodoxen Volks- und Kirchenkunst ausschliesslich dem Kleid der Theotokos (im wesentlichen: Gottesmutter) vorbehalten blieb. Wo immer im nur mittelbaren byzantinischen Bereich oder gar in der allmählich weitgehend ausserbyzantinischen westlichen Sphäre dieser meist auf die drei, bzw. wenigstens auf das Hauptkreuz, den pars pro toto, reduzierte Zeichensatz verwendet wurde, ist mindestens hierin ein deutlicher Beleg für einen byzantinischen Einfluss gegeben: entweder in der Form einer Übernahme dieses ikonographischen Partikels wie beispielsweise das in missverständlicher, weil nicht auf dem Maphorion applizierter Form, sondern als ein direkt in die Stirn eingeschnittenes Kreuz bei den Marienfiguren des Pemmoaltars⁷⁵, oder als ein in den Kanon der Kunst aufgenommenes, eng am byzantinischen Kunstschaffen orientiertes, dieses imitierend, also gewissermassen importiertes Werk, wie etwa die zum Buchdeckel gefügten Elfenbeintäfelchen des Lorscher Evangeliars aus dem frühen 9. Jahrhundert⁷⁶ oder die Todesverkündigung an Maria des Duccio di Buoninsegna um 1300⁷⁷.

Zwar lassen sich Vermutungen anstellen, die mit Recht etwa kaiserlich höfische Gewandung und Schmuckformen byzantinischer, aber beispielsweise auch ägyptischer und persischer Herkunft in Vermischung und Modifikation in Beziehung setzen. Aber ein offensichtlicher Zusammenhang von dieser Seite zur Ausbildung, Form und Gebrauch des Gewandbesatzes in der Ikonographie der Theotokos, der diesen als Ableitung einer basisgebenden Tradition erkennen liesse, oder auch nur die Mutmassung dieser Möglichkeit rechtfertigen würde, ist nicht fassbar

Abb. 36: Palermo (I), Kirche Martorana. Mosaik des 12. Jahrhunderts. Auf dem braunen Maphorion der Theotokos sind nebst den drei erst-rangigen Kreuzen - hier Vierpunktekreuzen - des Zeichensatzes zwei weitere auf dem mit Zierfransen geschmückten Saum appliziert. Ein sechstes und siebentes Gewandkreuz auf den Manschetten des blauen Gewandes bezeichnen die Hände der Mutter Gottes.



und – trotz lückenhafter Quellenlage – als nicht gegeben abzutun.

Ebenso wenig kann zum Gewandbesatz der Theotokos ein unmittelbarer formaler oder inhaltlicher Bezug gefunden werden, der einen sicher zu erkennenden und spekulationsfrei festzuhaltenden Zusammenhang mit den ohne Zweifel der Ausbildung der mystischen Figur der Maria vorangehenden und diese – wenigstens in der Wahrnehmung einer Christenheit, die noch in deren Bezugsfeld lebt – mitbestimmenden weiblichen Gottheiten des Heidentums ergibt. Die diffus miteingebrachten und in der Wahrnehmung mehr oder weniger bewusst assoziativ mitschwingenden und widersprüchlich weiter wirkenden religiösen Bewusstseinsstradition heidnischer weiblicher Göttinnen in der christlichen Immerjungfrau und Gottesmutter Maria, wie etwa die ägyptische Sonnengebärende und Gottesmutter Isis, oder die jungfräuliche Iris der Griechen, der Göttin des sieben Farben umfassenden Regenbogens, aber auch der aus christlicher Sicht besonders zwiespältigen babylonischen Ishtar und der mit ihr verwandten Astarte und Aphrodite, betreffen allenfalls indirekt – d. h. wiederum als Echo in der Kenntnis des Betrachters – und nur rückbezüglich, wenn auch nicht zufällig assoziiert, den die christliche Gottesmutter auszeichnenden Gewandbesatz.

Die Korrespondenz der Immerjungfrau und Gottesmutter Maria mit vorgängigen heidnischen jungfräulichen Gottesgebärendinnen darf und kann aus der Sicht der christlichen Theologie und Mariologie in keiner Weise relevant sein. Allenfalls kann ihr von dieser Seite die Bedeutung einer das Heilsgeschehen diffus ankündigenden Manifestation einer kollektiven Vorahnung zugestanden werden. Tatsächlich kann die

Theologie in der Anwendung ihres nur peripher auf historische Argumentation angewiesenen Lehrgebäudes beweisen, dass die beständige Jungfräulichkeit der Gottesmutter zwingend mit der Inkarnation des Logos einhergeht. Dieser anspruchsvolle und theologisch absolut zu verstehende Lehrsatz gilt allerdings in der stark reduzierten und in seiner Umkehrung nur bedingt den Kern erfassenden Verkürzung, wonach gerade die trotz Zeugung und Geburt unverletzte Jungfrauenschaft der Gottesmutter Zeugnis für die von keinem menschlichen Wesen zu zeugende Göttlichkeit des Sohnes sei, wiederum auch für das diesbezügliche Verständnis der heidnischen Gottesmütter und deren unversehrt Jungfräulichkeit.

Versuche, die dominanten drei Kreuze des Maphorions ohne oder mit Einbezug des Zusammenspiels der weiteren möglichen zwei, bzw. vier oder mehr Kreuze des Gewandbesatzes der Theotokos über die offensichtliche Zuordnung hinaus definierend zu deuten, sind in Absenz diesbezüglich aufklärender Schriftquellen auf vielfältige Weise möglich. Eine ausführliche Darstellung und Diskussion dieser Möglichkeiten muss im Rahmen dieses Artikels unterbleiben. Eine Bemerkung lediglich zu den bekanntesten und beliebtesten dieser Deutungen. Es sind Deutungen, die theologisierend und im Zuge einer zunehmend differenzierten und umfangreichen Kultur der Marienverehrung – in der die Jungfräulichkeit der Gottesmutter zeitweilig als isolierte, nicht mehr theologisch zu begründende Selbstverständlichkeit wahrgenommen wurde – in mehr oder weniger moralisierender, die Eigenschaft der Keuschheit herausstreichender Form diese fälschlicherweise zum eigentlichen Sinngegen-

75 BROZZI MARIO/CATE CALDERINI/MARCELLO ROTILI/MARIO ROTILI: *Les Lombards. Zodiaque* 1981, Abb. S. 50 und S. 52.

76 HOLLÄNDER HANS: *Kunst des frühen Mittelalters. Malerei, Plastik, Architektur*. Stuttgart und Zürich 1991, Abb. 83.

77 BENTCHEV IVAN: *Engeliken, Machtvolle Bilder himmlischer Boten*. München 1999, Abb. S. 154.

stand des Kreuzbesatzes des Maphorions werden lassen. Die drei Kreuze des Maphorions der Theotokos werden z. B. als Hinweis darauf verstanden, dass die Jungfräulichkeit der Maria vor der Geburt, während der Geburt und nach der Geburt Jesu Bestand hatte.⁷⁸ Diese Deutung kann, wenn sie nicht abwegig verstanden werden will, nur als eine der Hauptbedeutung unterstellte jedoch fakultative Begleitillustration in der Funktion eines Ansatzes der Marienverehrung und Marienandacht zur Anwendung kommen.

Bei aller Ausschöpfung des diesem Zeichensatz und seiner Kultur prinzipiell als Potential der Deutung innewohnenden Sinngehaltes darf bei der Sinn-Besetzung das Offensichtliche und Unmittelbare nicht in den Hintergrund gedrängt werden. Diese Kreuze auf dem Gewand ehren die Gottesmutter und heiligen den zwingend menschlichen Leib der Gottesgebährerin, in dem und aus dem sich der Logos inkarniert hat und der deswegen auch schon in seiner Vorsehung über allen Menschen geheiligt ist (genau dies ist mit dem Begriff der Theotokos gemeint). Und indem sie in dieser Umrahmung zugleich einzelne Körperteile, im Besonderen die Handgelenke und gelegentlich die Knie, markieren, sind auch die Hände und die Knie, die den eingeborenen Menschensohn, die Leibesfrucht der Maria, getragen und gehegt haben in einer an altorientalische Tradition angeknüpft scheinenden Form gesegnet. Eine Tradition, deren Sinn auch heute noch verstanden und die teilweise noch gepflegt wird. Erinnerung sei einerseits etwa an das Handgelenk des von Gilgamesch zu seinem Gefährten erschaffenen Enkidu, dem Urtypus des Technikers und Künstlers, und andererseits an die noch heute gelegentlich

bei Täuflingen der koptischen Konfession vorgenommenen Kreuztätowierungen der Handgelenke.

Das Dreieck, gebildet aus den dominanten drei Kreuzen auf dem Maphorion schliesslich, mit dem das Gesicht der Maria in etwa eingemittelt erscheint, kann eingedenk der die Zeit bestimmenden theologischen Fragen und ihren zu Dogmen formulierten Antworten mit Sicherheit als eine zunächst Maria auszeichnende und sie als Theotokos bezeichnende geometrische Bekreuzigung, als ein trinitares Bekreuzigungszeichen verstanden werden, das im weiteren für das Phänomen der Trinität selbst und für das Phänomen der unbedingten Abhängigkeit der Gottesmutter Maria von der Dreieinigkeit Gottes steht. Dieses zeichnerische Kürzel ist die absolute Form gemalter Theologie. Mit ihm ist der Kern des gesamten Heilgeschehens schlechthin, dessen Auslegung und damit das Wesen des christlichen Glaubensbekenntnisses erfasst und gewissermassen zum Diamanten verdichtet, der, über drei gleichwertige Facetten geschliffen, zumindest dem zeitgenössischen Gläubigen das Unbegreifliche als solches fassbar werden liess. Dieses Trinitätszeichen, das ursprünglich und auch im weiteren meist aus Kreuzen gebildet wurde – Vier- und Fünfpunktekreuze, die im Laufe der Zeit zunehmend zu an Sterne erinnernde, in sich um einen Kreisachtel des gemeinsamen Mittelpunktes zu einander verdrehen und mit bedeutungsvollen Punkten angereicherten filigran ornamentierten Doppelkreuzen verfeinert wurden – und das zugleich, wie es in den verschiedenen Bekreuzigungsformen jedesmal erfolgt, auch aus dem Kreuz selbst ableitbar ist, wird in seiner Signalwirkung nur vom Kreuz selbst übertroffen.

78 SPITZING GÜNTER: Lexikon byzantinischer-christlicher Symbole. Die Bilderwelt Griechenlands und Kleinasien. München 1989.

Zur Darstellung des Marientodes

Die eindeutig mögliche Feststellung des plastischen Sachverhaltes und der räumlichen Lage des Kopffragmentes, die unzweifelhafte Identität gegeben durch das nach byzantinischem Brauch ausschliesslich die Muttergottes bezeichnende Kreuz auf dem Maphorion, in Kombination damit, dass eine auf ihrem Lager ausgestreckt liegende Tote dargestellt ist, sind Indizien, die im Bezug auf die Quellen und auf die Ikonographie der Maria absolut sicher zu deuten sind. Das Kopffragment belegt – als möglicherweise einziger sicher zuzuordnender Rest des Fundgutes – eine abgegangene Darstellung einer byzantinischen Koimesis oder Dormitio, der Entschlafung Mariens bzw. des Marientodes, aus der Mitte des 8. Jahrhunderts in Disentis/Mustér.

Die Deckungsgleichheit dieser im Fragment vorliegenden und in sicherem Umfang herzuleitenden zentralen Partie des Disentiser Marientodes, die auf ihrer Liegestätte in Kopf und Schulter leicht aufgestützt liegenden toten Muttergottes, dargestellt in halber Aufsicht, mit der jeweils selben Passage in dem bis in die Gegenwart der Ostkirche tradierten nachikonoklastischen Typ des Marientodes, wie ihn in Abb. 37 das älteste erhaltene Beispiel, ein im Einbanddeckel des Evangeliars Ottos III., dem Sohn der Theophanou, eingearbeitetes Elfenbeintäfelchen aus dem späten 10. Jahrhundert zeigt, ist augenfällig.

Diese Elfenbeinminiatur, auf der die Reste eines das Bild teilweise oder ganz deckenden Goldüberzugs erhalten sind, entstammt zweifellos einer byzantinischen Werkstatt erster Qualität. Weniger auf Grund dessen, dass es sich bei dieser Miniatur um die älteste erhaltene Koimesis Darstellung handelt,

darf sie als Grund- oder Urtyp dieser Darstellungsform verstanden werden. Wohl vereinigt diese Gestaltung tatsächlich alle wesentlichen Elemente der Koimesis-Apokryphen (Apokryphen in diesem Zusammenhang: mehr oder weniger als apostolisch inspiriert geltende Texte, die nicht in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommen sind) und sie entspricht dem kanonisierten Text der ostkirchlichen Festliturgie, der auf Johannes von Tessaloniki zurückgeht. Andererseits belegen gerade diese massgebenden vorikonoklastischen textlichen Ausführungen, dass die ältesten erhaltenen Darstellungen des Marientodes aus dem 10. Jahrhundert zwar am Anfang der im weiteren Verlauf durch die nachikonoklastische Kanonisierung geregelten Ära stehen, sie aber dadurch lediglich den Anfang einer vorübergehend unterbrochenen Bildtradition markieren, von der ausser dem Disentiser Fragment nichts erhalten blieb. Es wäre tatsächlich spekulativ, von etwas anderem auszugehen als davon, dass

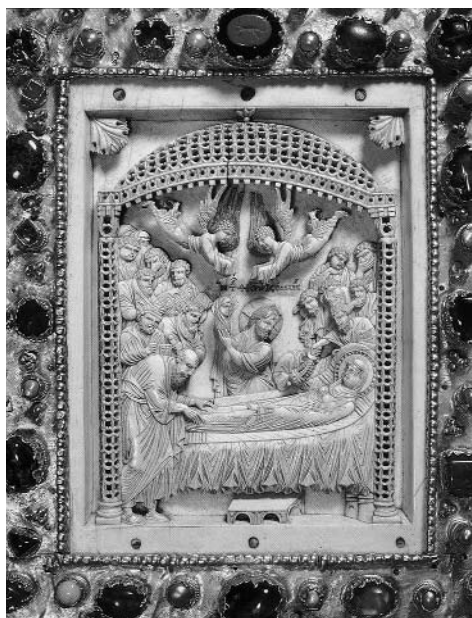


Abb. 37: Bayerische Staatsbibliothek, München. Einbanddeckel des Evangeliars Ottos III. Byzantinische Elfenbeinminiatur aus dem 10. Jahrhundert.

die monumentale Disentiser Koimesis alle wesentlichen Elemente dieser byzantinischen Darstellung nicht nur inhaltlich mit den entsprechenden apokryphen Texten in Übereinstimmung enthielt, sondern auch in der Gestaltung des Gesamtbildes – im Besonderen das Kernbild, das die Maria auf dem Totenlager, den dahinter die Seele bergenden Jesus, die Apostel mit eventuell Hierarchen und mindestens zwei Engel umfasst – und in den formalen Elementen dieser Gestaltung mindestens alle unverzichtbaren Details in der Ausprägung aufwies, wie sie ab dem 10. Jahrhundert die nachikonoklastischen Darstellungen des Marientodes bestimmen.

Über den weiteren Lebenslauf der Maria nach der Passion und Auferstehung Christi und über ihren Tod berichtet die Heilige Schrift nichts. Die von den synoptischen Evangelien nicht überlieferte Passage im Johannesevangelium 19, 26 und 27, wo der sterbende Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes eine gegenseitige adoptive Zueignung vornimmt, in Verbindung mit der letzten Erwähnung der Mutter Jesu in der Heiligen Schrift anlässlich der in der Apostelgeschichte 1, 14 berichteten Himmelfahrt Jesu gebracht, lässt und liess dem Gläubigen allenfalls die wenig ergiebige (und in der direkten Aussage historisch ohnedies kaum verwertbare) Spekulation zu, dass Maria zusammen mit Johannes – in familiär füreinander sorgender Gemeinschaft – wahrscheinlich in engstem Kontakt zu den Aposteln und den Frauen und Männern aus dem Umfeld Jesu verblieb. Das weitere Schicksal der Muttergottes ist damit allenfalls ansatzweise bezeichnet, ihr Lebensweg bleibt aber in den kanonischen Schriften den Christen höchst unbefriedigend offen gelassen.

Diese ebenso für die einfache Volksgläubigkeit als auch für die Theologie schwer zu akzeptierende Ungewissheit vor allem über das Sterben und über den Eingang ins allen Gläubigen versprochene Paradies der Muttergottes, dieser Frau, die den Archetyp der Mutter und Frau unwillkürlich evoziert – was nicht zuletzt den auf sie angewendete Begriff der «neuen Eva» ganz selbstverständlich ermöglichte – und die überdies trotz ihres Menschseins als Mutter Christi in einer unfassbaren Verbindung mit Gott ein Mysterium darstellt, hat schon früh einen komplexen und widersprüchlichen Kompensationsprozess ausgelöst, der mit Sicherheit bereits vor dem 3. Ökumenischen Konzil 431 in Ephesus und dem 4. Ökumenischen Konzil 451 in Chalkedon, in denen die Gottesmutterchaft Marias als Teil der Lehre festgelegt wurde, einsetzte. Folgen, Zeugen und antreibende Bereicherung dieses Prozesses sind unter anderem die Auffindung des Grabes der Maria um 431 in der Marienkirche in Gethsemane und die für das ganze Byzantinische Reich verbindliche Einführung des Koimesis-Festes am 15. August durch Kaiser Maurikios gegen Ende des 6. Jahrhunderts.

Als tragender und Inhalte schaffender Pol dieses Prozesses bildete sich auf der einen Seite die in Legenden, Predigten und Hymnen formulierten Wunschvorstellungen aus, die, da ihnen die Basis fehlte und in ihnen die verschiedensten Strömungen zum Ausdruck gelangten, in sich schon unterschiedlichste und mehrdeutige Formen annahmen. Auf der anderen Seite stand die noch junge und in Selbstfindung begriffene Theologie, die sich, eingedenk der fehlenden Basis, aber ebensowenig frei von Wunschdenken und von in die eine oder andere Richtung zielendem Enthusiasmus,

sehr ambivalent zur Legendenbildung verhielt und die sich schliesslich bis heute weder im Westen noch im Osten endgültig festgelegt hat.

Im vom Osten zunächst in der Entwicklung der Theologie und dem Bildausdruck abhängigen Westen, wo die Marientod-Legende auf jeden Fall seit dem 6. Jahrhundert in einer von Gregor von Tours verfassten Kurzversion und vor allem im Liber de transitu Virginis Mariae, der Übersetzung des Melitus von Sardes zugeschriebenen Apokryphon, bekannt war, erfuhr die Entschlafung Mariens bereits ab dem 10. Jahrhundert eine der östlichen Ausformung zuwiderlaufende Gewichtung. Mit der Einführung des die erwachsene und aufrecht stehende Maria abbildenden Medaillons, das an Stelle des Eidolon der byzantinischen Koimesis-Darstellung – das Seelenbild der Maria in der Form eines in Tücher gewickelten Kindes – in den Himmel aufgenommen wird, nahm eine Entwicklung ihren Anfang, die das zugrunde liegende byzantinische Entschlafungsbild zunehmend und vor allem ab der Gegenreformation zu einer den leiblichen Tod der Maria übergehenden bzw. überhaupt negierenden Himmelfahrt der Muttergottes abwandelte.

Die theologische Brisanz dieser damit postulierten Immortalität der Maria zeigt sich nicht zuletzt in der gemessen an der Dauer der konfliktreichen Diskussion spät erfolgten und zurückhaltend formulierten Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme der Maria in den Himmel 1950 durch Papst Pius XII. in der Definitionsbulle «*Munificentissimus Deus*». Die Formulierung, «*das die Gottesmutter nach Vollendung ihres irdischen Lebenslaufes in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen wurde*», lässt

aber den Gläubigen die Kernfrage unbeantwortet. Lediglich indirekt kann damit die Ungewissheit über den leiblichen Tod in Richtung Immortalität akzentuiert verstanden werden.

In der Ostkirche hat sich der Konflikt um die Mortalität bzw. Immortalität der Muttergottes, letztlich die Frage nach der Form und dem zeitlichen Ablauf der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel, spätestens im 10. Jahrhundert und mindestens in enger Anknüpfung, wenn nicht, wie gerade auch das Disentiser Fragment nahelegt, in reiner Weiterführung vorikonoklistischer Ausprägung in einer merkwürdigen Harmonie der Widersprüchlichkeit zwischen Theologie und apokrypher Überlieferung mit der deutlichen Gewichtung der Mortalität ausformuliert, die sich trotz der seit dem 13. Jahrhundert gelegentlich an westliche Himmelfahrtsbilder erinnernden Formen, bei denen das Kernbild der Koimesis mit die Himmelfahrt oder mit nach frühchristlich römischem Vorbild die Himmelsregentschaft Marias vorwegnehmenden Mariendarstellungen kombiniert erscheint, stabilisiert hat. Diese ohne jede differenzierende Dogmatisierung auskommende Harmonie besteht bis heute und sie bietet vor allem im kirchlichen Alltag keinen Anlass, die Divergenz wahrzunehmen und zu hinterfragen.

Die Ostkirche macht sich die in ihrer apostolischen Authentizität nicht verifizierbaren Apokryphen zum Tod der Gottesmutter im wesentlichen in zwei Formen zutiefst zu eigen, die sich fast strategisch anmutend gegenseitig stützen und die in der Wahrnehmung des kirchlichen Alltags eine untrennbare Einheit bleiben: Zum einen entwickelt und kultiviert sie eine reiche, den Kirchenraum schmückende Bilderwelt, in der die

apokryphen Inhalte weitgehend theologisch «unzensiert» den Gläubigen präsentiert werden, so dass diesen durch die Theologie nicht als apostolisch zu bestätigenden und deshalb entweder kritisch kommentierten und vorsichtig redigierten oder auch abgelehnten apokryphen Berichten des Marientodes trotzdem der Status verehrungswürdiger Glaubensinhalte zukommt. Zum anderen gilt die zumindest seit der Wiedereinführung der Bilder fassbare, diese rechtfertigende Theologie nach Johannes Damaskenus, dem Kirchenvater und großen Kirchenlehrer der Ostkirche (um 676 bis vor 753/4), nach der das Bild dem Wort gleichgestellt ist, es also ebensowenig wie dieses verändert werden kann und darf. Dieser dogmatische Grundsatz festigt und legitimiert als Überbau indirekt die Tradition der ins Bild gesetzten theologisch fragwürdigen Inhalte und fixiert zugleich auf Dauer den in der Tradition vorgegebenen Gestaltungsmodus ihrer bildlichen Darstellung. Die hinsichtlich der Theologie die apokryphen Ausführungen einigermaßen bereinigende oder vertretbar machende und insgesamt die diesbezügliche Überlieferung zusammenfassende Textform, die auf der Fassung des einzigen bekannten Autors einer Marientod-Legende, des Kirchenvaters und Predigers Johannes von Thessaloniki, von 610 bis 649 Erzbischof von Thessaloniki, basiert, erscheint insofern kanonisiert, als dass dieser Text – als fester Bestandteil des byzantinischen Morgengottesdienstes des Koimesis-Festes am 15. August vorgelesen – in die Liturgie aufgenommen und bis heute unverändert tradiert wird. Die Verbindlichkeit dieses Textes ist auch bereits für den zeitlichen Horizont der Disentiser Koimesis vorauszusetzen.

Trotz der nachikonoklastisch feststellbaren Gewichtung des Koimesisbildes als eine dem Westbereich des Gotteshauses zugehörige Gestaltung, die auch im Sinne des mit ihr unmittelbar verbundenen *memento mori* dem Bild des Jüngsten Gerichtes hierin vergleichbar ist, kann diese auf Grund von Indizien auch für Disentis/Mustér wahrscheinliche Ortung bis anhin jedoch nicht bewiesen werden.

Schlussbemerkung

Die Bedeutung eines nachgewiesenen byzantinischen Entschlafungsbildes in St. Martin in Disentis/Mustér aus der Mitte des 8. Jahrhunderts liegt unter anderem auch in der Bestätigung der Vermutung, dass sich die byzantinische Koimesis nicht erst im Verlaufe der byzantinischen «Renaissance» des 10. und 11. Jahrhunderts ausgebildet hat. Die Disentiser Koimesis beweist, dass es eine vorikonoklastische Verbildlichung des apokryphen Marientodes gab, die auf ein dominantes Vorbild oder auf wenige untereinander im wesentlichen gleiche, den Kanon gebende Vorbilder bezogen blieb, die als eigentlicher Bildtyp bei der restaurativen Wiedereinführung des vorikonoklastischen Bildgebrauchs trotz des in der Zwischenzeit des Ikonoklasmus wohl weitgehend zerstörten Bildgutes «hinübergerettet» werden konnte und mit dem – zumindest im wesentlichen Inhalt und dessen formalen Ausprägung, d. h. dem Kernbild, getreulich übernommen – die unterbrochene Tradition wieder aufgenommen wurde.

Literatur

Bäumer Remigius/Scheffczyk Leo: Institutum Marianum Regensburg e. V. (Hrsg.). Marienlexikon. Sankt Ottilien 1991.

Daniel-Rops Henri (Hrsg.): Die Apokryphen Evangelien des Neuen Testaments. Zürich 1956.

Holländer Hans: Kunst des Frühen Mittelalters. Malerei, Plastik, Architektur. Stuttgart und Zürich 1991.

Kirschbaum Engelbert/Braunfels Wolfgang (Hrsg.): Lexikon der Christlichen Ikonographie: Allgemeine Ikonographie Bände 1–4; Ikonographie der Heiligen Bände 5–8. Freiburg im Breisgau 1986/1994.

Läpple Alfred: Verborgene Schätze der Apokryphen. Ausserbiblische Texte und Legenden in biblischer Reihenfolge. München 2002.

Maier Franz Georg: Die Verwandlung der Mittelmeerwelt. Fischer Weltgeschichte, Band 9. Frankfurt am Rhein 1986.

Maier Franz Georg/Beckedorf Hermann/Härtel Hans-Joachim/Hecht Winfried/Herrin Judith/Maier Franz Georg/Nicol Donald (Hrsg.): Byzanz. Fischer Weltgeschichte Band 13. Frankfurt am Rhein 1973.

Moss Christopher/Kiefer Katherine: Byzantine East, Latin West; Studies in Honour of Kurt Weitzmann. Princeton University. New Jersey 1995.

Pelikan Jaroslav: Maria. 2000 Jahre in Religion und Geschichte. Freiburg im Breisgau 1999.

Schaffer Christa: Koimesis, Der Heimgang Mariens. Regensburg 1985.

Schiller Gertrud: Ikonographie der christlichen Kunst. Gütersloh 1991.

Spitzing Günter: Lexikon byzantinischer-christlicher Symbole. Die Bilderwelt Griechenlands und Kleinasiens. München 1989.

Schweinfurth Philipp: Die Byzantinische Form. Ihr Wesen und ihre Wirkung (Zweite erweiterte Auflage). Mainz 1954.

Traube Ludwig: Nomina Sacra. Versuch einer Geschichte der christlichen Kürzungen. München 1907.

Vassilaki Maria (Hrsg.): Mother of God, Representations of the Virgin in Byzantine Art. Benaki Museum, Athen. Mailand 2000.

Velmans Tania: Byzanz, Fresken und Mosaik. Zürich und Düsseldorf 1999.

Velmans Tania (Hrsg.): Ikonen, Ursprung und Bedeutung. Stuttgart 2002.

Volbach Wolfgang Fritz/Lafontaine Jacqueline: Dossogne. Byzanz. Propyläen Kunstgeschichte. Berlin 1990.

Weitzmann Kurt: Ivories and Steatites. Catalogue of the Byzantine and early Medieval Antiquities in the Dumbarton Oaks Collection, Band 3. Glückstadt 1972.

Wellen G[], A[]: Theotokos, eine ikonographische Abhandlung über das Gottesmutterbild in frühchristlicher Zeit. Nijmegen 1960.

Kurzberichte

Andeer, Bärenburg, Arsiert und Val Pardi

1. Arsiert LK 1235, 752 050/161 980, 1110 m ü. M.
2. Val Pardi LK 1235, 752 640/161 950, 1080 m ü. M.

Auf Anregung von Anselmo Gadola, Andeer, Bärenburg, wurden im Sommer 2003 und 2004 bei den Schalensteinen von Andeer, Bärenburg, Arsiert und Val Pardi durch den Schreibenden und Anselmo Gadola kleinere Sondierungen durchgeführt. Das Ziel der Sondiergrabungen war, Anhaltspunkte zur Datierung dieser Schalensteine zu erhalten.

1. Arsiert: Die erste Sondierung wurde im Sommer 2003 im Bereich der Felspartie von Arsiert durchgeführt. Beim Schalenstein von Arsiert handelt es sich um eine grössere Felspartie aus Gneis, die durch Gletscherschliff geprägt ist und rund 400 m südwestlich der Fraktion Bärenburg und 150 m südlich der Burganlage Bärenburg liegt. Auf der Felsplatte zeichnen sich zwei kleine Schalen von 3,5–5 cm Durchmesser und ca. 1 cm Tiefe und fünf lochartige Vertiefungen von 7–10 cm Durchmesser und ca. 20–25 cm Tiefe ab, wobei letztere sich nach unten trichterförmig verbreitern. Die Löcher sind durch Rinnen miteinander verbunden, wobei diese Rinnen nicht in die Löcher münden, sondern sie halbkreisförmig umfahren. Walo Burkart, der diesen Schalenstein in den 1920er Jahren entdeckte und beschrieb, glaubte in diesem Schalenstein einen prähistorischen Opferplatz zu sehen.⁷⁹ Später wurde durch andere Autoren die Frage aufgeworfen, ob die lochförmigen Schalen, jünger, z. B. mittelalterlich sein könnten;⁸⁰ eine Meinung, die auch ich schon längere Zeit vertritt, obschon ich mir bewusst bin, wie schwer es ist, solche Schalensteine zu datieren. Anselmo Gadola

sieht in diesem Stein ein prähistorisches Objekt von kalendarischer und kultastro-nomischer Bedeutung, was in mehreren Publikationen detailliert beschrieben und begründet wird, aber nur schwer verständlich und nicht einfach nachzuvollziehen ist.⁸¹

Unser Sondierschnitt wurde 30–50 m östlich des Schalensteins auf flachem, leicht bewaldetem Terrain angelegt, wo Siedlungsreste oder Überreste eines Kultplatzes am ehesten zu erwarten wären. Der Sondierschnitt wies eine Länge von gut 5 m und eine Breite von 1 m auf. Im Schnitt wurde folgende Schichtabfolge beobachtet (von oben nach unten): eine 6 cm starke Waldhumusschicht; eine nur wenige Zentimeter dicke grau-beige, lössartig-lehmige Schicht; eine hellockerfarbene, lössartige Schicht; eine gelblich, lössartige Schicht, die etwas Steinmaterial und sporadisch Holzkohlepartikel enthielt. Bei den lössartig-lehmigen Schichten dürfte es sich um den anstehenden Untergrund handeln. Keramik, Knochen oder andere Funde wurden nicht beobachtet, sodass sich letztlich keine Datierungsanhaltspunkte für den Schalenstein von Arsiert ergaben.

2. Val Pardi: Eine zweite Sondiergrabung fand im Sommer 2004 in der Val Pardi, die rund 250 m südöstlich von Bärenburg liegt, statt.

Bei diesem Schalenstein handelt es sich um einen tischartigen Steinblock aus Gneis von ca. 3,20 m Länge, 2,60 m Breite und ca. 60–80 cm Dicke (Abb. 38). Auf dem Stein zeichnen sich drei grössere, runde bis leicht ovale Schalen von 10–15 cm Durchmesser und maximal 8–9 cm Tiefe und eine kleinere Schale ab, die durch eine breite Rinne miteinander verbunden sind.⁸² Weitere Kerbungen und andere Bearbeitungsspuren auf

79 JbSGU 21, 1929, 119-120. – Kollektaneen Walo Burkart, RM.

80 LINIGER HANS: In: Basler Beiträge zum Schalensteinproblem, Heft 4, 1970, 9, Nr. 58. – SCHWEGLER URS: Schalen- und Zeichensteine der Schweiz. Antiqua 22, Basel 1992, 161, 7440.2. – SCHWEGLER URS: Schalen- und Zeichensteine, Band III, Kanton Graubünden, Meggen 1992 (unveröffentlicht, Kopie Archiv ADG).

81 GADOLA ANSELMO: Die Schalen- und Zeichensteine im Schams, Eigenverlag Andeer-Bärenburg 1996, 8-43, Neuauflage 2004, 18-57.

82 wie Anm. 79 – LINIGER, wie Anm. 80, 9, Nr. 57. – SCHWEGLER, wie Anm. 80, 161, 7440.1. – GADOLA, wie Anm. 81, 2004, 58-78. – BÜCHI GRETI: Megalithe des Kantons Graubünden, Eigenverlag Forch 1996, 44-64.

83 LINIGER, wie Anm. 80, 9, Nr. 57. – GADOLA, wie Anm. 81, 2004, 76-78.

dem Stein, z. B. ein zentrales Bohrloch, können auch jünger als die Schalen und die Rinne sein. Hans Liniger und Anselmo Gadola weisen auch auf ein H-förmiges Zeichen auf dem Stein hin.⁸³ Gadola sieht einen klaren Bezug zwischen dem Schalenstein der Val Pardi und jenem von Arsiert und postuliert auch für den Stein der Val Pardi eine kalendarische und kultastronomische Funktion.

Ein erster Sondierschnitt wurde unmittelbar südlich des Schalensteins auf der ganzen Länge des Steines angelegt. In 10–20 cm Tiefe stiessen wir auf Steinplatten und unter diesen auf eine hellbräunliche, humose, kieshaltige Schicht, die vermodertes Holz und rezente Funde und Knochen mit Schnittspuren enthielt. In ca. 30–35 cm Tiefe wurde eine Brandschutt-Schicht gefasst, die Funde aus der Mitte des 20. Jahrhunderts enthielt. Zum Fundbestand gehört auch ein Metallöffel, dessen Blatt aus einer ungarischen Münze von 1893 gefertigt ist. Bei der Sondage bis in eine Tiefe von 60–70 cm fanden sich in der Brandschutt-Schicht weitere rezente Funde, die z. T. auch unter dem Schalenstein zu liegen schienen. Unter der kohlig-brandigen Schicht folgte eine hellbraune, humose, steinhaltige Schicht, bei der es sich um eine Rufenablagerung handeln dürfte. In einer Tiefe von ca. 65–70 cm unter OK Terrain, respektive 1,30 m unter OK des Schalensteines brachen wir die Sondierung ab.

Anselmo Gadola bestätigte mir, dass das Areal der Val Pardi immer wieder Überschwemmungen durch einen benachbarten Bach und kleineren Rufenereignissen ausgesetzt war, was die doch massive Schichtdicke von ca. 70 cm und mehr erklären würde. Gadola wies mich darauf hin, dass die Gegend um den Schalenstein bis in die

1950er Jahre immer wieder von Fahrenden als Standort aufgesucht worden war, was die Brandschutt-Schicht, den Metallöffel mit ungarischer Münze und den rezenten Kehricht erklären könnte. Auf diesem Areal sollen zudem auch mehrere Male Pfadfinder-Lager durchgeführt worden sein.

Ein weiterer Sondierschnitt von 1,50 m Länge und 1 m Breite wurde auf der Nordseite des Schalensteines angelegt. Dort stiessen wir in knapp 20 cm Tiefe auf Steinplatten und Fragmente eines modernen Stahlseiles. Gadola teilte mir mit, dass in der Val Pardi immer wieder Holz mit einer Seilbahn transportiert worden sei. Dabei diente der Schalenstein der Val Pardi wohl zur Verankerung der Talstation der Seilbahn. Das zentrale Bohrloch auf dem Stein und weitere Kerbungen könnten auf diese Installationen zurückzuführen sein. Persönlich erinnere ich mich daran, in unmittelbarer Nähe des Schalensteines einen Holzlagerplatz beobachtet zu haben. Mit diesen Beobachtungen stellt sich auch die Frage, ob sich der Schalenstein in der Val Pardi

Abb. 38: Andeer, Bärenburg, Val Pardi. Schalenstein mit drei grossen und einer kleinen Schale mit Verbindungsrinne. Blick gegen Süden.



heute noch am ursprünglichen Standort befindet, ob er verschoben oder von weiter her verfrachtet wurde, wie dies auch schon von Liniger angedeutet wurde.⁸⁴ Für einen klassischen Schalenstein scheint mir der Standort in der Val Pardi nicht geeignet zu sein, da für Schalensteine in der Regel markante Geländepunkte oder offenes Gelände bevorzugt wurde. Der Schalenstein der Val Pardi erinnert mich an Schalen- und Zeichensteine im Misox. Dort weisen sie in der Regel viel kleinere Schälchen und zudem Kreuzmotive auf⁸⁵ und befinden sich häufig an alten Maiensäss- und Alpwegen. Es stellt sich deshalb die Frage, ob es sich bei jenen Steinen um eine Art Wegweiser oder Wegmarkierung gehandelt haben könnte.

Da keine archäologisch relevanten Fundschichten beobachtet werden konnten, die einen eindeutigen Bezug zum Schalenstein der Val Pardi haben, bleibt die Datierungsfrage offen. Mit andern Worten: Der Schalenstein kann in urgeschichtliche, in römische, in mittelalterliche Zeit oder in die Neuzeit datieren.

Der Gemeinde Andeer sei dafür gedankt, dass sie sich vor einigen Jahren für den Schutz dieses Schalensteines einsetzte und ihn mit einer Umzäunung versehen liess.

Jürg Rageth

Bonaduz, Crest'Aulta

Keine Koordinatenangabe⁸⁶

Im Spätherbst überbrachte Roland Müller, Trimmis, dem ADG zwei Fundobjekte, die er kurz zuvor mit dem Metalldetektor auf der Hügelkuppe Crest'Aulta, die rund 3 km westlich der Gemeinde Bonaduz liegt, entdeckt hatte.

1. *Bronzenadel*: Das erste Fundstück fand

sich auf der Hügel-Nordseite auf einer Art Hangterrasse; dabei handelt es sich um eine Bronzenadel vom Typ mit geschwollenem und durchbohrtem Hals sowie mit pinien- bis tannenzapfenförmiger Kopfbildung (Abb. 39), wie man sie am ehesten etwa in einer frühen Mittelbronzezeit erwarten würde. Im Bereiche der Halsbohrung zeichnet sich eine vertikale Naht ab, die man als Gussnaht ansprechen möchte. Eine eigentliche Halsverzierungen, wie sie sehr häufig bei Nadeln mit durchbohrtem Hals anzutreffen ist, lässt sich auf dem Nadelschaft nicht erkennen. Hingegen ist die Frage aufzuwerfen, ob die dunkelgrüne Patina des Objektes und der stark gebogene Schaft der Nadel nicht auf intensive Brandeinwirkungen hinweisen könnten.

Der Nadeltyp mit seiner länglichen Kopf- form bildet im Rahmen der mittelbronzezeitlichen Nadelfunde eher eine Seltenheit. Ähnliche Nadelformen sind uns aber aus dem Fundensemble von Arbon-Bleiche TG⁸⁷ und von Baldegg LU⁸⁸ bekannt, wo

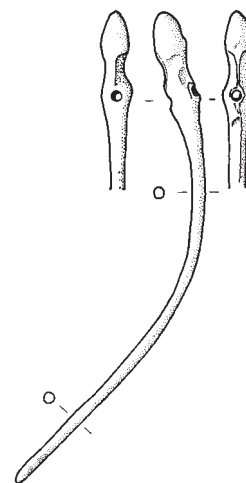


Abb. 39: Bonaduz, Crest'Aulta. Bronzenadel mit verdicktem und durchbohrtem Hals. Mst. 1:2.

84 LINIGER, wie Anm. 80, 9, Nr. 57.

85 BINDA FRANCO: *Archeologia rupestre nella Svizzera italiana*, Locarno 1996.

86 Zum Schutz der Fundstellen werden die Koordinaten nicht bekannt gegeben.

87 FISCHER FRANZ: *Die frühbronzezeitliche Ansiedlung in der Bleiche bei Arbon TG. Schriften zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz* 17, Basel 1971, 16-23, Taf. 4,20-22. – HOCHULI STEFAN: *Arbon-Bleiche. Die neolithischen und bronzezeitlichen Seeufersiedlungen. Archäologie im Thurgau* 2, 1994, Taf. 84,787-789.

88 OSTERWALDER CHRISTINE: *Die mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz*, Band 19, Basel 1971, Taf. 16,14.

sie am ehesten in eine Endphase der Frühbronzezeit, respektive eher noch eine Frühphase der Mittelbronzezeit (Bz B), d. h. etwa in die zweite Hälfte des 16. Jh. v. Chr., eventuell noch das frühe 15. Jh. v. Chr. zu setzen sind.

2. Feuerstahl: Das zweite Fundobjekt fand sich unweit südwestlich des höchsten Punktes der Hügelkuppe. Es handelt sich dabei um einen Feuerstahl mit ausgesprochen schmalen Schlagbalken und mit relativ kompliziert, mit Dreiecken und Kreisen gestaltetem Griffteil (Abb. 40).

Beim Feuerstahl handelt es sich um das mittelalterliche Feuerzeug aus gehärtetem Eisen, mit dem auf einen Silexabschlag oder einen Markasitknollen Funken geschlagen wurden, mit Hilfe derer auf getrocknetem Zunder oder auch trockenem Gras Feuer entfacht wurde.

In frühmittelalterlichen Gräberfeldern gibt es unzählige solcher Feuerstahle, die sich in der Regel in Männergräbern, d.h. des öfteren in Vergesellschaftung mit Waffen, wie z. B. Lanzen, Schwertern und Franziska (Wurf- oder Schlagaxt) finden. Der Feuerstahl scheint zum persönlichen Gebrauchsobjekt des Mannes gehört zu haben, das er in der Regel auf sich trug und das man ihm daher auch mit ins Grab gab.

Unter den frühmittelalterlichen Feuerstahlen gibt es eine Vielfalt an Formen und Typen, so z. B. halbmondförmige Typen, C-förmige bis nahezu omegaförmige Geräte, solche mit ringförmig eingerollten Enden.⁸⁹ Das Objekt von Bonaduz, Crest'Aulta, findet unter den frühmittelalterlichen Feuerstahlen keine eindeutige Parallelen, sodass der Verdacht nahe liegt, dass dieser Typus in eine spätere Zeit, d. h. ins Hoch- bis Spätmittelalter oder gar in die Neuzeit da-

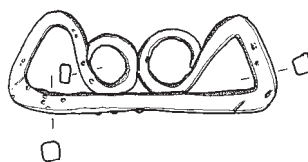


Abb. 40: Bonaduz, Crest'Aulta. Feuerstahl (Spätmittelalter/Neuzeit). Mst. 1:2.

tieren könnte. Vergessen wir nicht, dass die Zündhölzer nicht vor dem frühen 19. Jahrhundert auftauchen.

Es fällt auf, dass die frühmittelalterlichen Feuerstahle fast durchwegs einen breiten oder auch dicken Schlagbalken aufweisen, während das Objekt von Bonaduz einen ausgesprochen dünnen Schlagbalken kennt. Solche dünnen Schlagbalken lassen sich z. T. bei hoch- bis spätmittelalterlichen Feuerstahlen beobachten, so z. B. bei einem Gerät von der Alt Wartburg AG⁹⁰ oder auch einem Feuerstahl vom Marienhospiz auf dem Lukmanierpass⁹¹, die wahrscheinlich in spätmittelalterliche Zeit gehören. Einen weiteren ähnlichen Feuerstahl gibt es auch aus einem Gebäude von Schiers, Chrea, das wohl im Zusammenhang mit Brandschatzungen während der Bündner Wirren im frühen 17. Jahrhundert abgegangen sein dürfte.⁹² So möchte ich den Feuerstahl von der Crest'Aulta bei Bonaduz ins Spätmittelalter oder in die Neuzeit datieren. Der Feuerstahl könnte von einem Mann, der im Gelände bei Waldarbeiten tätig war, verloren worden sein.

Jürg Rageth

Bonaduz, östlich Campagna

LK 1195, 749 530/187 530, 650 m ü. M.

Im Sommer lieferte Roland Müller, Trimis, dem ADG eine römische Fibel ab, die er rund 200 m östlich des Weilers Campagna in einer Waldlichtung gefunden hatte.

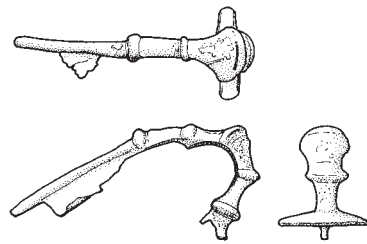
89 MOOSBRUGGER-LEU RUDOLF: Die Schweiz zur Merowingerzeit, Bern 1971, Band A, 174 und Band B, Taf. 44.

90 MEYER WERNER: Die Burg ruine Alt-Wartburg AG. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 1, Olten und Freiburg i. Br. 1971, Tafel C 141.

91 ERB HANS/BOSCARDIN MARIA-LETIZIA: Das spätmittelalterliche Marienhospiz auf der Lukmanierpasshöhe. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 17, Chur 1974, Abb. 62, D 46 und 47.

92 Archiv ADG, Fd. Nr. SchiC 93/136e.

Abb. 41: Bonaduz, östlich Campagna. Fragment einer römischen Bronzefibel aus dem 1./2. Jahrhundert. Mst. 1:2.



Das Fundobjekt lag ca. 10–12 cm unter der Grasnarbe.

Bei der Fibel handelt es sich um das Fragment einer Bronzefibel, die z. T. schlecht erhalten und verbogen und deren Patina auch beschädigt ist (Abb. 41). Auf dem Bügel der Fibel sind zwei Knoten vorhanden. Der nur teilweise erhaltene Fibelfuss dürfte durchbrochen gewesen sein. Die Fibelfeder fehlt, doch sind zumindest die Stützplatte und der Sehnenhaken teilweise erhalten.

Die Fibel erinnert stark an den «Fibeltyp mit degeneriertem Tierkopf», d. h. den Typ 12 nach Ettliger⁹³, respektive die norisch-pannonische Zweiknopffibel, Ettliger Typ 14⁹⁴, und dürfte ins 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. datieren.

Müller machte mich auch auf mehrere im Gelände deutlich erkennbare grubenartige Vertiefungen aufmerksam und warf die Frage auf, ob ein Bezug zwischen Fibelfund und Gruben bestehen könnte. Meiner Meinung nach können diese Gruben auch jüngeren Datums sein, wobei allerdings die Frage nach dem genauen Alter der Gruben und deren Funktion bestenfalls aufgrund von Sondier- oder Flächengrabungen zu beantworten wäre. Deshalb möchte ich die Fibel von Bonaduz vorläufig als Einzelfund bewerten.

Jürg Rageth

Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt

LK 1195, 759 900/190 620, 622 m ü. M.

Die Gesamtrestaurierung der Kathedrale wurde im Berichtsjahr weitergeführt.⁹⁵ Parallel dazu untersuchte der ADG im Zeitraum Winter/Frühling 2004 freiliegende Bereiche der hinteren und vorderen Krypta. Baubegleitende Untersuchungen sowohl im Innern wie im Aussenbereich fanden das ganze Jahr über statt. Alle dabei gewonnenen Erkenntnisse werden zurzeit ausgewertet und nach Abschluss der Restaurierung in einer Zusammenfassung publiziert.

Die an Weihnachten 2003 unterbrochene Teilgrabung in der Gasse nördlich der Kathedrale wurde im Berichtsjahr fortgesetzt. Diese Arbeiten endeten im April 2004 mit der Neuverlegung aller Leitungen und dem Einbringen einer Kofferung für die neu geplante Treppenanlage.

Obwohl diese Untersuchungen nur auf die bereits bestehenden Leitungsgräben beschränkt waren, konnte eine Vielzahl älterer Mauerfundamente und Kulturschichten festgestellt werden. In dichter Fülle überlagern sich hier Strukturen aus unterschiedlichsten Epochen. Entsprechend schwierig gestaltete sich die Auslegung der einzelnen Befunde. Eine abschliessende Übersicht ist erst nach den Teiluntersuchungen im Innern der Kathedrale zu erwarten.

Ein menschliches Skelett und eine mit gotischer Inschrift versehene Grab- oder Gruftplatte deuten auf Bestattungen im hier vermuteten Kreuzgang hin.⁹⁶ Ein solcher wird in spätmittelalterlichen Quellen – hauptsächlich im Zusammenhang mit Grablegungen – mehrmals erwähnt.⁹⁷ Während der letzten grossen Renovation der Kathedrale 1921–1958 fand der damalige Architekt Walther Sulser nördlich der Kathedrale Bau-

93 ETLINGER ELISABETH: Die römischen Fibeln in der Schweiz, Bern 1976, 60.

94 ETLINGER, wie Anm. 93, 64f.

95 Jb ADG DPG 2003, 83–85.

96 KdmGR VII, 56, 59, 200.

97 Necrologium Curiense, Bearbeitet und herausgegeben von Wolfgang von Juvalt, Chur 1867.

98 SULSER WALTHER: Die Kreuzgänge der Kathedrale und der ehemaligen Klosterkirche St. Luzi in Chur. ZAK 19, 1959/1, 44–48, Taf. 11.

99 Original im bischöflichen Archiv, Chur.



Abb. 42: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Der bischöfliche Hofplatz und die Kathedrale. Aquarell von 1829. Blick gegen Osten.

reste, welche er mit dem mittelalterlichen Kreuzgang in Verbindung brachte.⁹⁸ Eine Vorstellung eines unmittelbar nördlich an die Kathedrale angebauten Gebäudes vermittelt ein Aquarell aus dem Jahre 1829⁹⁹ (Abb. 42). Das Gemälde zeigt den bischöflichen Hofplatz und die Kathedrale von Westen. Im Norden an die Kirche angebaut befindet sich ein Gebäudekomplex in ruinösem Zustand – Folge des Hofbrandes von 1811. Erwin Poeschel und Walther Sulser vermuten in den Kernteilen dieses Gebäudekomplexes Reste des mittelalterlichen Kreuz-

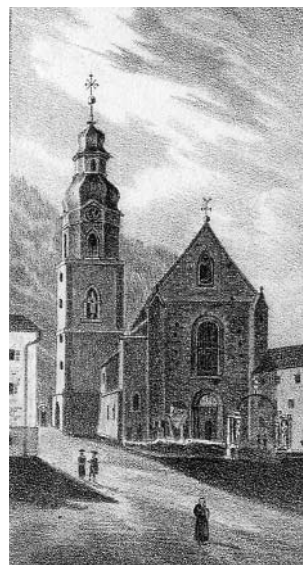


Abb. 43: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Kathedrale, Gasse nördlich der Kathedrale und Domkustorei (links im Bild). Ausschnitt der Lithographie von Johann Thomas Scheiffele, 1830-1832 (RM, Inv. Nr. H 1963, 99/8). Blick gegen Osten.

gangs.¹⁰⁰ Nur kurze Zeit nach der Entstehung des Aquarells – der neue Glockenturm, erbaut 1828–1829, steht bereits – wurden die Gebäuderuinen abgerissen und machten der 1829–1830 gebauten, neuen Domkustorei Platz.¹⁰¹ Damit entstand nördlich der Kathedrale erstmals eine Gasse, welche den Hofplatz mit dem nordöstlich davon liegenden Friedhof verband (Abb. 43).

Die archäologischen Teiluntersuchungen der Jahre 2003/2004 in dieser Gasse förderten weiter Gebäudereste zu Tage, deren Räume mit einer Bodenheizung (Hypokaust) ausgestattet waren. Ob es sich dabei tatsächlich um Bereiche der spätantiken Befestigungsanlage handelt, die andernorts auf dem bischöflichen Hof bereits nachgewiesen ist,¹⁰² kann erst eine detaillierte Auswertung der Resultate zeigen.

Manuel Janosa

Grüsch, Parzelle Nr. 159

LK 1176, 768 340/205 010, 627 m ü. M.

Die als Wiesland genutzte Parzelle Nr. 159 liegt am östlichen Rand des Dorfes an der alten Landstrasse (Abb. 44). Das Grundstück gehört aufgrund der Nähe zu den Adelshäusern der von Salis zur Archäologiezone. Vom ehemaligen Archivar von Grüsch, Luzi Nett-Lippuner¹⁰³, und dem Anwohner Christian Bisig wurde der ADG über das geplante Bauvorhaben (Einfamilienhaus Markus Locher, Meilen ZH) auf der Parzelle informiert. Vor den Aushubarbeiten für das Kellergeschoss konnten im August die Grundmauern eines Gebäudes dokumentiert werden, das von Abbruchschutt und Humusschichten vollständig überdeckt war (Abb. 45a/c). Der Grundriss konnte aus Termingründen nicht vollständig freigelegt wer-

den; es wurde versucht, mit vier Sondagen den Verlauf der Mauern zu ermitteln. Nach dem Aushub der Baugrube konnten in der nördlichen Wand die Schicht- und Mauerbefunde in der Profilansicht aufgenommen werden. Die Abbruchkronen der Mauern lagen durchschnittlich einen Meter unter der Oberfläche. Die erhaltene Mauerhöhe schwankte zwischen 0,8 und 1 m, die Stärke lag bei 0,6 m. Der Untergrund, in den die Gebäudemauern gesetzt waren, ist aufgrund der Zusammensetzung als Rüfenschutt anzusprechen. Zwischen den beiden Mauern 1 und 2 liess sich in der nördlichen Baugrubenwand eine humos-lehmige Schicht als Bodenniveau des Kellergeschosses fassen. Entweder wurde der vom Bagger freigelegte Mauerwinkel nicht richtig gedeutet oder es ist in diesem Bereich mit einem Kellerabgang zu rechnen. Das Aussenniveau zu diesem Keller – weitere Raumeinheiten waren nicht vorhanden – lag im Osten 0,8 m und im Westen 1 m höher und war als lehmig-humose Schicht zu erkennen. Die Erklärung des unterschiedlichen Mauerverlaufs in den Sondagen 3 und 4 bleibt offen. Der Kellerraum war mit Abbruchschutt (Mörtel, Ziegel,



Abb. 44: Grüsch, Parzelle Nr. 159. Mit dem Bagger wird nach den Grundmauern des abgegangenen Gebäudes gesucht. Blick gegen Westen.

100 POESCHEL ERWIN: Zur Baugeschichte der Kathedrale und der Kirche S. Lucius in Chur. ASA XXXII, 1930, 174. - KdmGR, wie Anm. 96. - SULSER, wie Anm. 98.

101 Inventar der neuen Schweizer Architektur (INSA) 1850-1920, Band 3, Bern/Zürich 1982, 275-276.

102 Jb ADG DPG 1998, 62-65. - GAIRHOS SEBASTIAN: Archäologische Untersuchungen zur spätromischen Zeit in Curia/Chur GR. JbSGUF 83, 2000, 95-108. - RAGETH JÜRIG: Römische Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur, 47, Chur 2004, 39-42.

103 Brief vom 15.11.2003.

104 NIGGLI URS: Allerlei Geschichtliches über Grüsch. unveröffentlichtes Manuskript, 1962. Kopie Archiv ADG.

Mauersteine, Hausrat) gefüllt, im Osten überdeckte dieses Material auch die Abbruchkronen von Mauer 1. Da vom Gesamtgrundriss des Gebäudes nur Ausschnitte erfasst wurden und die nördliche Abschlussmauer ausserhalb der Baugrube liegt, kann dessen Gesamtgrösse nicht bestimmt werden. Das Breitenmass (4,6 m) des Kellers lässt aber an einen bescheidenen Bau denken. Mit dem Fundmaterial aus dem Abbruchschutt – Scherben von glasierten Näpfen und Flaschen, Glasgefässen, Speiseabfälle in Form von Tierknochen – kann das Gebäude als Wohnhaus bestimmt werden (Abb. 46). Nach dem Alter der Funde zu schliessen, bestand es im 18. Jahrhundert. Der Abgang am Ende des 18. oder zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist aufgrund des zeitlich beschränkten Gefässspektrums wahrscheinlich.

Luzi Nett-Lippuner vermutete aufgrund der Archivquellen von Grünsch¹⁰⁴, dass die heute im Norden, Osten und Westen bestehenden Umfassungsmauern des Grundstückes Reste des Wohnhauses von Fortunat Dietegen von Salis sind. In der Ostmauer ist auf Bodenhöhe als Hinweis auf ein solches Gebäude eine Bogenöffnung (Türe/Fenster?) mit einer lichten Weite von 0,7 m erhalten, die zu einem späteren Zeitpunkt verschlossen wurde. Nach den Befunden in den Sondagen stand aber auf der Parzelle

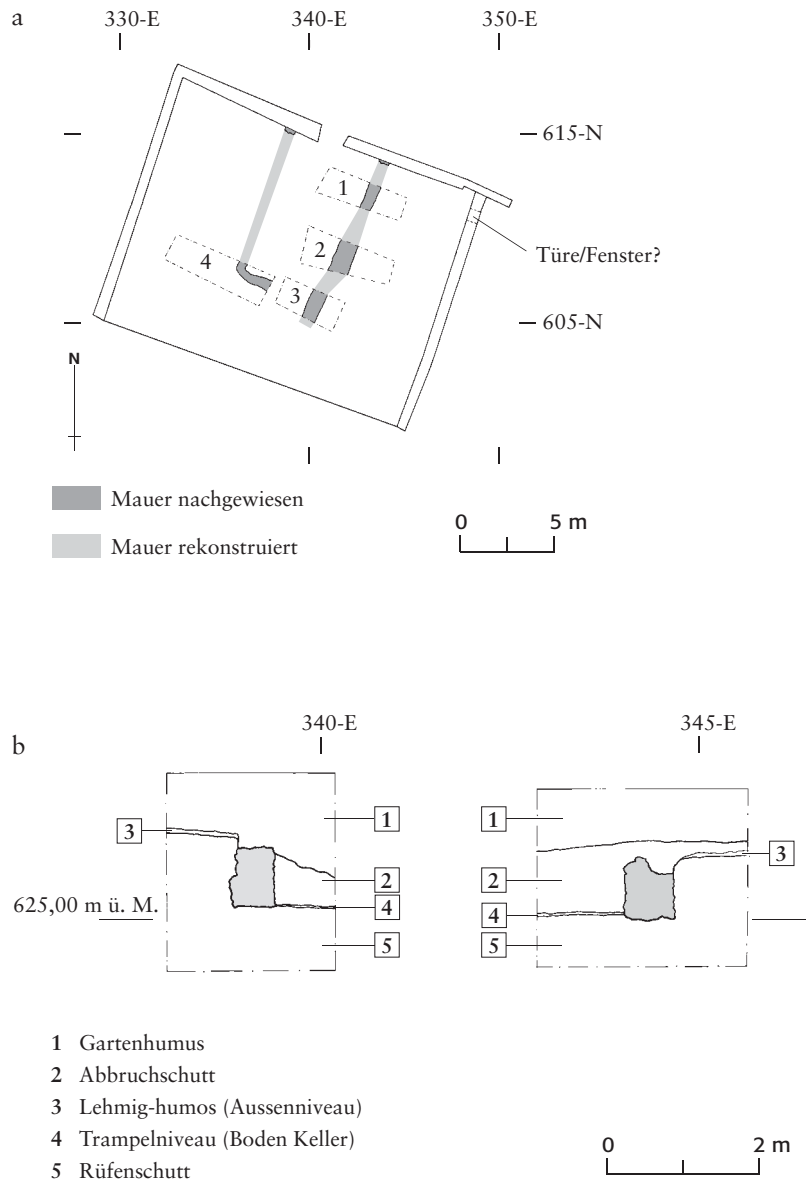


Abb. 45: Grünsch, Parzelle Nr. 159.

- a Grundrissplan der Parzelle mit den bestehenden Umfassungsmauern und den Befunden in den Sondagen 1-4. Mst. 1:400.
- b Nordprofil der Baugrube. Mst. 1:100.
- c Ansicht des Bogens in der östlichen Umfassungsmauer. Grau: nachträgliche Zumauerung. Mst. 1:50.



Abb. 46: Grüşch, Parzelle Nr. 159. Scherben von Gefässen aus Ton und Glas, Knochen und Backsteine (18. Jahrhundert) aus dem Abbruchschutt des Gebäudes. Kantenlänge des Backsteines rechts 7 cm.

Nr. 159 ein Gebäude mit kleineren Dimensionen. Wenn es sich bei der östlichen Grundstücksmauer überhaupt um eine umgenutzte Gebäudemauer handelt, ist das Gebäude auf der östlich anschliessenden Parzelle Nr. 181 zu suchen. Für die Befundsituation kommen beim jetzigen Kenntnisstand zwei Deutungen in Frage: 1. Die auf der Parzelle Nr. 159 ausgegrabenen Mauern sind die Reste des von-Salis-Baus, der von geringerem Ausmass ist als angenommen. 2. Das Haus der von Salis stand auf der Parzelle Nr. 181. Die Westmauer ist in der Grenzmauer zwischen den Parzellen Nr. 159 und 181 erhalten geblieben.

Mathias Seifert

Madulain, Plaun Grand und Alp Es-cha Dadour

1. Plaun Grand LK 1237, 790 540/162 580, 1950 m ü. M.

2. Alp Es-cha Dadour LK 1237, 790 480/163 130, 1968 m ü. M.

Im Herbst 2003 machte David Jenny, Zuoz, den ADG darauf aufmerksam, dass

er auf der Ebene Plaun Grand oberhalb der Gemeinde Madulain Schlackenreste gefunden hat. Im Sommer 2004 beging ich die Fundstelle zusammen mit David Jenny.

1. *Plaun Grand*: Bei der Flur Plaun Grand handelt es sich um eine Hochebene, die westlich der Gemeinde Madulain, 280 m oberhalb von Madulain und 160 m oberhalb der Burgruine Guardaval liegt.

Wenn man von Osten her über den Wanderweg nach Plaun Grand gelangt, so kann man bereits im leicht bewaldeten Gebiet auf dem Pfad an verschiedenen Stellen Plattenschlacken beobachten, die an die Oberfläche gelangt sind und wahrscheinlich mit Kupferverhüttung in Zusammenhang stehen. Wenn man auf die Ebene hinaustritt, so fallen einem im Wiesengelände einzelne Hügelformationen von 4–5 m Durchmesser und knapp 50 cm Höhe auf. Nach einer Sondierung im Bereich eines Hügels wird klar, dass es sich dabei um eine Schlackendeponie handelt. Neben den dünnen Plattenschlacken (dunkelgrau bis braun-grau) finden sich in der Deponie auch massivere Schlacken, die aber aufgrund ihrer Oberflächen- und Fliebsstrukturen wiederum an Kupferverhüttung denken lassen.

Ich halte es für wahrscheinlich, dass sich in der näheren Umgebung der Fundstelle weitere Schlackendeponien und möglicherweise auch Ofenreste ausfindig machen liessen.

2. *Alp Es-cha Dadour*: Bereits 1979 sind in 600–700 m Entfernung unterhalb der Alp Es-cha Dadour in einem Druckleitungsgraben der Bündner Kraftwerke ähnliche Deponien mit Plattenschlacken und z. T. massiven und grossen Schlacken mit stark porösen Strukturen und mit Holzkohle- resten beobachtet worden. Gemäss dem Be-

105 Archiv ADG. – JbSGUF 63, 1980, 24. – SCHWEIZER W[], in: Bergknappe Nr. 19, 1982-1, 22f.

106 Probe-Nr. B-4191, C14-Labor des Physikalischen Institutes der Universität Bern, Bericht aus dem Jahre 1982.

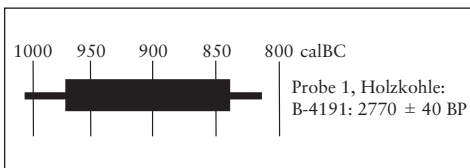


Abb. 47: Madulain, Alp Es-cha Dadour. Das kalibrierte C14-Datum der Holzkohle aus der Schlackenhalde.

gehungsbericht von Armon Planta von 1979 sollen diese Schlackendeponien 10 m bis 20 m lang und 30–50 cm, partiell bis 90 cm mächtig gewesen sein.¹⁰⁵ Die Schlackendeponien lagen dabei nur 20–30 cm unter der Grasnarbe. Damals wurden auch mehrere Schlackenproben und ein Ofenkera-mik-Fragment mit «Besenstrichverzierung» sowie Holzkohle mitgenommen.

Eine C14-Analyse von Holzkohle, die damals durch René Wyss vom Schweizerischen Landesmuseum in Zürich in Auftrag gegeben wurde, ergab das Resultat 2770± 40 BP, kalibriert 1008-828 calBC (2 Sigma)¹⁰⁶, d. h. eine Datierung dieser Schlacken in die Spätphase der Spätbronzezeit (Abb. 47).

Mit diesen beiden Schlackenfundstellen von Madulain, die eine Erzverhüttung, d.h. eine Kupferverhüttung für diese Region belegen, ist anzunehmen, dass auch der Erzabbau unweit dieser Fundstellen stattfand. Wo aber solche Erze anstanden und wie sie abgebaut wurden, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis.

Jürg Rageth

Mesocco, Anzone

LK 1274, 737 735/139 636, 870 m ü. M.

Am 3. November 2004 überreichte Giancarlo Bernhard aus Mesocco dem ADG 63

Silexgeräte. Er habe sie Mitte oder Ende der 1960er Jahre während dem Bau der Nationalstrasse A13c auf einem Haufen gefunden. Der Fundort ist gemäss seinen Angaben nicht mehr genau zu bestimmen. Er liegt auf der Höhe der Fraktion Anzone, zwischen den Koordinaten 737 692/140 055 und 737 827/139 325 auf dem Strassen-trassee.

Die meisten Silices haben eine rechteckige Klingensform und sind oftmals an der Schmal- (distal/proximal) und teilweise auch an der Längsseite (lateral) retuschiert (Abb. 48). Vier sind eher trapezförmig, 57 sind ungebraucht, sechs haben leichte Gebrauchsspuren. Die Klingen haben eine Länge zwischen 3,2 und 5,3 cm. Der grösste Teil weist eine Länge um 4 cm auf. Die Breite variiert zwischen 2,25 und 3,65 cm mit einer grössten Häufigkeit bei etwa 3 cm. Ein Teil der Klingen hat einen, ein Teil zwei Längsgrate.

Auf den ersten Blick erinnern diese Objekte

Abb. 48: Mesocco, Anzone. Auswahl der Flintensteine. Mst. 1:2.

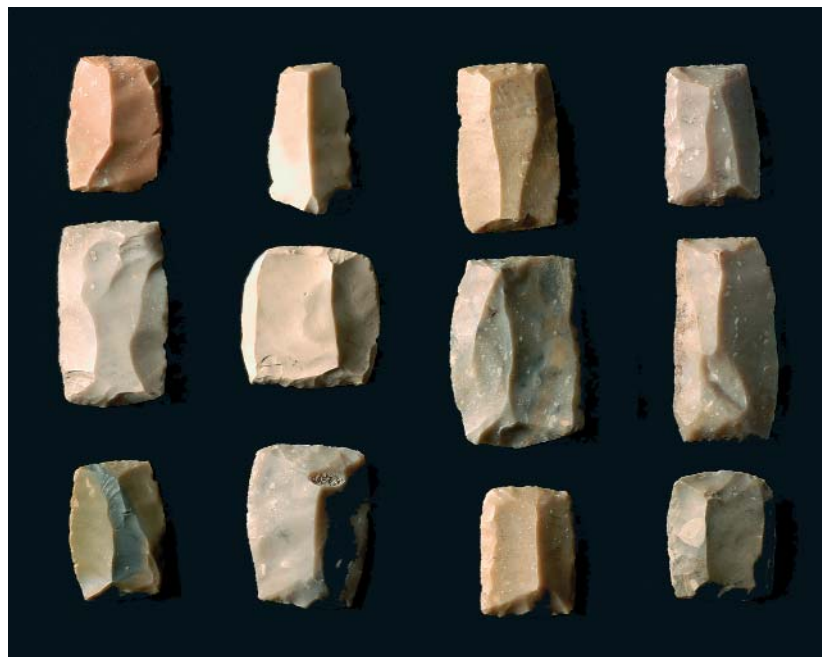
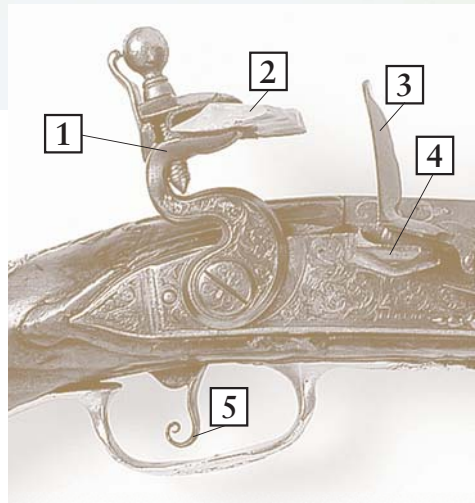




Abb. 49: Steinschlosspistole um 1725 (RM, Inv. Nr. H 1977.244), hergestellt von Johann Jacob Behr, Liège und Maastricht (B/NL). Länge der Pistole 46 cm.

- 1 Hahn
- 2 Flintenstein
- 3 Pfannendeckel
- 4 Pfanne
- 5 Abzug



an neolithische Klingen. Es handelt sich allerdings um neuzeitliche Flintensteine für Radschloss-, Schnappschloss- oder Batterie-Steinschlossgewehre (oder -pistolen). Diese Art von Feuerwaffen wurde vom 16. bis 19. Jahrhundert produziert. Da diese Flintensteine nicht ewig halten, sondern nach einer Anzahl Schüsse ausgewechselt werden müssen, kann man diese Fundkonzentration vermutlich als Depot/Verlustfund von Schützen (Jäger/Soldaten?) interpretieren.

Die Herkunft des Feuersteinmaterials wurde nicht bestimmt, doch wäre es nicht erstaunlich, wenn es aus einer norditalienischen Lagerstätte stammt.

Die Funktion der Flintensteine ist bei allen Schlossarten im Prinzip die gleiche.¹⁰⁷ In den Hahn (Abb. 49,1) eingeklemmt, schlägt der Feuerstein beim Ziehen des Abzugs (Abb. 49,5) gegen einen Feuerstahl, die dabei entstehenden Funken entzünden das Pulver. Beim Steinschloss als Beispiel (Abb. 49) dient der aufgerichtete Arm des Pfannendeckels (Abb. 49,3) als Feuerstahl. Dieser wird beim Aufprall des Feuersteins (Abb. 49,2) weggedrückt, so dass das Schiesspulver in der Pfanne (Abb. 49,4) durch den Funkenwurf entzündet wird. Durch eine Verbindungsdüse wird das Pulver im Lauf zur Explosion gebracht und das Geschoss herausgeschleudert. Steinschlosspistolen des abgebildeten Beispiels verschossen Kugeln aus Eisen oder Blei und waren auf 25–50 m treffsicher.¹⁰⁸

Bruno Caduff

Mesocco, Castello di Mesocco

LK 1274, 738 000/138 115, 750 m ü. M.

Am 3. November 2004 überreichte Giancarlo Bernhard aus Mesocco dem ADG sechs Fundobjekte, welche er als Schlacken ansprach. Er habe diese als Knabe, etwa im Jahr 1940, innerhalb des Castello di Mesocco gefunden. An den genauen Fundort konnte er sich nicht mehr erinnern.

Zwei Objekte können als Gusskuchen/-brocken bestimmt werden (Abb. 50,1–2). Bei zwei weiteren handelt es sich um Schlacken, wobei diese kaum aus dem Verhüttungs- oder Schmelzprozess stammen (Abb. 50,3–4). Es handelt sich eher um völlig verschlacktes Material (Lehm?) aus der Wand eines Verhüttungs- oder Schmelzofens. Ausserdem befinden sich zwei Steine unter diesen Objekten. Einer wurde ausgeschieden, da er weder Bearbeitungsspuren noch Spuren von Hitzeeinwirkung aufwies. Der zweite ist durch Hitze teilweise verschlackt und auf der Oberfläche verglast (Abb. 50,5). Er muss zur Ofenanlage gehört haben.

Da es sich um Lesefunde ohne dokumentierten Befundzusammenhang handelt, können die Objekte nicht datiert werden. Es kommen alle auf dem Castello von der Bronze- bis in die Neuzeit nachgewiesenen Epochen in Frage. Wegen der ungeklärten Befundsituation wurde auf eine C14-Datierung verzichtet. Die Funde deuten darauf hin, dass auf diesem Hügel zu einer unbekannteren Zeit entweder Kupfer verhüttet oder, was wahrscheinlicher ist, Kupfer/Bronze geschmolzen und gegossen worden ist. Die Art der Funde und ihre vermutete Zusammengehörigkeit lassen darauf schliessen, dass es sich um die Reste eines Schmelzofens handelt.



Katalog¹⁰⁹

Fundobjekt Nr. 1 (Abb. 50,1): Gusskuchen/Gussbrocken; Material: Kupfer/Bronze; Erhaltung: vollständig; Länge: 14,7 cm; Breite: 12,35 cm; Dicke: 5,4 cm; Gewicht: 1792 g.

Amorphes Metallgemisch mit starken Verunreinigungen und unregelmässiger Oberfläche; eine Seite fast vollständig mit grüner Kupferpatina überzogen, sonst rostbraun und kompakt. Unter dem Binokular erkennt man, dass es sich um fast «reines» Metall (Kupfer/Bronze) handelt. Die untere Seite ist nicht kalottenförmig, es handelt sich also um ein Schmelzprodukt innerhalb der Holzkohle und nicht in bzw. auf der Grubensohle.

Fundobjekt Nr. 2 (Abb. 50,2): Gusskuchen/Gussbrocken; Material: Kupfer/Bronze; Erhaltung: Fragment; Länge: 10,5 cm; Dicke: 6 cm, Breite: 3 cm; Gewicht: 258 g.

Zusammengeschmolzenes Konglomerat von Kupferblechen und vielen kleinen Kupferteilen; grösster Teil der Oberfläche mit grüner Kupferpatina; untere Seite mit Holzkohleanhaftungen. Bei 20 Fragmenten wurde die Holzart bestimmt: 14 Fichte/Lärche (*Picea/Larix*), 4 Kirschaum (*Prunus* sp.), 2 sehr wahrscheinlich Kastanie (*Castanea sativa* cf.), wobei Eiche (*Quercus*) nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann.¹¹⁰ Gemäss Martin Trachsel (Universität Zürich) ist das Erscheinungsbild dieses Objekts typisch für den Versuch, kleine Kupferabfälle zusammen zu schmelzen. Die grosse Gesamtoberfläche verhindert das optimale Zusammenschmelzen, und es verschlackt sehr schnell. Diesen Gusskuchen bzw. -brocken müsste man mindestens noch einmal einschmelzen, bis er sich für das Giessen eignet.

Abb. 50: Mesocco, Castello di Mesocco.

1, 2 Gussbrocken

3, 4 Schlacken

5 Stein mit Glasfluss

Mst. 1:4.

¹⁰⁷ MARKÉS OTTO: Fernwaffen im Wandel der Zeit. Waffen aus der Sammlung Otto Markés, Basel. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 32, Chur 1985, 14-16 und Textabb. 13-14. - SLOTTA RAINER: Flint und Flinte – Feuerstein als strategischer Rohstoff. In: 5000 Jahre Feuersteinbergbau. Die Suche nach dem Stahl der Steinzeit. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbaumuseum Bochum, Nr. 77. 3. verbesserte, erweiterte und aktualisierte Auflage 1999, bearbeitet von Gerd Weisgerber, Bochum 1980, 349-361, 349f. und Abb. 275-277.

¹⁰⁸ Diese Angaben verdanken wir Reto Schön, St. Moritz.

¹⁰⁹ Für die Hilfe bei der Bestimmung danke ich Martin Trachsel, Universität Zürich.

¹¹⁰ Bestimmung Werner H. Schoch, Labor für quartäre Hölzer, Langnau am Albis ZH, Bericht vom 6.2.2005.

Fundobjekt Nr. 3 (Abb. 50,3): Schlacke; Material: verschlackter Lehm (?); Erhaltung: Fragment; Länge: 10,35 cm; Breite: 7,6 cm; Dicke: 6,5 cm; Gewicht: 394 g.
Rostbraune amorphe Schlackenmasse; blasig aufgequollen.

Fundobjekt Nr. 4 (Abb. 50,4): Schlacke; Material: verschlackter Lehm (?); Erhaltung: vollständig; Länge: 9,75 cm; Breite: 6,6 cm; Dicke: 4,75 cm; Gewicht: 206 g.
Rostbraune amorphe Schlackenmasse; blasig aufgequollen.

Fundobjekt Nr. 5 (Abb. 50,5): Stein mit Glasfluss; Material: Stein; Erhaltung: Fragment; Länge: 15,5 cm; Breite: 7,85 cm; Dicke: 5,25 cm; Gewicht: 548 g. Gneis (?), der sehr heiss geworden ist. Die Quarzkristalle sind dabei geschmolzen und haben sich aussen am Stein als transluzider grüner Glasfluss abgelagert. Teilweise ist der Stein auch stark verschlackt. Dieser Stein könnte aus der Wand eines Verhüttungs- oder Schmelzofens stammen.

Bruno Caduff

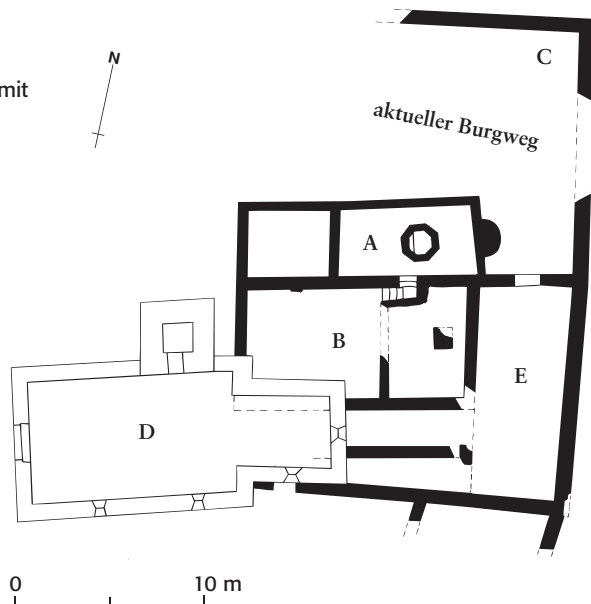
Abb. 51: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Grundrissplan. Schwarz: Seit 2001 entdeckte Mauern im Grabungsgelände. Weiss: Bestehende Bauten.

- A Baptisterium
- B Pfarrkirche
- C Umfassungsmauer
- D Bestehende Kirche mit Campanile
- E Raum Pos. 7

Mst. 1:400.

Sils i. D., Burganlage Hohenrätien
LK 1215, 753 465/173 165, 940 m ü. M.

Seit dem Jahre 2001 legt der ADG etappenweise einen frühmittelalterlichen Kirchen-



komplex in der Burganlage Hohenrätien frei.¹¹¹ Im Berichtsjahr dauerten die Untersuchungen von Anfang Mai bis Mitte November. Während dieser Kampagne war es möglich, den einzigen noch nicht bekannten Abschluss des gesamten Gebäudekomplexes, jener gegen Süden, zu fassen (Abb. 51). Gegeben ist damit auch die Grabungsausdehnung in südliche Richtung. Wie auf dem schematischen Grundrissplan deutlich wird, fehlt zur Vervollständigung dieses Bautengefüges noch der Chorbereich der bestehenden Burgkirche. Der betreffende Bereich wird voraussichtlich im Herbst 2005 ausgegraben.

Die Auswertung der Dokumentation, Daten und Funde des bereits freigelegten Teiles ist zurzeit im Gange – für eine abschliessende und detaillierte Beschreibung des Kirchenkomplexes ist es noch zu früh. In einer Vorschau wird hier eine Fundgruppe von Ofenkacheln vorgestellt. Die Fragmente stammen alle aus Auffüllschichten in Raum Pos. 7 (Abb. 51/E). Einige der Scherben liessen sich soweit zusammenfügen, dass Umrisse von Becherkacheln erkennbar sind (Abb. 52). Dabei sind schmale, grösstenteils zylindrische Formen auszumachen. Eine einzige Kachel konnte vom Boden bis zum Rand zusammengesetzt werden, sie misst in der Höhe 10,5 cm. Die äussere Wandung ist bei allen Stücken glatt; unterschiedlich sind die Randformen. Variationen von ausladenden oder abgestrichenen Rändern sind ebenso vertreten wie Wulstformen mannigfacher Art. Aufgrund typologischer Vergleiche dürften die Kacheln im 12. Jahrhundert hergestellt worden sein.¹¹²

Während zweier Wochen im Juli arbeiteten freiwillige Helferinnen und Helfer auf der Grabung mit. Sie gingen uns auch bei der Sicherung der Umfassungsmauer am West-



Abb. 53: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Mauersicherung bei der West-Ecke der Burganlage. Mitarbeiter des ADG und Freiwillige transportieren einen Eckstein. Blick gegen Norden.

ende der Burganlage tatkräftig zur Hand (Abb. 53).¹¹³ In einer vor der Sicherung durchgeführten Sondierung an dieser Stelle konnten ältere, gemörtelte Mauerfundamente nachgewiesen werden. Die dazugehörige Konstruktion muss spätestens vor dem Bau der Beringmauer abgebrochen worden sein. Weitere Erkenntnisse dazu wie auch zu einem im Berichtsjahr durchgeführten Dendrochronologie-Projekt in der ganzen Burganlage folgen zu einem späteren Zeitpunkt.¹¹⁴

Manuel Janosa

Stampa, Maloja, Malögin

LK 1276, 772 820/141 300, 1660 m ü. M.

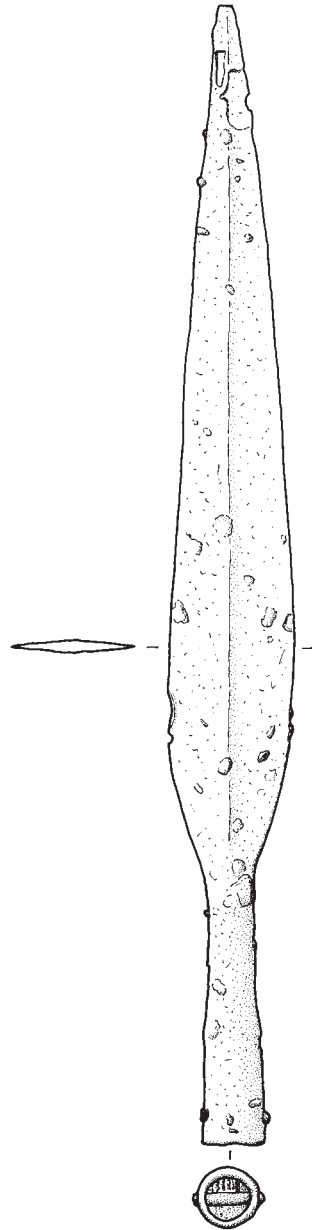
Im Herbst wurde der ADG durch die Familie Reto und Maria Sidler-Wenk, Oberriet SG, telefonisch darüber orientiert, dass ihr Sohn Gabriel anlässlich einer Wanderung unterhalb von Maloja, unweit der römischen Wagenrampe des Malögin¹¹⁵, eine eiserne Lanzenspitze gefunden hat. Die Lanzenspitze sei im Böschungprofil des Weges

Abb. 52: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien. Auswahl von Becherkacheln (12. Jh.) aus Raum Pos. 7. Höhe der ganzen Kachel links aussen 10,5 cm.



- 111 GAIKHOS SEBASTIAN/JANOSA MANUEL: Ein spätantikes Baptisterium in der Burganlage Hohenrätien, Sils i. D. Jb ADG DPG 2001, 27-34. - JANOSA MANUEL: Sils i. D., Burganlage Hohenrätien – Ein Vorgängerbau zur bestehenden Kirche. Jb ADG DPG 2002, 44-47. – Jb ADG DPG 2003, 91-93.
- 112 TAUBER JÜRIG: Herd und Ofen im Mittelalter. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 7, 1980, 289-305.
- 113 Bei allen Beteiligten bedanken wir uns ganz herzlich.
- 114 Infolge Arbeitsüberlastung war es dem Ingenieurbüro Rudolf Küntzel, Paspels, und dem ADG leider nicht möglich, den 2003 angekündigten neuen Grundrissplan der Burganlage zu erarbeiten.
- 115 PLANTA ARMON: Verkehrswege im alten Rätien, Band 2, Chur 1986, 19-23, Abb. 11. – PLANTA ARMON: Die römische Julieroute. HA 25, 1976, 16-25.

Abb. 54: Stampa, Maloja, Malögin. Eiserne Lanzenspitze mit Eschenholzresten in der Tülle. Mst. 1:2.



- 116 Dendrolabor ADG, mündlich.
- 117 VOUGA PAUL: La Tène. Monographie de la station publiée au nom de la commission des fouilles de La Tène, Leipzig 1923, pl. IX, 6.9; pl. X, 1-3. – MÜLLER FELIX: Götter, Gaben, Ritual. Religion in der Frühgeschichte Europas. Kulturgeschichte der antiken Welt 22, Mainz 2002, 135-141.
- 118 HODSON FRANK ROY: The Latène Cemetery at Münsingen Rain, Bern 1968, pl. 25, 661 (tomb 55); pl.42, 462 (tomb 91).
- 119 REDDÉ MICHEL/VON SCHNURBEIN SIEGMAR ET AL.: Alesia. Fouilles et recherches franco-allemandes sur les travaux militaires romains autour du Mont-Auxois, vol. 2. Le matériel, Paris 2001, pl. 55-59.
- 120 ZANIER WERNER: Der spätlätène- und römische Brandopferplatz im Forggensee (Gde. Schwangau). Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Band 52, München 1999, Taf. 24, D1 und D3.
- 121 GRAUE JÖRN: Die Gräberfelder von Ornavasso. Hamburger Beiträge zur Archäologie, Beiheft 1, Hamburg 1974, Taf. 52, 3.4 (Persona, Grab 2).
- 122 UNZ CHRISTOPH/DESCHLER-ERB ECKEHARD: Katalog der Militaria aus Vindonissa. Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa XIV, Brugg 1997, Taf. 16,247.258; 18,187. – DESCHLER-ERB ECKEHARD: Ad Arma. Römisches Militär des 1. Jh. n. Chr. in Augusta Raurica. Forschungen in Augst, Band 28, Augst 1999, Taf. 4, 5; 5, 56.59.61.

gelegen. Nur wenige Tage nach der Meldung wurde der Fund dem ADG zugestellt, wofür wir unseren Dank aussprechen. Beim Objekt handelt es sich um eine eiserne Tüllen-Lanzenspitze von 30 cm Länge und maximal 3,6 cm Breite (Abb. 54). Das Lan-

zenblatt ist auffallend schmal und gleichmässig geschwungen. Dessen Mittelgrat ist nur schwach ausgeprägt. Auch die relativ kurze Tülle ist ausserordentlich schmal. Im Innern weist die Tülle an ihrem unteren Ende eine Niete und Holzreste auf. Die Holzart konnte als Esche (Stammholz) bestimmt werden,¹¹⁶ eigenartigerweise sind diese Holzreste verkohlt.

Lanzenspitzen sind in der Regel nicht einfach zu datieren, doch möchte ich die Lanzenspitze von Maloja ihrer schlanken Form und ihrer auffällig dünnen Tülle wegen am ehesten in die jüngere Eisenzeit (Latène) einordnen. Solche mit schmalen Blatt und mit schmaler Tülle gibt es z. B. aus dem Fundensemble von La Tène NE, das heute als Kult- und Opferplatz im Sinne eines Waffenopfers interpretiert¹¹⁷ und zu einem Teil in die mittlere bis späte Latènezeit datiert wird. Zwei Lanzenspitzen aus dem Gräberfeld von Münsingen, Rain BE, die sich mit unserer Lanzenspitze einigermaßen vergleichen lassen,¹¹⁸ datieren höchstwahrscheinlich noch in eine frühe Latènezeit. Weitere vergleichbare Stücke finden sich aber auch im Fundensemble von Alesia (F)¹¹⁹, im Fundgut des Brandopferplatzes im Forggensee (D)¹²⁰ oder in einem Grab des Gräberfeldes von Ornavasso, Persona (I)¹²¹, wo sie schon in eine späte Latènezeit zu setzen sind.

Aber auch mit den zuletzt genannten Beispielen lässt sich die Lanzenspitze von Maloja nicht mit absoluter Sicherheit in die Spätlätènezeit datieren, da auch noch in römischer Zeit ähnliche Lanzenformen weiterleben.¹²²

Die Datierung der Lanzenspitze von Stampa, Maloja, in eine mittlere bis späte Latènezeit würde auch von der Fundsituation her kaum stören, da der Malögin nicht nur

in römischer Zeit, sondern bereits schon in urgeschichtlicher Zeit intensiv begangen wurde. Eine genauere Datierung der Lanzenspitze liesse sich mit den Holzresten aus der Lanzentülle vornehmen (C14-Datierung), doch muss man sich bewusst sein, dass der Lanzenschaft mehrfach ersetzt worden sein könnte und das Stammholz nicht die idealste Voraussetzung für eine solche Datierung bildet.

Jürg Rageth

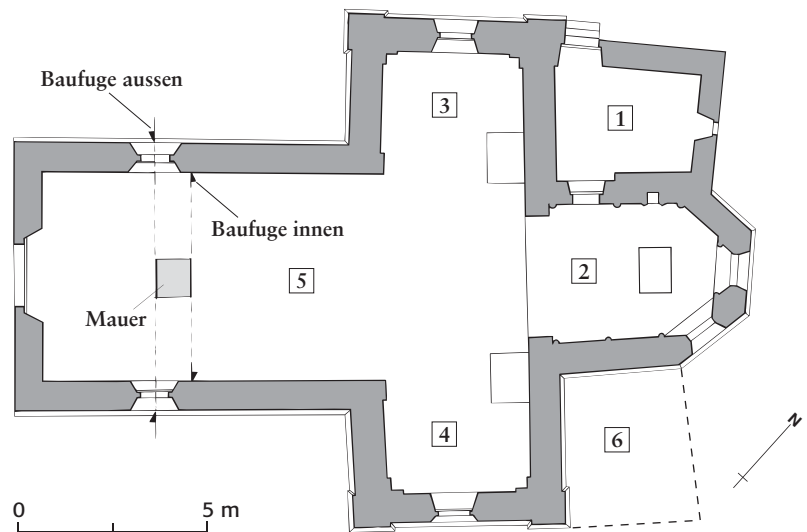
Suraua, Surcasti, Kirche Sogn Luregn

LK 1214, 733 200/173 750, 927 m ü. M.

Die Kirche Sogn Luregn liegt auf einem markanten Felsporn über dem Zusammenfluss von Glenner und Valserrhein. Urkundlich erstmals erwähnt wird die Kirche 1345¹²³. Ein bischöflicher Kollektenbrief für einen Neubau datiert 1515. Die Bausubstanz der gotischen Kirche wurde bis heute nur unwesentlich verändert. Bei einem Umbau im späten 18. Jahrhundert wurden die Seitenkapellen angebaut und die Decke des Schiffes in barockem Stil gestaltet.

Der 1345 erwähnte Vorgängerbau konnte bei der Renovation von 1982 nachgewiesen werden. Im Mauerwerk der Schiffswände wurden Baufugen beobachtet¹²⁴ (Abb. 55), welche die Annahme erlauben, dass die Seitenwände der älteren Kirche in den gotischen Bau integriert wurden. Die Vorgängerkirche wies dieselbe Breite und Orientierung auf wie das heutige Gotteshaus. Die Länge des Schiffes war jedoch um ca. 4 m kürzer.

Der Hausschwamm, welcher die Holzeinbauten befallen hatte, bedingte im Herbst 2004 Bodeneingriffe. Der Mörtelboden in der Südwestecke des Schiffes wurde abge-



baut. Die Steinplatten des Mittelganges wurden entfernt und die darunter liegende Schuttschicht bis zu 30 cm abgetragen. In diesem Bereich konnte eine gemörtelte Bruchsteinmauer gefasst werden (Abb. 55). Die Ost-West orientierte Mauer weist eine Breite von 90 cm auf. Ihre Aussenflucht liegt auf einer Linie mit den oben beschriebenen Baufugen im aufgehenden Mauerwerk. Damit konnten die Resultate der Bauuntersuchung durch den Mauerbefund im Boden bestätigt werden.

Alfred Liver

Tumegl/Tomils, Sogn Murezi

LK 1215, 738 080/181 060, 815 m ü. M.

Die Ausgrabung der frühmittelalterlichen Kirchenanlage auf der Flur Sogn Murezi wurde weitergeführt.¹²⁵ Zwischen dem 5. Januar bis zum 5. November wurde mit einem Team von durchschnittlich fünf Personen gearbeitet. Die archäologischen Untersuchungen konzentrierten sich auf drei Arbeitsplätze (Abb. 56).

Abb. 55: Suraua, Surcasti, Kirche Sogn Luregn.

Grundriss.

- 1 Sakristei
- 2 Chor
- 3, 4 Seitenkapellen
- 5 Schiff
- 6 1982 abgebrochene Sakristei

Mst. 1:200.

123 KdmGR IV, 204.

124 Archiv ADG.

125 Jb ADG DPG 2003, 94-96.

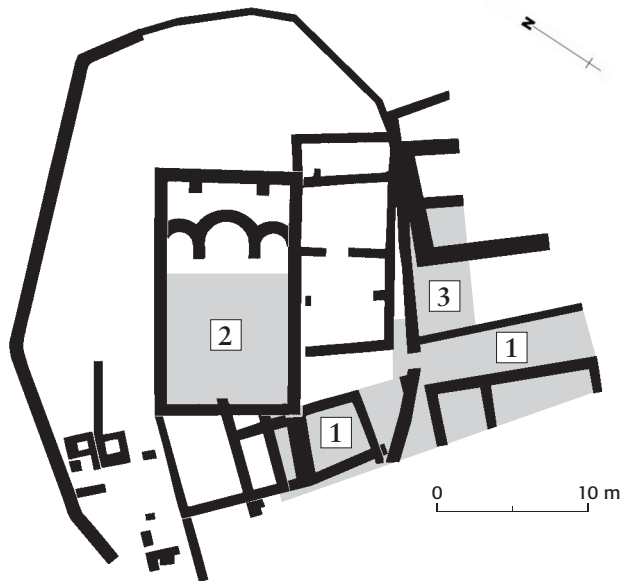


Abb. 56: Tumejl/Tomils, Sogn Murezi. Schematischer Grundriss mit den Arbeitsplätzen.

1 Südwestliche Annexbauten

2 Karolingisch/hochmittelalterliche Kirche

3 Sondierung Parzelle Nr. 59

Mst. 1:500.

1. *Südwestliche Annexbauten*: Die südlich ausserhalb des Friedhofs folgenden Gebäudereste des 16./17. Jahrhunderts wurden detailliert untersucht und dokumentiert. Als Vorbereitung für den Feldkurs 2005 des Institutes für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie (IPNA) der Universität Basel (Abteilung Archäozoologie) wurden im Annexbau aus dem 7. Jahrhundert bis auf die fundführende Isolations-schicht¹²⁶ alle jüngeren Befunde entfernt. Aufgabe der KursteilnehmerInnen wird es sein, aus der erwähnten Fundschicht systematisch Proben zu entnehmen, diese vor Ort zu schlämmen und die zu bestimmenden Reste (Fisch- und Vogelknochen, botanische Makroreste) auszulesen. Abgerundet

126 CADUFF BRUNO/HÜSTER PLOGMANN HEIDE/DIAZ TABERNERO JOSÉ/DURST MICHAEL: Zum frühmittelalterlichen Speisezettel in Tumejl/Tomils, Sogn Murezi. Jb ADG DPG 2002, 96-115.

127 wie Anm. 125, 96.

128 Christina Papageorgopoulou, Anthropologisches Forschungsinstitut (Aesch, BL). Bericht vom 11.2.2005.

wird der Kurs mit einer groben Vorbestimmung und einer ersten Wertung der Ergebnisse.

2. *Karolingisch/Hochmittelalterliche Kirche*: Im Kirchenraum wurde der Aufbau der Boden- (Mörtel) und Gehniveaus untersucht. Die sichere Zuweisung zu den einzelnen Bauphasen gelang bisher nur in Einzelfällen. Bei diesen, in der Fläche ausgreifenden Abklärungen konnte ein bisher als Gruft¹²⁷ angesprochener, mit Steinplatten abgedeckter Hohlraum als Teil eines Kanalsystems identifiziert werden. Dessen Zweck hoffen wir bei den künftigen Untersuchungen bestimmen zu können.

3. *Sondierung Parzelle Nr. 59*: Die auf der südlich anschliessenden Parzelle durchgeführte Sondierung diente der Verknüpfung der Mauer- und Schichtbefunde, die 1998 ausserhalb des Friedhofbezirkes in einem Leitungsgraben erfasst worden waren. Dank dieser Untersuchung liessen sich die Mauerausschnitte zu einem Gebäudegrundriss des 10./11. Jahrhunderts ergänzen.

Bearbeitung: Neben der Grabungstätigkeit konnte 2004 mit der Bearbeitung der Skelette aus den 450 hoch- und spätmittelalterlichen Gräbern begonnen werden. Die Untersuchung des Materials erfolgt im Rahmen der Interkantonalen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung Anthropologischer Funde (IAG) und wird von Bruno Kaufmann und Christina Papageorgopoulou vom Anthropologischen Forschungsinstitut in Aesch BL durchgeführt. Erste Erkenntnisse zeigen, dass es sich um eine Bevölkerungsgruppe mit seltenen paleopathologischen Befunden, anatomischen und metrischen Merkmalen handelt.¹²⁸

Sondierung Parzelle Nr. 640: Der geplante Neubau eines weiteren Einfamilienhauses im Quartier Sogn Murezi/Plaun Senda¹²⁹ bedingte vorgängige Sondierungen zur Abklärung der Schichtverhältnisse. Obwohl spätbronzezeitliche und römische Schichten mit Funden nachgewiesen wurden, konnte auf eine Untersuchung der gesamten Parzelle verzichtet werden, da die Fundamente des projektierten Gebäudes nicht in die Tiefe dieser Straten reichen werden.

Hans Seifert

Untervaz, Falle

LK 1175, 759 310/200 535, 735 m ü. M.

Im Mai überbrachte Roland Müller, Trimmis, dem ADG ein dolchartiges Eisenobjekt, das er mit dem Metalldetektor in der Flur Falle oberhalb Untervaz ortete.

Das Objekt fand sich in der Lichtung Falle, nur wenige Meter unterhalb eines grösseren erratischen Steinblockes. Es wurde in einer Tiefe von 15 cm geborgen.

Beim Fundobjekt handelt es sich um ein dolchartiges Eisengerät mit einschneidiger Klinge, um ein sogenanntes Dolchmesser (Abb. 57). Das Dolchmesser ist 32 cm lang, die Breite der massiven Klinge beträgt maximal 3,8 cm. Der Parierbalken ist leicht nach oben gebogen und die relativ lange, im Schnitt rechteckige Griffangel endet in einem quadratischen, schwach pyramidenförmigen Knauf. Der Griff bestand wahrscheinlich aus Holz oder Knochen. Dolchmesser waren Mehrzweckinstrumente, also Werkzeug, Besteck und Waffe in einem.¹³⁰

Das Dolchmesser von Untervaz datiert in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, also in die Gründungszeit der schweizerischen Eidgenossenschaft¹³¹.

Jürg Rageth

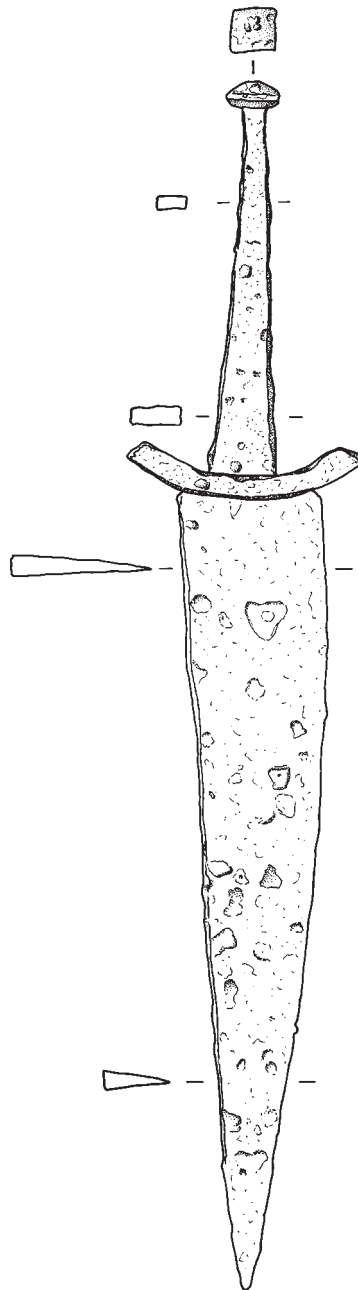


Abb. 57: Untervaz, Falle. Eisernes Dolchmesser aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mst. 1:2.

129 Jb ADG DPG 2001, 106-108.

130 SCHNEIDER HUGO: Waffen im Schweizerischen Landesmuseum. Griffwaffen I, Zürich 1980, 192-215.

131 SCHNEIDER wie Anm. 130, 195-198, Nr. 339.341-347.

Untervaz, Kiesgrube

LK 1176, 761 085/200 025, 527,60 m ü. M.

Im letzten Jahresbericht konnte über die Entdeckung von neuzeitlichen Dammbauten in der Kiesgrube der Kieswerk Untervaz AG (Baggersee Süd) berichtet werden (Abb. 58).¹³² Die Ausdehnung der Abbauzone nach Norden (Baggersee Nord) führte im Berichtsjahr zur Auffindung eines weiteren Dammes D, der wie die bisher bekannten aus einer hölzernen Kastenkonstruktion mit Steinen als Füll- und Deckmaterial bestand. Er liegt am östlichen Rand des Baggersees, 285 m weiter nördlich als der Damm C¹³³, der im letzten Jahr gefunden wurde. Dank niedrigem Wasserstand konnte er im Oktober freigespült¹³⁴ und dokumentiert werden (Abb. 58 und 59). Die Bauweise ist identisch wie bei den im Vorjahr entdeckten: auf einen Rost von armdicken Ästen ist der zwei Lagen hohe, in Blockbauweise gezimmerte Kasten gesetzt (Abb. 59). An den Ecken ist

die Holzkonstruktion mit Pfählen im Untergrund verankert. Das Innere des Kastens ist mit Flusskieseln verfüllt, darauf gelegte Steinplatten beschweren die Konstruktion. Auch Damm D muss aufgrund der Ausrichtung der Blockhölzer von SW nach NE verlaufen sein.

Überraschend war das Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung von fünf verbauten Föhrenstämmen.¹³⁵ Eine 84-jährige Stammprobe konnte sicher auf das Endjahr 1633 datiert werden, bei den übrigen sind die Daten 1632–34 wegen der kurzen Jahringsequenzen unsicher, aufgrund der Zusammengehörigkeit zur gleichen Konstruktion aber am wahrscheinlichsten. Damit ist der Damm D 60 Jahre älter als die weiter südlich entdeckten Dämme A–C, die in den Jahren 1695/96 erbaut wurden. Nach den bisherigen Erkenntnissen sind die Untervazer Wuhrbauten zur Eindämmung des Rheines zeitlich gestaffelt errichtet worden. Ob dies allein auf eine sukzessive, über ein Jahrhundert andauernde Landgewinnung und auf die damit einhergehende Verschiebung der Rheinlaufes nach Osten zurückzuführen ist, bleibt vorläufig offen.

Mathias Seifert

Abb. 58: Untervaz, Kiesgrube. Übersichtsplan mit der Lage der Dämme A-D. Mst. 1:8000.

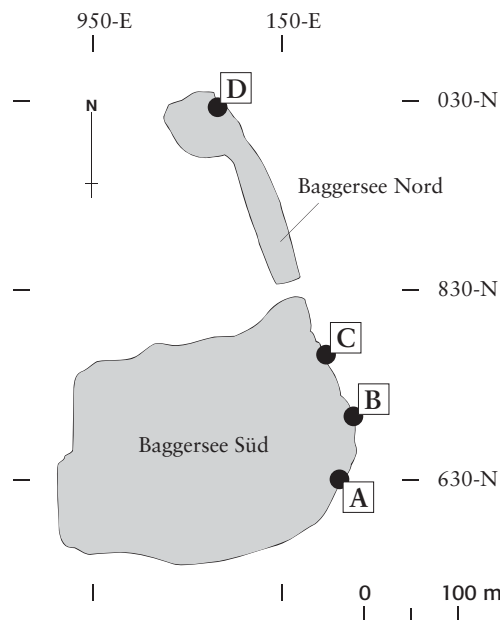
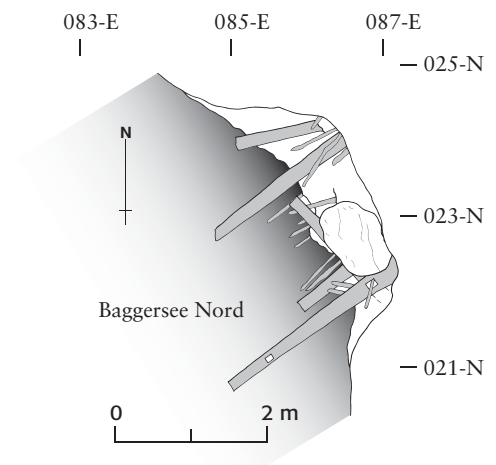


Abb. 59: Untervaz, Kiesgrube. Skizze der Dammkonstruktion D. Mst. 1:100.



132 Jb ADG DPG 2003, 101-104.

133 Jb ADG DPG 2003, Abb. 87.

134 Martin Weber, Schwarzenbach SG, sei für seinen Einsatz gedankt.

135 Dendrolabor ADG, Bericht vom 21.10.2004.

Vorwort

Historisch wertvolle Bauten – geschützte oder (noch) nicht geschützte – sind ein wesentlicher Bestandteil der Kulturlandschaften in unserem Kanton. Gleiches lässt sich natürlich für die Schweiz allgemein und für das Ausland sagen. Blättern wir in den Ferienprospekten der Reiseunternehmer, finden wir als Aushängeschild und Lockmittel neben unversehrten Naturgebieten vor allem Baudenkmäler, historische Baugruppen und geschichtsträchtige Städte in den schönsten Ansichten und in Vierfarbendruck auf Hochglanzpapier abgebildet. Intakte Kultur- und Naturlandschaften, so scheint es, sind eine bedeutende, wenn nicht sogar die wichtigste Grundlage für einen blühenden Tourismus.

Gewisse Tourismusexperten behaupten zwar – reichlich vorschnell – Touristen suchten vor allem ideale «heile Welten», wobei es keine Rolle spiele, ob diese echt oder gefälscht, bzw. nach- und neugebaut sind; das Schneewittchen-Schloss in Disneyland seien für den «Normalverbraucher» gleich «echt» wie das historische Vorbild, Schloss Chambord-sur-Loire (F). Sicherlich, selbst Besucher aus dem alten Europa mögen sich im Riesenhotel «Venise» in Las Vegas für kurze Zeit am nachgebauten «Canal Grande» mit echten venezianischen Gondeln und Fassaden-Kulissen erfreuen. An dieser 300 m langen künstlichen Wasserstrasse versuchen Gondolieri mit ihren lautsprecherverstärkten Vorträgen italienischer Liedern sowie Maskengruppen mit operettenhaften Kurzauftritten – in viertelstündlich durch Beleuchtungseffekte wechselnden Tageszeiten – Realität vorzugaukeln. Beim Besuch der wirklichen Stadt Venedig muss allerdings auch die technisch aufwändig nachgebaute Ersatzwelt sofort zum kitschig-lächerlichen Surrogat erblassen. Was der Imitation im-

mer fehlt, ist die Echtheit des historisch Gewachsenen. Das spüren, sehen, riechen, fühlen und erkennen nicht nur Fachleute der Denkmalpflege, sondern auch Laien sehr schnell. Wer die Möglichkeit zum Vergleich zwischen Original und Kopie hat, wird das Echte schnell erkennen und ihm den Vorrang geben.

Authentizität, d. h. das ursprünglich Echte, packt und fesselt jeden, der ein historisches Haus, eine historische Siedlung, ein Dorf oder eine Stadt besucht und mit allen Sinnen erfasst. Entsprechend sind sorgfältig bewahrte Häuser und Siedlungen tatsächlich ein touristisches und damit wirtschaftliches Kapital von höchstem und bleibendem Wert. Dies gilt allerdings nur, wenn diese Objekte auch entsprechend sinnvoll bewirtschaftet werden. Zu sorgen ist dabei gleichermaßen für eine fachgerechte Erhaltung der historischen Bausubstanz wie für eine qualitätvolle Gestaltung allenfalls notwendiger Neubauteile oder Neubauten.

In Graubünden ist die Eigen- und Selbstständigkeit sowohl der Hauseigentümer wie auch der Gemeinden ausserordentlich gross; entsprechend hoch zu veranschlagen ist aber auch deren Verantwortung und Sozialpflichtigkeit. Als oberstes Gebot ist im Umgang mit dem Baudenkmal Nachhaltigkeit anzustreben: Alle am Baudenkmal und in dessen Umgebung vorgenommenen Massnahmen müssen so sorgfältig geplant und ausgeführt sein, dass sie auch im Urteil künftiger Generationen Gültigkeit und Bestand haben oder ohne Schaden für die wertvolle Bausubstanz wieder entfernt werden können. Für den Bauherrn heisst dies, dass er nicht nur an Kosten, Erträgen und Terminen interessiert sein darf. Sein Anliegen muss neben der Funktion vielmehr auch die Substanzerhaltung und die Qua-

lität der Neubauteile sein. Dasselbe gilt auch für den Bauleiter – bei wertvollen Baudenkmalern jeder Grösse mit Vorteil ein erfahrener Architekt. Die Baubewilligungsbehörden der Gemeinde ihrerseits müssen zuerst den gesetzlichen Vorschriften nachleben, darüber hinaus aber auch den Mut haben, qualitativ ungenügende Bauvorhaben abzulehnen oder zur Überarbeitung zurückzuweisen. Gut gestaltete und die historische Substanz schonende Projekte sind letztlich aber wohl nur in der vertrauensvollen Zusammenarbeit mit erfahrenen Fachleuten der Architektur und Baugeschichte möglich. Die klare Vorgabe heisst deshalb, dass der Bauherrschaft, den Baubehörden und dem Bauleitenden auch eine unabhängige Bauberaterung als Gesprächspartner zur Seite stehen muss. Bei der Bauberaterung sind je nach Bedeutung und Alter des Bauobjekts und je nach Umfang des Projekts verschiedene Lösungen denkbar. Am häufigsten geschieht sie durch eine von der Gemeinde bestimmte unabhängige Fachperson; leider wird dieses Modell aber noch nicht in allen Gemeinden praktiziert. Bauberaterdienste bietet auch der Bündner Heimatschutz an. Mit Vorteil empfiehlt es sich allerdings, bei historisch wertvollen Bauten eine Bauberaterin oder einen Bauberater der DPG beizuziehen. Bei grossen und umfassenden Projekten sollte neben der Beratung der Fachleute, des Kantonalen Amtes für Raumplanung und der DPG auch das Fachurteil eines Architektenkollegiums angehört werden. Ein solches besteht heute leider in unserem Kanton noch nicht, dies obwohl entsprechende Gremien in vielen Schweizer Städten seit Jahrzehnten institutionalisiert sind.

Die Schwierigkeit jeder Bauberaterung ist und bleibt der Zeitpunkt ihrer Einbezie-

hung in die Projektarbeit. Meist erfolgt dieser zu spät, oder erst dann, wenn die Bauherrschaft oder die Baubehörde nicht mehr weiter weiss. Im Idealfall erfolgen erste Gespräche in der Vorbereitungs- und Entwurfsphase eines Restaurierungs-, Umbau- oder Neubauprojekts, nämlich zu einem Zeitpunkt, wo sich noch keine Ideen in den Köpfen der beteiligten Partner fixiert haben. Aufgrund von Ideenskizzen, Grobentwürfen und Projektstudien können gemeinsam Lösungen gesucht und optimiert werden. Am vermeintlich baureifen Projekt zu ändern, bzw. «herumzudoktern» ist für alle Beteiligten unbefriedigend sowie schmerzvoll und führt nur selten zum erwünschten Ziel.

Voraussetzung für jede fachgerechte und gelungene Konservierung oder Restaurierung eines historischen Bauwerks ist hauptsächlich eine Bauherrschaft die Freude hat an ihrem Besitz. Freude erwächst aus Liebe zum anvertrauten Objekt und diese Liebe beruht auf Vertrautheit, Kenntnis und Interesse im Umgang mit geschichtsträchtigen Häusern und deren Ausstattung. Solche Hauseigentümerinnen und Hausbesitzer werden für die Bauplanung eine geeignete Baufachperson auswählen, die mit Umsicht, Fachverstand, Einfühlungsvermögen und Gestaltungskraft an die Projektarbeit geht. Diese setzt nicht allein Intuition, sondern genaue Kenntnis der Baugeschichte, des Zustandes und der Materialien des bearbeiteten Objektes voraus. Hier leisten private und staatliche Bauforscherinnen und Archäologen sowie Restauratoren und Restauratorinnen unerlässliche Grundlagenarbeit, ohne die auch die beste Baufachperson im Trüben fischen würde. Selbst die aufgeschlossensten Hauseigner und die feinsinnigsten Architekten brauchen fach-

lich versierte Gesprächspartner, die in der gemeinsamen Lösungsfindung ein Projekt optimieren und als Anwälte des Hauses walten, dazu stehen die Mitarbeitenden der Denkmalpflege-Fachstellen zur Verfügung.

Natürlich braucht die handwerkliche Umsetzung eines Restaurierungsprojektes immer eine straffe Bauführung, aber vor allem qualifizierte (Kunst-)handwerker und handwerkerinnen. Diese werden bei einem sorgfältig geplanten und vorbereiteten Projekt freudig mittun.

Anni Disch † (1955 – 2004)

In der Nacht vom 21. auf den 22. August 2004 verstarb Anni Disch nach einem schweren Schlaganfall.

Anni Disch verlebte ihre Jugendzeit zusammen mit ihren zwei Schwestern und ihrem Bruder in Panätsch im ländlichen Prättigau. Die Primarschule besuchte sie in Luzein, die Sekundarschule in Küblis. Nach der Haushaltsschule in Genf machte Anni Disch eine Lehre als Zahnarztgehilfin in Schiers. Diesen Beruf übte sie zwei Jahre in einer Zahnarztpraxis in Schiers und acht Jahre in Chur aus. Ihre Muskelkrankheit zwang sie zu einer beruflichen Neuausrichtung. An der Abendhandelsschule in Chur liess sie sich zur Sekretärin ausbilden. Als solche arbeitete sie in Chur im Büro der Regisrapharm und von 1987 an während 17 Jahren bei der Denkmalpflege. Sie hatte sich rasch in ihr neues Arbeitsfeld eingearbeitet und erheiterte ihre Kolleginnen und Kollegen oft mit ihrem treffenden und trockenen

Humor. Ihre zunehmende Muskelschwäche erforderte eine schrittweise Reduktion ihrer Arbeitszeit, wobei Anni Disch sich und ihre Arbeit nie aufgab. Auch in den letzten Monaten und Wochen ist sie trotz schwerer Gehbehinderung stets pünktlich zur Arbeit gekommen.

Anni Disch liebte das gesellige Zusammensein mit Freundinnen und Freunden. Eine besondere Beziehung hatte sie zu ihrem behinderten Bruder Luzi. Die beiden Geschwister verband ihr gemeinsames schweres Los ganz speziell.

In Chur, wo Anni bis zuletzt in einer eigenen Wohnung lebte, wurde sie von den benachbarten Freunden Yoga, Nadem und Elisabeth zu allen Tages- und Nachtzeiten betreut. Diese treuen Helfer begleiteten Anni auch in ihren letzten Lebensstunden liebevoll.

Wir werden Anni Disch in lieber Erinnerung behalten, ihr tapferer Lebenswille war uns Vorbild und ihr feinsinniger Humor wird uns fehlen.

Hans Rutishauser



Überblick über die Tätigkeiten der Denkmalpflege Graubünden im Jahre 2004

Mitarbeiterspiegel

Das Jahr 2004 war für die DPG ein Jahr des Überganges nach der Reorganisation des Bereichs Kultur im Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartement (EKUD). Das Ressort wurde von Hans Rutishauser geleitet, der gleichzeitig auch die Abteilung Denkmalpflege und Archäologie führte. Als Nachfolger des auf Ende 2003 vorzeitig in Pension getretenen langjährigen Bauberaters Thomas F. Meyer trat – nach Ablauf einer zweimonatigen Karenzfrist – am 1. März Johannes Florin (dipl. Arch. ETH/REG A) seinen Dienst bei der DPG an. Für die Bauberaterin Mengia Mathis, die einen Mutterschaftsurlaub bezog, konnte Heike Buchmann (dipl. Ing., NDS ETH Denkmalpflege), vormals Praktikantin bei der DPG, als Stellvertreterin gewonnen werden. Sie wurde aushilfsweise von Roger Wülfing (dipl. Arch. FH) unterstützt. Die Veränderungen im Personalbestand der DPG wirkten sich auf die Gebietsaufteilung aus. Diese war im Laufe des Jahres mehrmaligen Änderungen unterworfen. Erst gegen Ende des Jahres konnte eine definitive Lösung festgelegt werden: Der Bauberater Peter Mattli betreute neu die Stadt Chur, das Churer Rheintal sowie die Gemeinden an der Julieroute bis und mit Parpan, die Surselva inkl. Safiental, den Heinzenberg sowie die Täler Schams, Avers, Rheinwald, Misox und Calanca. Mengia Mathis war für das Oberhalbstein, das Bergell und das Puschlav verantwortlich, Johannes Florin für das Prättigau, das Schanfigg, das Domleschg das Albulatal sowie für das Ober- und Unterengadin und das Münstertal. Für die Landschaft Davos war Marc Antony Nay zuständig, der auch die Leitung des Teams Bauberatung inne hatte. Gemeinsam

mit Hans Rutishauser betreute er zudem die Sakralbauten des Kantons sowie kunstgeschichtlich besonders wertvolle Profanbauten.

Die Bauberater wurden in ihrer Arbeit unterstützt durch die Architektin Heike Buchmann, Haldenstein, Praktikantin bis Ende Februar, sowie die Architektin Astrid Ofergeld, Chur, Praktikantin von Anfang März bis Ende September. Die Zivildienst leistenden Architekten Roger Graf (bis Ende April) und Peter Näf (Februar bis Ende Dezember) sowie Simon Buchmann (Mitte Oktober bis Mitte November) wurden sowohl im Bereich Bauberatung als auch im Bereich Grundlagen eingesetzt.

Im Team Grundlagen arbeiteten unter Leitung von Marc Antony Nay teilweise Marlene Fasciati-Kunz, Annatina Wülser, Roger Wülfing und Norbert Danuser. Sie wurden unterstützt vom angehenden Historiker Martin Lippuner, der von Mitte Juli bis Mitte August seinen Zivildiensteinsatz bei der DPG absolvierte.

Die Archive betreuten – unter Leitung von Peter Mattli – Ladina Ribbi, Anni Disch und Lieven Dobbelaere, der auch für Zeichnungsarbeiten in den Bereichen Bauberatung und Grundlagen eingesetzt wurde.

Das Sekretariat wurde gemeinsam von Ruth Blaser (60%) und Marlies Felix (40%) betreut.

Baubegleitung und Bauberatung

Im Jahre 2004 wurden die Konservierungsarbeiten an der Bilderdecke der evangelischen Kirche St. Martin in Zillis-Reischen abgeschlossen. Die Restaurierungsarbeiten an der Kathedrale von Chur schritten plangemäss voran. Im Jahre 2004 konnten unter anderem die Arbeiten am Turm, an der Westfassade

de und an den Gewölben des Hauptschiffes zum Abschluss gebracht werden.

Verzeichnis der abgeschlossenen Baubegleitungen

Gesamtrestaurierungen

Sakralbauten: Breil/Brigels, Dardin, Capeder, Kapelle Mater Dolorosa; Mesocco, Crimeo, Pfarrkirche SS. Pietro e Paolo; Parpan, Kirchturm St. Anna; Sta. Maria V. M., evangelische Kirche, Friedhof; Vals, Leis, Kapelle St. Jakob.

Profanbauten: Ausserferrera, Cresta, Maiensässhütte Nr. 109; Avers, Juf, Puntgada Nrn. 5, 5A, 5B; Avers, Madris, Wohnhaus Nr. 163; Brusio, Rundkeller (2. Etappe); Castasegna, Villa Garbald; Castrisch, Haus Schoch-Schweingruber Nr. 73A; Chur, Haus zur Gerbe; Chur, Haus Brandis, Reichsgasse 65; Davos, Ruinen der Unteren Huthäuser; Flims, Waldhaus, Posta Veglia Nr. 190; Lumbrein, Haus Müller-Knecht Nr. 66; Mesocco, Crimeo, Wohnhaus Vivalda Nr. 153; Poschiavo, Aino, Mühle und Säge; Poschiavo, Curvera, Maiensäss Nr. 4027; Rossa, Pro de Leura, Cascina Caronna, Nrn. 106, 106B; Sta. Maria i. C., Haus Castelli Nr. 19; Scuol, Villa Monreal Nr. 412; Scuol, Scuol Suot, Haus Dürr Nr. 82; Sent, Haus Trauffer Nr. 106; Soazza, Casa San Floriano, Nr. 111; Sufers, Haus Gilli, Nr. 46; Susch, Surpunt, Wohnhaus Tönduri Nr. 88.

Aussenrestaurierungen

Profanbauten: Arvigo, Delà del pont, Haus Campanini-Denicola Nr. 19; Ausserferrera, Cresta, Maiensäss-Stall Nr. 112; Avers, Podestats Hus, Wohnhaus Nr. 28; Bivio, Tga-

vretga, Haus und Stallscheune Nr. 172, 172A; Braggio, Mazö, Lavatoio Nr. 70A; Braggio, Stabbio, Heustall Nr. 63; Cama, Grotti, Deposito Tini Nr. 49A; Chur, Haus zum Schwert; Davos, Glaris, Mahdställi in den Leidbachmähdern; Davos, Glaris, Spina, Stallscheune Nr. 3-79-D; Davos, Platz, Tanzbühlstrasse Nr. 6, 6A; Flerden, Haus Allemann Nr. 28; Flerden, Plattas, Grossbrunnahus (Marchionhaus) Nr. 33; Guarda, Haus von Planta Nr. 68; Haldenstein, Transformatorstation Nr. 68; Madulain, Chesa Etter Nrn. 33, 33B; Mesocco, Logiano, Haus Mazzolini/Pagliese, Nr. 365; Poschiavo, San Carlo, Casa Volt Nr. 474; Rossa, Valbella, Cascina Fani Nr. 115; Rossa, Valbella, Torba Nr. 113B; Roveredo, San Giulio, Haus Cattaneo Nr. 438; St. Martin, Lunschania, Haus Albin Nr. 48; Safien, Camaner Hütte, Alphütte Lötscher-Meuli Nr. 166A; S-chanf, Haus Plattner Nr. 32; Schlans, drei Backhäuser; Selma, Ripostiglio Fischer Nr. 17A; Sent, Haus Biert Nr.

Abb. 60: Flims, Waldhaus, Posta Veglia Nr. 190. Stube mit Ofen im Erdgeschoss, nach der Restaurierung.



**Überblick über die Tätigkeiten
der Denkmalpflege Graubünden
im Jahre 2004**

221; Sent, Haus Clalüna-Valentin Nr. 145; Soazza, Casa a Marca, Nr. 108; Stampa, Maloja, Orden, Hof Salecina; Stampa, Splüga, Stall Salis Nr. 162; Vals, Heimatmuseum Gandahus; Vals, Leis, Haus Schmid Nr. 202; Vals, Zameia, Wohnhaus mit Stallteil Nrn. 70, 70A.



Abb. 63: Soazza, Casa San Floriano Nr. 111.
Restaurierte Hauptfassade.

Abb. 61: Lumbrein, Haus Müller-Knecht Nr. 66. Blick in den Korridor im Erdgeschoss. Zustand nach der Restaurierung.



Abb. 62: Lumbrein, Haus Müller-Knecht Nr. 66. Blick in die Stube im Erdgeschoss. Zustand nach der Restaurierung.



Teilrestaurierungen

Sakralbauten: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt, Turm, Westfassade und Gewölbe des Hauptschiffs; Disentis/Mustér, Pardomat, Kapelle St. Antieni; Müstair, Kapuzinerhospiz und -kirche; Rhäzüns, Kirche St. Georg; Roveredo, S. Giulio, kath. Pfarrkirche S. Giulio, Fastentuch; Zillis-Reischen, Kirche St. Martin, romanische Bilderdecke.

Profanbauten: Andeer, Haus Conrad Nr. 26; Bever, Haus Wehrli Nr. 20; Chur, Krematorium; Filisur, Haus Janett Nr. 50; Flims, Waldhaus, Parkhotel «Waldhaus», Halle; Malans, Schloss Bothmar, Erneuerung Brunnenbecken und Restaurierung von zwei Leinwandbildern; Rossa, Augio, Haus Nr. 69; Rossa, Sta. Domenica, Casa Bravo Nr. 5; Roveredo, San Giulio, Haus Cattaneo Nr. 438; Sta. Maria V. M., Haus Vital Nr. 112; Sagogn, Burgruinen Schiedberg und Bregl da Haida; Savognin, Museum Curvanera; Scuol, Haus Wichert, Nr. 32; Scuol, Scuol Suot, Haus Frey Nr. 114; Sent, Haus Tschalär Nr. 87; Sent, Saglina, Haus Bazzell-Valentin (Las Tuors) Nr. 35;

Sils i. D., Burgruine Hohenrätien (9. und 10. Etappe); Stampa, Ciäsa granda; Tschlin, Haus Koch-Janett Nr. 25.

Diverses

Chur, «Langer Gang», talseitige Mauer; Guarda, Resgia, Resgiabrücke; Leggia, Bahnhofplatz, Marciapiede; Leggia, Portinchiesa, Pflasterung; Paspels, Dusch, Stützmauer beim Haus von Albertini; Sils i. D., Mauer oberhalb der Dorfkirche; Tarasp, Vulpera, Brunnen Vulpera Dadora; Vrin, Stiva da morts, Steinplattendach; Verdabbio, Trockenmauer Borlini; Verdabbio, Muro Lamberti; Verdabbio, Valdort, Trockenmauern und Pflasterung.

Unterschutzstellungen

Folgende Objekte wurden im Jahre 2004 auf der Basis der durch die Eigentümer unterzeichneten Verpflichtungsscheine durch die Regierung unter kantonalen Denkmalschutz gestellt:

Avers, Am Bach, Mittla-Hus Nr. 77; Bergün/Bravuogn, Kurhaus Nr. 112; Brusio, Bauernhauskomplex Nrn. 448, 449; Castasegna, Villa Garbald; Castasegna, altes Schul- und Gemeindehaus; Castrisch, evangelische Kirche; Chur, Wohnhaus Museumsstrasse 1; Chur, Haus zur Linde Reichsgasse 55; Chur, Haus Brandis Reichsgasse 65; Davos, Chalet am Rain Nr. 598; Grüsch, Hohes Haus Nr. 414; Luzein, Haus Nebel/Schlumpf Nr. 231; Malans, Turmhaus Nr. 74; Medel (Lucmagn), Alpe Steggia; Mesocco, San Bernardino, Capella S. Bernardino e Sebastiano; Poschiavo, Curvera, Maiensäss Nr. 4028; Poschiavo, Devon House Nr. 258; Poschiavo, Vecchio Monastero Nr. 45; Poschiavo, Wohnhaus Nr. 166; Poschiavo,

Prada, Wohnhaus Nr. 818; Poschiavo, San Carlo, Casa Volt Nr. 474; Safien, Wohnhaus «Usser Hus» Nr. 75; S-chanf, Wohnhaus Plattner Nr. 32; Scharans, Wohnhaus Linde Nr. 74; Schiers, Schuders, Haus Jecklin Nr. 344; Scuol, Scuol Suot, Wohnteil der Bauernhausanlage Nr. 82; Sent, Uina Dadora, Chà Casü, Wohnhaus mit Stall Nr. 25; Soazza, Kapuzinerhospiz Nr. 118; Stampa, Borgonovo, Baukomplex Nrn. 21A/21AA; Tujetsch, Sedrun, katholische Pfarrkirche St. Vigilius; Vals, Soladüra, Kapelle St. Johannes Baptist; Waltensburg/Vuorz, Sägerei Gneida; Zillis-Reischen, Burgruine La Tur.

Beitragswesen

Im Jahr 2004 gingen 89 Beitragsgesuche ein. Die Regierung sicherte zehn Gesuchstellern einen Beitrag zu. Das Departement erliess 17 Beitragsverfügungen, das Amt deren 62. Insgesamt wurden aus den Konti der DPG Fr. 2 209 114.– zugesichert. Zur Auszahlung gelangten Fr. 3 400 427.–.

Abb. 64: S-chanf, Haus Plattner Nr. 32, nach der Restaurierung. Blick gegen Südwesten.



Vom Bundesamt für Kultur wurden Fr. 2 278 584.– an die Gesuchsteller weitergeleitet.

Kulturgüterschutz (KGS)

Die Mitarbeiter der DPG begleiteten die vom Amt für Zivilschutz organisierten Kulturgüterschutzkurse. Beiträge wurden unter anderem an die Inventarisierung des Kulturarchivs Oberengadin und der Ausstattung der Casa Tomé in Poschiavo sowie an die Mikroverfilmung der «Davoser Zeitung» entrichtet.

Tagungen, Vorträge und Führungen

Denkmalpfleger Hans Rutishauser und Marc Antoni Nay führten anlässlich der in Chur veranstalteten Jahresversammlung der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) je eine Gruppe zu sakralen und profanen Bauten und Ausstattungsteilen in der Kantonshauptstadt. Für denselben Anlass geleitete der Denkmalpfleger eine Gruppe Interessierter zu den mittelalterlichen Wandmalereien im Domleschg. Die Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege (EKD) führte Hans Rutishauser durch das Kloster St. Johann in Müstair, die Teilnehmer an der Jahresversammlung der ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) Schweiz zu den Sakralbauten in Roveredo. In der Kirche St. Martin in Zillis-Reischen referierte er unter anderem für die Regierung des Kantons Graubünden zur romanischen Bilderdecke. Anlässlich der Preisverleihung «Das historische Hotel des Jahres 2005» im Hotel «Waldhaus» in Sils i. E./Segl hielt er ein Referat zum prämierten Objekt. Dazu führte er die Round Table Chur durch die Kir-

che Sogn Gieri in Rhäzüns und den Bündner Heimatschutz durch die Ausgrabungsstätte St. Stephan in Chur. Diverse Gruppen führte Hans Rutishauser durch die Kathedrale in Chur, darunter Georg Mörsch (ETH Zürich) mit seinen Studierenden sowie das Kader der RhB.

Ebenfalls in der Kathedrale führte Marc Antoni Nay unter anderen die Fachschaften Religion und Geschichte der Mittelschullehrerkonferenz. Den Studierenden an der Pädagogischen Fachhochschule Chur brachte er vor Ort die Bilderdecke von Zillis-Reischen nahe. An einer Culturalp-Tagung in Udine stellte er den einheimischen Akteuren das für Graubünden entwickelte Gebäudeinventar vor, in Ardez referierte er zum «Engadiner Haus» und im Rahmen des Vertiefungskurses «Partizipation und Öffentlichkeitsarbeit» der SANU (schweizerische Ausbildungsstätte für Natur- und Umweltschutz) an der Hochschule Rapperswil SG zum Thema «Kulturlandschaft Val Medel: Einflussfaktoren und Partizipation einer Gemeinde».

Fachtagung Gartendenkmalpflege im Schloss Sins in Paspels

Historische Gärten sind ein unverzichtbarer Bestandteil der Einheit von Garten und Haus und Teil unseres kulturellen Erbes. Daher unterstützt die DPG die im Frühjahr 2004 begonnene Listenerfassung historischer Gärten und Anlagen, die unter der Ägide des ICOMOS Schweiz steht. Die Liste schafft eine Basis für die gartendenkmalpflegerische Arbeit in Graubünden. Rafael Köppel, Architekt, und Marlene Fasciati-Kunz, Gartendenkmalpflegerin, haben in einer ersten Etappe bis im Herbst 2004 über 300 Gärten in rund 110 Ge-

meinden erfasst. Die Arbeit wird im Jahr 2005 fortgesetzt. Eine daraus resultierende Publikation soll auf diese wertvolle und teilweise stark gefährdete Art von Denkmälern hinweisen, die wie keine andere Natur und Kultur zum Kunstwerk vereint.

Im Zusammenhang mit der Listenerfassung organisierte die DPG im September 2004 eine Tagung zum Thema Gartendenkmalpflege, mit dem Ziel, einen Austausch zwischen Denkmalpflege- und Gartenfachleuten anzuregen. Diese fand in Paspels statt. Denkmalpfleger Hans Rutishauser referierte über die Kulturgeschichte der Bündner Gärten. Seine eingangs gestellte Frage, ob in Graubünden inmitten steiler Berge und enger Täler überhaupt eine Gartenkultur bestehe, war rhetorisch gemeint. Die frühmittelalterlichen Klöster in Müstair, Disentis/Mustér, Cazis und Alvaschein, Mistail, haben wohl seit ihrer Gründung im 7. und 8. Jahrhundert Gärten unterhalten. Ziergärten aus dem Mittelalter wie auch solche aus der Renaissance haben sich allerdings nicht erhalten, sie werden in der Regel von Neugestaltungen des 19. und 20. Jahrhunderts überlagert. Auf einem Altargemälde Johann Rudolf Sturns von 1653, das eine Ansicht des bischöflichen Schlosses von Chur zeigt, ist der allmähliche Wandel vom mittelalterlichen Baum- und Gemüsegarten zum barocken Ziergarten zu beobachten. Erhalten haben sich Gärten der Bündner Schlösser und Herrenhäuser des 18. Jahrhunderts, wie jene des Oberen Spaniöls in Chur, des Palazzo Donatz in Sils i. D., der Salishäuser in Bondo und Soglio, um nur einige Beispiele zu erwähnen. Diese Gartengestaltungen sind von italienischen und französischen Vorbildern geprägt. Neue Elemente der Gartenkunst bringen vom letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bis zum

Ersten Weltkrieg die Aussenanlagen der Hotels in die Alpen. In St. Moritz, Pontresina, Maloja (Gemeinde Stampa), Davos und Flims entstehen Kurgärten, Promenaden und Parks, welche auf die Fronten der neuen Hotelpaläste ausgerichtet sind.

«Authentisch ist ein Garten einerseits durch das Material, andererseits durch die Idee. Bei der Einweihung sieht eine Anlage bei weitem noch nicht so aus, wie sie sich der Planer ausgedacht hat.» So äusserte sich Nicole Bolomey, Landschaftsarchitektin aus Triesen (FL) in ihrem Referat zu Alterswert und Authentizität des Gartens. Die Behandlung der Gärten bildet immer das zeitgenössische Kulturverständnis ab.

Gartendenkmalpflege ist die maximale Überlieferung von historischer Information. Ihr widmet sich auch die Arbeit der Forschungs- und Dokumentationsstelle der Fachhochschule Rapperswil, die in Paspels von deren Leiterin, Susanne Karn, vorgestellt wurde. Die Finanzierung des Projektes vorausgesetzt, sollen rund 30 000 Pläne und 50 000 Fotos sowie Dias zur schweizerischen Landschaftsarchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts katalogisiert und digitalisiert werden.

Der Kunsthistoriker Leza Dosch, Chur, berichtete über seine Forschungen zum ehemals prachtvollen barocken Garten des «Alten Gebäu» in Chur, dem heutigen Fontanapark, der in engem Zusammenspiel mit dem dazugehörigen Herrenhaus durch den Architekten David Morf im Auftrag des Peter von Salis in den Jahren 1727–1728 konzipiert worden war. Derzeit dient der Garten als Baustellenzufahrt für die Erweiterung der Graubündner Kantonalbank; nach Abschluss dieser Arbeiten soll er neu in Stand gesetzt werden. Mit dieser Neugestaltung wurde der Gartenarchitekt Guido Hager,

Zürich, beauftragt. An der Tagung zeigte er seine Entwürfe zu diesem Projekt – die ursprüngliche Geometrie und die überlieferten Bestandteile des Parks sollen demnach mit zeitgenössischen Gestaltungselementen kombiniert werden.

Europäischer Tag des Denkmals 2004 in Splügen

Am Samstag, 4. September, wurde auf dem Oberdorfplatz in Splügen in einer musikalisch umrahmten Feier die Bündner Veranstaltung anlässlich des Europäischen Tags des Denkmals eröffnet; diese umfasste zwei Tage. Zahlreiche Interessierte lauschten den einführenden Worten von Regierungsrat Martin Schmid, Gemeindepräsident Walter Mengelt, Richard Hänzi, Präsident der Vereinigung Pro Splügen, Jürg Ragettli, Präsident des Bündner Heimatschutzes, und Denkmalpfleger Hans Rutishauser. An beiden Tagen konnten die Teilnehmer in verschiedenen Führungen historische Bauten besichtigen und so Informationen zur unheimlich reichhaltigen und vielfältigen Geschichte und Kunstgeschichte Splügens erhalten. Als Beispiele von Handelsfamilien-Häusern wurden die Alte Post und das Haus Gredig von Hans Rutishauser bzw. Marc Antoni Nay vorgestellt, als Häuser der Säu-

merbauern und Stracksäumer von Peter Mattli und Thomas Riedi, Chur, bzw. Hans Ruedi Luzi, Splügen, das Wohnhaus Camastral sowie die Herberge «Weiss Kreuz». Das Hotel «Bodenhaus» und das «Rothus» wurden als Exemplare von Häusern an der ehemaligen Kommerzialstrasse von Kurt Waner, Splügen, Astrid Offergeld und Leza Dosch sachkundig erörtert. Zum Thema Architektur des 20. Jahrhunderts führte der Architekt Ernst Gisel, Zürich, persönlich durch das Haus Schmid, einem Frühwerk dieses bedeutenden Vertreters der Moderne in der Schweiz. Architekt Manfred Nussbaum, Oberengstringen ZH, erläuterte seine zeitgenössischen Umbauten am Haus Hössli und am Schlössli. Mathias Seifert vom ADG stellte die Burg Splügen vor und weichte Interessierte in die Geheimnisse der Dendrochronologie (siehe S. 142–149) ein.

Am Sonntagmorgen – nach einem vom Kirchenchor untermalten Gottesdienst – sprach Hans Rutishauser vor Ort über Architektur und Ausstattung der evangelischen Kirche. An beiden Tagen wurde jeweils nachmittags eine Exkursion zu den historischen Verkehrswegen am Splügenpass durchgeführt. Diese stand unter kundiger Leitung von Paolo Mantovani vom Tiefbauamt Graubünden. Der Bündner Heimatschutz nutzte den Anlass, um über seine vielfältige Tätigkeit im Kanton zu informieren und auf die Bedeutung der Galerie am Splügenpass, einem Denkmal der Ingenieursbaukunst des 19. Jahrhunderts, aufmerksam zu machen. Zum Tag des Denkmals gab er eine Postkartenserie mit acht Aufnahmen des Fotografen Jules Spinatsch, Zürich, mit Motiven zur Passlandschaft und zu der vom Zerfall bedrohten Lawingalerie an der Passstrasse heraus, dessen Erlös dem Verein Pro Splügen und damit den Bemühungen

Abb. 65: Splügen, Europäischer Tag des Denkmals, 4./5. September.



um die Erhaltung des historischen Siedlungskerns zugute kommt.

Eine Sonderausstellung im Heimatmuseum Rheinwald stellte eine Reihe von «Kunstabauten am Splügenpass aus der Zeit der ersten Kommerzialstrassen» vor, darunter die erwähnte Lawingalerie und die Brücke aus weissem Splügener Marmor. Am Samstag zeigte Reto Attenhofer, Nufenen, im Hotel «Bodenhaus» teilweise noch unveröffentlichtes Bildmaterial zur Auseinandersetzung pro und contra einen Stausee Rheinwald und schilderte lebhaft die einzelnen Stationen in diesem Kampf der Splügner um ihre Heimat, ihr Dorf.

Der Tag war ein voller Erfolg – umsichtig organisiert von Peter Mattli, getragen von einer engagierten Schar von Helfern aus Splügen und Umgebung, besucht von einer Vielzahl interessierter Einheimischer und Auswärtiger. Ein grosser Dank gebührt den Hauseigentümern und -eigentümerinnen, die ihre privaten Gemächer für einen Tag der Öffentlichkeit preisgaben und so den Europäischen Tag des Denkmals 2004 in Splügen überhaupt erst möglich gemacht haben.

Natur- und Heimatschutzkommission (NHK)

Die Natur- und Heimatschutzkommission (NHK) hat in vier ordentlichen Sitzungen die Anträge der Ämter geprüft und der Regierung oder dem EKUD zur Beschlussfassung weitergeleitet. Die NHK hat sich unter anderem mit der RhB als Weltkulturgut, dem Olympiastadion in St. Moritz, dem Turmprojekt auf der Schatzalp in Davos sowie dem Naturpark Ela im Oberhalbstein und der Strassenplanung in der Ruinaulta beschäftigt. An der Landsitzung im Oktober fanden Augenscheine auf den Burganlagen von Belfort (Brienz/Brinzauls) und Hohenrätien (Sils i. D.), im Kurhaus von Bergün/Bravuogn sowie bei weiteren Objekten im Albulatal statt.

Mitglieder der NHK: Markus Fischer (Präsident), Trin; Silvio Decurtins (Vizepräsident), Fideris; Albina Cereghetti, Mesocco; Leza Dosch, Chur; Rudolf Fontana, Domat/Ems; Monica Kaiser-Benz, Thusis; Erwin Menghini, Domat/Ems; Armando Riu-nelli, Soglio; Marianne Wenger-Oberli, Igis.

Müstair, Kloster St. Johann: Eine neue Dachhaut auf der Klosterkirche

Ausgangslage

Das süd- und nordwärts geneigte steile Giebeldach der Klosterkirche St. Johann in Müstair ist die am besten sichtbare Dachfläche der Klosteranlage und deshalb für deren Gesamtaspekt besonders wichtig. Es ist heute mit 45 cm breiten Bahnen aus verzinktem Eisenblech, so genanntem Weissblech gedeckt (Abb. 66). Bei den starken Regenfällen im Vorwinter des Jahres 2002 musste festgestellt werden, dass das Blechdach an zahlreichen Stellen leckte. Die behelfsmässig im Dachraum aufgestellten Kessel und Wannen waren über dem bemalten spätgotischen Gewölbe und den weltberühmten karolingischen sowie den romanischen Wandmalereien auf die Dauer nicht zu verantworten – eine umfassendere Baumassnahme tat Not. Die Frage stellte sich: Welche Dachhaut sollte für die Hauptkirche des Weltkulturgutes St. Johann gewählt werden? Was ist historisch, ästhetisch, bau- und sicherheitstechnisch richtig?

Abb. 66: Müstair, Kloster St. Johann, Klosterkirche. Das ungefähr 80 Jahre alte Dach aus verzinktem Eisenblech.



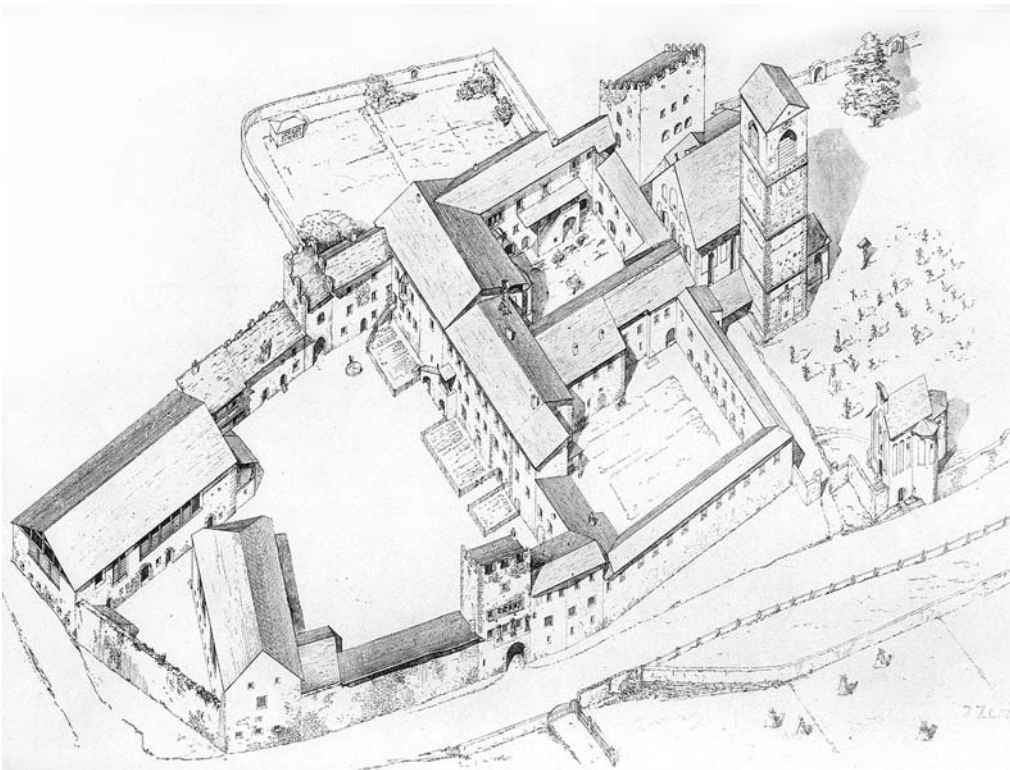
Die Dächer der Klosteranlage

Heute gibt es auf den verschiedenen Bauten der Klosteranlage von Müstair eine bunte Palette verschiedener Dachbeläge: Metalldächer aus verzinktem und bemaltem Eisenblech, Kupfer und Uginox (Chromstahl), Herzfalz-Tonziegel, Eternit, gesägte Brettschindeln sowie gespaltene und genagelte Lärchenholz-Schindeln. Bis etwa 1878 waren alle Dächer der Klosteranlage von Müstair mit Holzschindeln gedeckt – diesen Zustand rekonstruiert eine um 1906 angefertigte Idealzeichnung von Joseph Zemp (Abb. 67). Stärker geneigte Dächer besaßen kleine, mit Nägeln befestigte Schindeln, an schwach geneigten Dächern fand man mit firstparallelen Hölzern und Steinen beschwerte Schwar- oder Lege-schindeln. Einzelne Dächer trugen gesägte Brettschindeln, die auf ihrer Oberseite je zwei längsparallele Nuten zur Wasserableitung aufwiesen. Von den alten Holzschindeldächern hat einzig jenes über dem kleinen Erker des barocken Fürstenzimmers an der Westfassade zum Wirtschaftshof die Zeiten überdauert – es dürfte noch ins 18. Jahrhundert zurückreichen.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurden die modernen Feuerpolizeivorschriften auch im Münstertal wirksam. Ab etwa 1878 liess man den neu gebauten Mitteltrakt des Klosters, das barocke Treppenhaus im Nordhof, den Nordannex-Ostteil, die Nordannex-Apsis und die Sakristei, die Heiligblutkapelle östlich des Kirchturmes und die Nikolauskapelle im Nordhof etappenweise mit Weissblech eindecken. Im frühen 20. Jahrhundert erhielten der Pferdestall im Westen des Wirtschaftshofes (heute Heizungsraum) und der gegen Süden abgewalmte Westtrakt des Südhofes Dächer

**Müstair, Kloster St. Johann:
Eine neue Dachhaut auf der
Klosterkirche**

Abb. 67: Müstair, Kloster St. Johann. Vogelschau der Klosteranlage von Südwesten. Rekonstruierende Idealzeichnung von Josef Zemp, um 1906. Die Trakte um den Südhof des Klosters sind in ihrem Zustand vor 1878 dargestellt, alle Dächer mit Holzschindeln gedeckt.



aus Asbestfaserzementplatten in Rautendeckung – es sind dies frühe Beispiele der damals aufkommenden Bedachung mit Eternitplatten. Wohl in der Zwischenkriegszeit wurden die Ställe, der nordseitige Knechtetrakt, das Pächterhaus, die beiden gotischen Tortürme zum Wirtschaftshof sowie die Heiligkreuzkapelle im Friedhof mit Herzfalz-Tonziegeln gedeckt. Bei der zwischen 1965 und 1980 erfolgten Eindeckung der Konventbauten und der beiden Ställe Nord und Süd wählte man die sogenannte «Engelberger Deckung», wie sie an den Bauten des Klosters Engelberg erprobt worden war; hierbei kommen Eternitplatten in drei verschiedenen Graustufen zur Anwendung, um eine monotone Wirkung der Dachhaut zu vermeiden. Bereits um 1970 wurde das markante Vordach über dem Südportal der Klosterkirche mit handgespalte-

nen Lärchenholzschindeln neu gedeckt. Seither galt im Kloster Müstair die Devise, wonach Kleindächer vorzugsweise zu schindeln seien; dies geschah dann auch beim neuen Vordach über der Aussentreppe zum Südtrakt.

Um 1985 hat man die alte Wagenremise im Südtrakt des Wirtschaftshofes zur Klosterschreinerei umfunktioniert. Dabei wurde das Blechdach erhalten und neu gestrichen, sowie teilweise mit gestrichenem Weissblech ergänzt. Seit 1990 ist der Ostkreuzgang des Südhofes samt der neu eingerichteten Winterkapelle des Konventes neu geschindelt, 2000 erhielten die Dächer des Plantaturms und der Nikolauskapelle und 2001 das Dach über der nach spätgotischem Befund rekonstruierten Treppe im Nordhof eine neue Schindelhaut.

**Müstair, Kloster St. Johann:
Eine neue Dachhaut auf der
Klosterkirche**

**Die Wahl der neuen Dachhaut
für die Klosterkirche**

Das Dach der Klosterkirche wurde 1925 mit einer Blechhaut überzogen – Fotos aus der Zeit vor 1906 (Abb. 68) belegen noch das ursprüngliche Holzschindeldach. Das bestehende Weissblechdach war im «Generationenrhythmus» entrostet und neu mit Menninge und grauer Schuppenpanzer-Farbe gestrichen worden. Die Blechfälze allerdings waren nach rund 80 Jahren undicht geworden.

Bei den Halbkegeldächern der drei Apsiden war anlässlich der umfassenden Gesamtrestaurierung der Klosterkirche in den Jahren 1949 bis 1951 die von 1843 stammende Schindelhaul durch eine solche aus Kupferblech ersetzt worden. Der zuständige Architekt Walther Sulser schrieb diesbezüglich in einem Brief vom 19. Oktober 1949 an seinen Kollegen Hugo Probst in Zürich: «Schindeldächer sind wegen der Brandversicherung nicht erlaubt. Das war aber – dies sei aus-

drücklich vermerkt – nicht der Hauptgrund, sondern das sicher begründete Bestreben, das Vielerlei von Bedachungsmaterialien der verschiedenen Klosterdächer nicht noch zu bereichern. Ausschlaggebend war das alle Dächer der weitläufigen Klosteranlage absolut beherrschende Kirchendach».¹³⁶

1492 war die karolingische Saalkirche von 775 zur dreischiffigen gewölbten Pfeilerhalle umgebaut worden. Vermutlich ist damals über den Gewölben auch ein neuer Dachstuhl errichtet worden; auf ein neues, steileres Dach weist der Umstand hin, dass beim spätgotischen Umbau auch die beiden Giebelwände höher gemauert worden waren. Dieser erste spätgotische Dachstuhl hat sich allerdings nicht erhalten, er dürfte im Kriegsjahr 1499 dem Feuer zum Opfer gefallen sein. Der heute bestehende Dachstuhl wurde gemäss dendrochronologischer Untersuchung erst 1516/1517 errichtet.¹³⁷ Denkbar ist, dass in den 18 Jahren dazwischen ein Notdach die Klosterkirche deckte, vielleicht dienten aber auch die gemauerten und mit Verputz abgekehlten spätgotischen Gewölbe vorübergehend als alleiniger Witterungsschutz; sie hatten immerhin schon dem Brand widerstanden.

Der Erhaltungszustand des Dachstuhls von 1516/17 ist bis auf Feuchtigkeitsschäden im Dachfussbereich ausgezeichnet; sogar die originale Lattung für den Schindelschirm (eine sogenannte Sparlattung mit Zwischenräumen) ist noch vorhanden.

Die Schindeldeckung aus gespaltenen Schindeln war in den rund 400 Jahren zwischen 1516 und 1925 sicher mehrmals erneuert worden. Der erfahrene Schindelmacher Lorenz Krättli aus Untervaz rechnet für eine Dachhaut aus handgespaltenen Lärchenholzschindeln mit einer Lebensdauer von 80 bis 120 Jahren, je nach Dachneigung,

Abb. 68: Müstair, Kloster St. Johann. Die Klosteranlage von Nordosten mit Heiligkreuzkapelle, Klosterkirche, Plantatum und Nordtrakt. Historische Aufnahme vor 1906. Mit Ausnahme des Schlepddachs über dem Nordannex und der Sakristei sowie des Dachs über der südseitigen Kapelle sind noch alle Dächer mit Holzschindeln gedeckt.



Exposition und klimatischen Bedingungen. Für die Klosterkirche Müstair darf demnach für den Zeitraum zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert von einer viermaligen Erneuerung der Schindeldachhaut ausgegangen werden.

Die DPG war von Beginn weg der Ansicht, dass das Dach der Klosterkirche wieder mit handgespaltenen Lärchenschindeln gedeckt werden sollte. Bedenken äusserte diesbezüglich allerdings der Bundesexperte Leza Dosch und später auch die Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege (EKD), die sich im Sommer 2004 bei einem Augenschein vor Ort über die Problematik der Neueindeckung orientieren liess. Beider Empfehlung ging dahin, das bestehende schadhafte Blechdach durch ein Neues aus demselben Material zu ersetzen. Gegen eine neue hölzerne Dachhaut wurden folgende Argumente angeführt:

- Die leichte Entflammbarkeit der Holzschindeln und damit die Gefährdung der karolingischen und romanischen Wandmalereien im Kircheninnern durch Feuer und Löschwasser sowie das Brandrisiko für die gesamte Klosteranlage.
- Die Feinheit des bestehenden Weissblechdaches, das an Ort und Trauf kaum aufträgt und elegant abschliesst.
- Die Historizität des bestehenden Blechdaches, auf das auch das neuere Dach der im 17. Jahrhundert erbauten Kapuzinerkirche im Dorf Bezug nimmt.
- Die Funktionsunechtheit einer Schindel-dachhaut über einem alten oder neuen Unterdach.

Für die Baukommission der Stiftung Pro Kloster St. Johann, dem in dieser Sache bauverantwortlichen Gremien, in dem auch der Konvent vertreten ist und in welchem der Bundesexperte Leza Dosch, der Denkmalpfleger Hans Rutishauser und der örtlich verantwortliche Archäologe Jürg Goll beratend Einsitz haben, war durch die kontroversen Empfehlungen der Fachleute eine schwierige Lage entstanden. Man entschloss sich daher, den endgültigen Entscheid über die Wahl der neuen Dachhaut aufzuschieben und handwerkliche Fachexperten um Detailskizzen zu bitten. Beigezogen wurden Hermann Dorn, Spenglermeister, Chur; Ernst Lüthi, Dachdecker- und Schlossermeister, Domat-Ems, sowie Patrik Stäger, Schindelmacher, Untervaz. In der Folge wurden verschiedene Dacherneuerungs-Varianten angeführt und auf ihre Vor- und Nachteile geprüft:

1. Sanierung des bestehenden einschichtigen Blechdaches. Durch örtliches Flickern, d. h. Kleben oder Löten sowie Neubemalen könnte das heutige Blechdach noch einige Jahre gehalten werden. Danach allerdings würden sich die Schäden (offene Fälze) rasch vervielfachen. Das vollständige Auswechseln der Blechbahnen wiederum wäre ohne vorgängige konstruktive Massnahmen nicht durchführbar (siehe Punkt 2).

2. Ersetzen des bestehenden Blechdaches durch ein neues Metaldach (Blech, Kupfer, Uginox oder Blei). Weil ein einfaches Blechdach in den Fälzen nie absolut dicht ist, verlangen die Weisungen des Spenglergewerbes bei Blechdächern heute zwingend ein Unterdach, das in der Regel auch belüftet sein muss. Blechdächer werden heute nur noch auf plane und geschlossene Scha-

136 Zit. in: WYSS ALFRED: Restaurierungsgeschichte der Wandmalereien in der Klosterkirche bis 1960, in: WYSS ALFRED, RUTISHAUSER HANS, NAY MARC A. (Hrsg.): Die mittelalterlichen Wandmalereien im Kloster Müstair. Grundlagen zu Konservierung und Pflege, Zürich, 2002, 51-61, hier 61, Anm. 29.

137 SENNHAUSER HANS RUDOLF, COURVOISIER HANS RUDOLF: Müstair, Kloster St. Johann, Bd. 1: Zur Klosteranlage, vorklösterliche Befunde (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, 16.1), Zürich 1996, 22.

lungen angeschlagen. Die bestehende spätgotische Schalung müsste also zunächst mit aufwändiger Ausfugung oder mit Überdeckung durch eine geschlossene Brettschalung geplant werden. Auf diese Konstruktion würde eine Konterlattung geschraubt, die mit einer zweiten geschlossenen Brettschalung für die Blechdeckung belegt würde. Die eindruckliche Untersicht des originalen Dachstuhls und der Dachschalung würde bei dieser Massnahme stark beeinträchtigt.

3. *Ersetzen des bestehenden Blechdaches durch ein einfaches Schindeldach.* Diese historisch richtige Deckungsart wurde in traditioneller Weise auf dem Plantatum im Jahr 2000 ausgeführt. Bauphysikalisch ist diese Dachhaut ideal. Für die Klosterkirche mit ihren wertvollen Wandmalereien im Innern ist ein geschindeltes Einfachdach aus Gründen der Brand- vor allem aber der Löschwassergefährdung allerdings nicht mehr zu verantworten, trotz der Existenz des gemauerten Kirchengewölbes von 1492, das doch einen gewissen Schutz bietet.

4. *Neues Schindeldach über einem Unterdach mit Folie auf der historischen Sparschalung.* Jede Folie verlangt eine plane Unterlage. Auch bei dieser Variante müsste also vorgängig eine neue geschlossene Brettschalung auf die spätgotische Schalung (vgl. Punkt 3) montiert werden. Darauf würde die Folie gelegt und eine Konterlattung geschraubt, die mit einer neuen Sparschalung für Holzschindeln belegt würde. Damit wäre wiederum die historische Dachuntersicht beeinträchtigt.

5. *Abdichten des bestehenden Blechdaches als Unterdach.* Das bestehende Blechdach

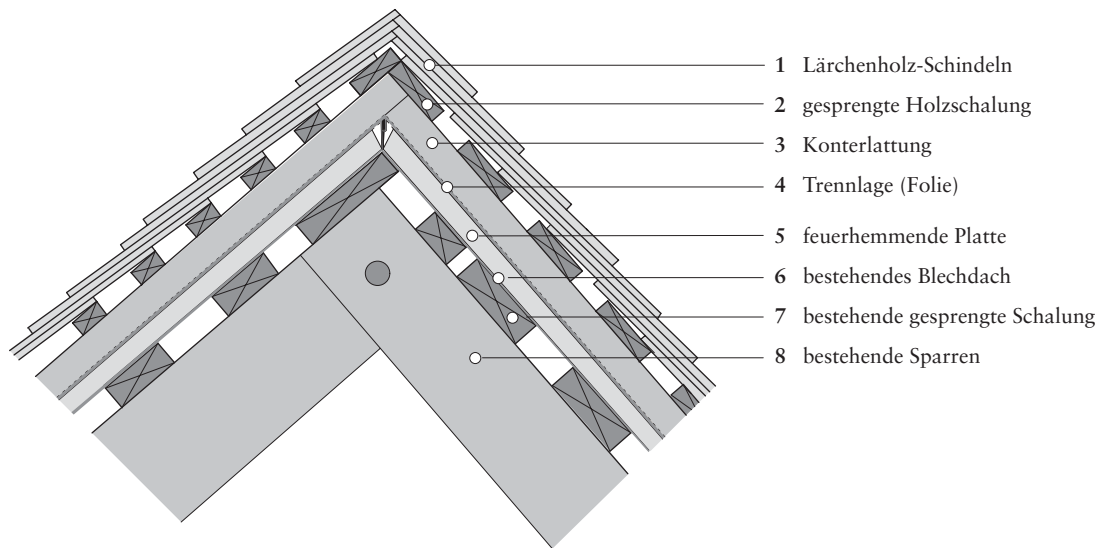
würde beibehalten, instand gestellt und als Unterdach umfunktioniert (so geschehen bei der spätgotischen Kirche St. Remigius in Falera). Auf dieses «Unterdach» müsste eine Konterlattung befestigt werden, die wiederum – je nach Dachhaut – mit einer Lattung (bei einem Schindeldach) oder einer Schalung (bei einem Blechdach) versehen würde. Diese Variante birgt allerdings das Risiko eines Weiterrostens des von oben her unzugänglichen und nicht foliengeschützten Blechdaches.

Nicht zu vernachlässigen war der Aspekt der Sicherheit während der Bauarbeiten: Nur wenn das alte Blechdach auf der Klosterkirche bestehen bleibt, ist neben dem Witterungsschutz auch der Schutz vor mechanischen Schäden für die karolingischen Wandbilder im Dachraum über den spätgotischen Gewölben gewährleistet. Bei den Varianten 2, 3 und 4 wäre ein Notdach während der Bauzeit über der Kirche zum Schutz der Wandmalerei unerlässlich.

Der verantwortliche Architekt Dieter Jüngling, Chur, und mit ihm die beigezogenen Fachexperten, mochten nur für eine Doppeldach-Konstruktion Verantwortung und Haftung übernehmen. Von Jüngling wurde schliesslich in Absprache und im Einvernehmen mit den Fachexperten folgende neue Variante für die Dachhaut ausgearbeitet (Abb. 69): Auf das bestehende, vorgängig geflickte Blechdach würden feuerhemmende Platten befestigt, deren Stärke der Höhe der Blech-Stehfälze entspricht. Über diese «Schiftung» würde eine wasserdichte, aber dampfdurchlässige Folie gelegt. Es folgte eine Konterlattung und eine Lattung, bzw. Schalung, je nach Wahl der sichtbaren Dachhaut. Gemäss den vom Architekten ausgearbeiteten Detailplänen wären die Kon-

**Müstair, Kloster St. Johann:
Eine neue Dachhaut auf der
Klosterkirche**

Abb. 69: Müstair, Kloster
St. Johann. Schnittskizze der
neuen Dachkonstruktion.



struktionshöhen an Ort, First und Trauf im Falle der Eindeckung mit einer Metallhaut in etwa gleich stark, wie bei einer solchen mit Schindeln.

Gegenüber einem Metaldach hätte ein Schindeldach im vorliegenden Fall folgende Vorteile: Die Metall-Dachhaut verlangt zwingend eine geschlossene Brettschalung, was die Dachfläche gegenüber der heutigen bewegten Erscheinung als hart und steif erscheinen liesse. Die glatte Oberfläche des steilen Metaldaches erforderte zudem zwei Reihen von Schneefängern, um gefährliche Dachlawinen zu verhindern. Diese Schneefänger könnten nur mit einer Durchschraubung bis auf die Dachsparren sicher befestigt werden, womit die gesamte Dachhaut durchstossen würde; dies wiederum führte zu kaum lösbaren Abdichtungsproblemen. Ein unterlüftetes Doppeldach aus Blech müsste im Firstbereich zwingend entlüftet werden, sei es durch gaubenartige Lüftungsöffnungen oder durch einen First-Strakkord. Beides wären neue störende Fremdkörper auf dem alten Kirchendach. Handgespaltene Lärchenholzschindeln sind

ein bewährtes Eindeckungsmaterial. Das Holz dazu kann in Müstair im Klosterwald geschlagen werden, wo es vom Schindelmacher mit dem Förster ausgewählt wird. Auf einem Holzschindeldach kann auf Schneefänger und Firstentlüftung verzichtet werden. Je nach relativer Luftfeuchtigkeit spreizen oder legen sich die Holzschindeln wie das Federkleid eines Vogels. Nachteil der Holzschindeln ist deren Entflamm- und Brennbarkeit. Zur Früherkennung und Alarmierung könnten allerdings Brandmelder (mit dem im Zellengeschoss des im Plantarium eingebauten Absaugesystem) im Hinterlüftungsbereich des Doppeldaches eingebaut werden.

Nach zwei Jahren intensiver Besprechungen, Konsultationen und Augenscheinen hat die fünfköpfige Baukommission der Stiftung Pro Kloster St. Johann am 28. September 2004 einstimmig beschlossen, die neue Dachhaut auf der Klosterkirche St. Johann als Lärchen-Schindeldach mit hinterlüftetem Unterdach unter Beibehaltung des bestehenden Blechdaches als Brand- und

**Müstair, Kloster St. Johann:
Eine neue Dachhaut auf der
Klosterkirche**

Löschwasserschutz ausführen zu lassen. Bis Ende 2005 sollte es möglich sein, dass auf der karolingisch-romanisch-spätgotischen Klosterkirche St. Johann des Weltkultur-gutes Müstair wieder ein Schindelschirm das einzigartige Gotteshaus und seine Ausstattung schirmt und schützt.

Ähnlich grosse Schindeldächer sind in den letzten Jahren mit Beratung und Unterstützung der DPG und auch mit Subventionen des Bundes auf wichtigen historischen Bau-denkmälern im Kanton erstellt worden: Auf der katholischen Pfarrkirche St. Maria und Michael in Churwalden, der Kirche St. Plazidus in Disentis/Mustér, der evangelischen Kirche Scuol, der alten Pfarrkirche St. Remigius in Falera, der Kirche St. Lu-

regn in Suraua, Surcasti, und auf dem Schloss Tarasp. Aber auch sehr viele Kapellen hat man – falls nicht aus Gründen des Fledermausschutzes Metalldächer gefordert waren – mit Holzschindeln gedeckt. Gleiches gilt übrigens auch für wertvolle Wohn- und Ökonomiebauten in den historischen Schindeldachregionen Graubündens.¹³⁸

Ähnlich wie bei den Steinplattendächern in Vrin, Vals und in den Südtälern Misox, Calanca, Puschlav und Bergell strebt die DPG auch auf traditionellen Schindelbauten und in herkömmlichen Schindeldachregionen eine Fortsetzung und Neubelebung dieser jahrhundertealten Handwerkstechnik an. Sie unterstützt damit ein ehrwürdiges und ökologisch wertvolles Gewerbe.

138 RUTISHAUSER HANS: Vielfältige Dachlandschaft Graubündens, in: Unsere Kunstdenkmäler, 38, 1987, 141-147.

Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur: Das hochgotische Kreuzigungsbild an der Ostausseiwand des Altarhauses

Ivano Rampa,
Hans Rutishauser

Situation

Die Architektur der Churer Kathedrale wird gegen Osten durch drei gestaffelte Baukörper bestimmt (Abb. 70): das schmale und hohe Altarhaus des 12. Jahrhunderts ganz im Osten, über der Krypta, den daran anschliessenden Priesterchor (Presbyterium) – höher und breiter als das Altarhaus, aber ebenfalls mit einem Giebeldach gedeckt – sowie den nordseits im Winkel von Nordseitenschiff und Presbyterium aufragenden Kirchturm. Letzterer wurde nach dem Brand des Churer Hofareals 1811 in den Jahren 1828/29 von Grund auf neu aufgebaut. Der Priesterchor beherbergt seit 1845 das spätgotische Eichenholz-Chorgestühl der Domherren, das querrechteckige Altarhaus birgt im Innern auf einem romanischen Altarblock (Stipes) jenen spätgotischen Flügelaltar, den Jakob Russ von Ravensburg mit seiner Werkstatt zwischen 1486 und 1492 geschaffen hatte.¹³⁹ Das romanische Altarhaus wurde nachträglich aufgestockt, und zwar nachweislich vor dem Brand von 1811, wie sich aufgrund einer auf 1807 datierten kolorierten Umriss-Radierung von Johann Christ feststellen lässt (Abb. 71). Das Bild zeigt eine Ansicht des Churer Hofes von Südosten, der Kathedralturm weist hier noch den romanisch-gotischen Spitzhelm auf, wie er bis 1811 bestanden hatte. Deutlich zu erkennen ist die ehemalige, tiefer liegende Giebellinie der östlichen Altarhaus-Fassade. Seit der Aufstockung schliesst das Altarhaus mit einer leicht überstehenden Giebelmauer ab. Diese ist 9,5 m breit und bis zur Giebelspitze rund 20 m hoch. Im unteren Drittel weist sie ein sorgfältig gefügtes romanisches Mauerwerk, bestehend aus rechteckig behauenen Kalksteinen auf (Abb. 72); die Steinblöcke stammen aus dem Sca-



lära-Tobel bei Trimmis nahe Chur. Die schmalen Stoss- und Lagerfugen zeigen noch den ursprünglichen romanischen Fugenmörtel, der mit dem Fugeisen nachgezogen und mit Kalk hell ausgefasst wurde. In romanischer Zeit war das Altarhaus von Osten durch ein schmales und hohes Rundbogenfenster belichtet gewesen, dessen gestuftes Gewände mit einem Rundstab belegt ist. Wahrscheinlich wurde dieses romanische Ostfenster bereits anlässlich der Aufstellung des spätgotischen Hochaltars im Jahr 1492 zugemauert, und zwar bis auf die heute bestehende kleine Rundbogenöffnung im Fensterscheitel. Im Jahre 1957 liess Architekt Walther Sulser (1890–1983), der bereits 30 Jahre zuvor die Restaurierung der Kathedrale geleitet hatte, die Fassaden der Kathedrale auf der Ost- und Nordseite instand stellen und teilweise mit einem gelbli-

Abb. 70: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Blick gegen Nordwesten.

139 RUTISHAUSER HANS: Zur Restaurierung des spätgotischen Hochaltarretabels in der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur, Jb ADG DPG 2002, 170-174.



Abb. 71: Johann Christ, «Prospekt und Gegend vom Bischöflichen Hof nebst dem Kloster St. Luzi und der ehemaligen Münzhütte zu Chur im Kanton Graubünden», 1807, Ausschnitt der kolorierten Radierung, 31x47,6 cm.

chen Kalkputz neu überziehen. Damals wohl wurde die romanische Fensterleibung mit den Hausteingewänden bis zum Fensterfalz von aussen her freigelegt, um das romanische Ostfenster in seiner ganzen Höhe ablesbar zu machen (Abb. 72). Über dem romanischen Rundbogenfenster öffnen sich im vor 1811 erhöhten Giebeldreieck zwei hochrechteckige Fensterscharten zum Dachraum, eine grosse unten in der Achse des Altarhauses und eine kleine, leicht südwärts aus der Achse gerückte unter der Giebelspitze. Im Sockelbereich der Ostfassade belichten zwei Stichbogenfenster die Krypta (Abb. 71). Nach der teilweise erhaltenen Stuckzier der inneren Fensterstürze zu schliessen, wurden diese beiden Fenster erst bei der spätbarocken Ausstuckierung der Krypta um 1730 zur bestehenden Grösse erweitert.

Im Zuge der erwähnten Renovationsarbeiten von 1957 hat Sulser den im Vergleich zu heute tiefer liegenden Giebelverlauf des romanischen Altarhauses, der sich übrigens auch im Dachraum des Altarhauses als deutliche Baunaht an der Ost- und Westwand

ablesen lässt, ausfindig gemacht. Auf dem Wandstück der Ostfront, das unten von den Scheitelsteinen des romanischen Ostfensters und oben von der originalen romanischen Giebellinie eingefasst ist, hat Sulser damals auch das hochgotische Wandbild einer lebensgrossen Kreuzigung entdeckt. Dieses wurde in der Folge durch den Restaurator Franz Xaver Sauter (1893–1979) aus Rorschach SG freigelegt und konserviert. Die heute vermauerten Löcher dreier Dachpfetten lassen annehmen, dass das romanische Dach ehemals vordachartig über die Giebelmauer des Altarhauses kragte und so der exponierten Aussenmalerei einen Witterungsschutz bot.

Das Bildfeld ist bis zur ehemaligen Giebelspitze 3,5 m hoch, seine Breite entspricht jener der romanischen Fenstereinfassung und misst etwa 2,5 m. Die Kreuzigung wird oben durch ein vorgeritztes und gemaltes Band abgeschlossen. Es handelt sich dabei um einen dreiteiligen Schachbrettfries aus roten und weissen Rechtecken. Die giebelbegleitende Architekturmalerei führt beidseits über die Breite der Wandbildfläche der Kreuzigung hinaus und macht die romanische Giebellinie ablesbar. Südwärts reicht sie bis fast an die Gebäudecke, bzw. die ursprüngliche Traufhöhe des Altarhauses, gegen Norden ist der Schachbrettfries durch jüngere grossflächige Putzenerneuerungen in weiten Teilen zerstört. Auffällig ist die Ähnlichkeit der Giebelzier mit dem rot-weiss geschachten doppelten Schrägbalken des Zisterzienserwappens. Ist dies bloss ein Zufall oder eventuell eine Referenz an den dem Zisterzienserorden angehörenden, später heilig gesprochenen Bischof Adalgott (reg. 1151–1160), der als grosser Reformator seines Bistums Chur wohl auch den Neubau der romanischen Kathedrale veranlasst hatte?

140 RAIMANN ALFONS: Gotische Wandmalerei in Graubünden, die Werke des 14. Jahrhunderts im nördlichen Teil Graubündens und im Engadin, Disentis, 1983, 212.

Die roten Rechtecke im oberen, firstnahen Bereich des Schachbrettfrieses sind dunkler getönt als jene bei den tiefer liegenden Dachschrägen. Hier wurde dieselbe Farbe, wohl eine gebrannte Siena, verwendet wie bei den aufgemalten Keilsteinen rund um die Oculi der östlichen Presbyteriums-Aussenwand, die vor der Erhöhung des Altarhauses sichtbar gewesen waren (Abb. 73). Die Kalkglätte und die Vorritzungen dieser Fensterzier sind in ihrer technischen Ausführung identisch mit dem Schachbrettfries am Altarhaus. Reste einer rot-weissen Quaderimitationsmalerei finden sich im übrigen auch am romanischen Rundbogenfenster der Altarhausostwand. Die aufgemalten rot-weissen Fensterumrahmungen und das dreifache Schachbrettgiebelband haben also seit dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts die Ostansicht der Kathedrale Chur farblich geprägt.

Die Malerei an der Ostausenwand des Altarhauses wird von Alfons Raimann in die Zeit zwischen 1310 bis 1330 datiert.¹⁴⁰ Sie wurde im Zusammenhang mit der laufenden Gesamtrestaurierung der Kathedrale im Jahre 2004 konserviert und retuschiert. Die Arbeiten ausgeführt haben die Restauratoren Ivano Rampa, Pratval, Giacomo Mazzolini, Mesocco, und Peter Bolli, Schaffhausen, unter Beteiligung der DPG und der mit der Kathedralrestaurierung beauftragten Architekten Rudolf Fontana, Domat/Ems, und Gioni Signorell, Chur.

Beschreibung

Das Bild an der östlichen Aussenwand des Altarhauses zeigt eine dreifigurige Szene: Christus am Kreuz, zu seiner Rechten Maria, zur Linken Johannes. Die Malschicht ist durch Witterungseinwirkungen stark re-

duziert. Die drei Heiligen sind zum grossen Teil nur noch als spärliche Pinselvorzeichnungen erhalten, doch auf Distanz als Figurensilhouetten immer noch deutlich wahrnehmbar. Christus hängt an einem gelben, mit Maserlinien strukturierten Holzkreuz, dessen Enden vom Schachbrettfries der Giebelzier überschritten werden. Seine feingliedrigen Arme sind leicht nach oben gebogen, die geöffneten, von den Nägeln durchbohrten Hände in beinahe senkrechter Haltung nach oben gereckt. Die Beine

Abb. 72: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Ostfassade des Altarhauses, Zustand 2003.





Abb. 73: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Dachraum über dem Altarhaus. Blick auf die Ostwand des Presbyteriums. Links ist die ursprüngliche Dachlinie des Altarhauses, rechts ein aussen ehemals sichtbares Rundfenster (Oculus) des Kirchenschiffes zu erkennen.



Abb. 74: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt. Kreuzigungsdarstellung an der Ostfassade des Altarhauses. Grün eingezeichnet die Ritzlinien im hochgotischen Malputz.

Christi sind leicht angezogen und verschränkt. Das Haupt des Gekreuzigten neigt sich nach links, Kopf und Nimbus überschneiden die rechte Schulter teilweise. Das gezipfelte weisse Lendentuch reicht bis zu den Knien. Aus den Wunden der Hände und von den leicht gewinkelten Ellenbogen rinnen jeweils drei feingewellte Blutstrahlen. In den Zwickeln zwischen den Kreuzbalken und dem Giebfries sind links (von Christus aus gesehen rechts, also am bevorzugten Ort) die Sonne (sol) und rechts (von Christus aus betrachtet links) der Mond (luna) gemalt. Die Strahlen der Sonne und der Sichelumriss des zunehmenden Mondes sind in Ockergelb gehalten, die Gesichter der personifizierten Gestirne dagegen fleischfarben getönt.

Das Haupt Marias umgibt ein gelber Nimbus mit ockerbraunen Strahlen. Unter ihrem weissen Schleier sind gelbe Haarlocken zu erkennen. Die Muttergottes trägt einen blauen Mantel. Ihr Gewandsaum folgt der nach links fallenden Rundung des romanischen Rundbogenfensters. Vergleicht man die Körpermasse Mariens mit jenen Christi, so ist anzunehmen, dass die Muttergottes kniend dargestellt ist. Johannes rechts des Kreuzstammes ist schlechter erhalten als Maria. Zu erkennen ist nur noch sein Kopf mit Heiligenschein und gelber Haartracht. Der Nimbus ist gleich wie bei Maria als gelbe Scheibe mit ockerbraunen Strahlen gemalt. Der Hintergrund der gesamten Kreuzigungsszene ist in leuchtendem Blau gehalten.

Technik

Schachbrettfries und Kreuzigung sind in der Technik des «fresco buono» ausgeführt: Vorgängig zum Bildauftrag wurde

auf das Bruch- und Kieselstein-Mauerwerk der romanischen Altarhauswand ein mehrschichtiger Putzträger aus Kalkmörtel geworfen (*arriccio*). Wo grössere Vertiefungen im Mauerwerk vorhanden waren, ist die Mörtelschicht entsprechend dicker; an diesen Stellen entstanden später Schwundrisse. Der über dem *arriccio* aufgetragene Freskoputz (*intonaco*) wurde mit der kleinen Kelle geglättet, deshalb ist die Verputzoberfläche – wie bei mittelalterlicher Wandmalerei üblich – sehr bewegt. Die Darstellung wurde nach kurzem Antrocknen des Putzes in den noch nicht abgebundenen Bildträgerputz gemalt. Die Farbe hat sich beim Trocknen des Verputzes fest mit diesem verbunden. Bereits beim Trocknen des Verputzes entstand ein Rissnetz auf der ganzen Bildfläche.

Zur Übertragung des Bildentwurfs auf die Wand wurde mit Hilfe von gespannten Schnüren oder Anschlaglatten ein Rasterkreuz in den noch feuchten Mörtel geritzt. Der Raster besteht aus Quadraten von etwa 20 auf 20 cm (Abb. 74). Auch der Schachbrettfries längs der Giebellinie wurde vorgeritzt und mit einer Doppelritzlinie von 2 bis 4 cm Breite nach unten begrenzt. Eine gleichbreite Doppellinie verläuft waagrecht in Augenhöhe der Köpfe von Maria und Johannes. Diese Doppellinie legt die Position der Kopf-, bzw. Augenhöhe der Assistenzfiguren fest und bildet mit der Giebellinie ein Dreieck von 40/40/100°. Die grossen Einteilungsquadrate sind nur unterhalb der «Augen-Waagrechten» zu finden. Die Ritzungen beschränken sich auf das Hilfsraster, auch bei genauer Untersuchung liessen sich keine geritzten Konturlinien der Figuren oder des Kreuzes feststellen. Raimann glaubte, eine Zirkelschlaglinie auf der rechten Seite des Johannes-Nimbus zu erken-

nen¹⁴¹ – offensichtlich eine Täuschung bei der Beobachtung vom Boden aus, diesen Zirkelschlag als Ritzlinie gibt es nicht.

Die Witterung hat in den vergangenen 670 Jahren die obersten Malschichten mechanisch abgebaut. An vielen Stellen ist so eine Pinselvorzeichnung in rotem Ockerton freigelegt worden. Sie zeigt, wie der Künstler über der flüchtig angelegten Kalkmilch die Konturen der drei Personen des Kreuzes und des Schachbrettmusters anlegte. Die Hilfslinien sind sehr kräftig gezogen, bis zu 10 mm breit. Diese etwas grob angelegten Pinselentwürfe wurden dann stellenweise mit feineren Korrekturstrichen überarbeitet, etwa bei den zum Gebet erhobenen Händen der Maria, deren Finger verkürzt und anders gerichtet wurden oder beim Faltenwurf der Gewänder der Assistenzfiguren. Die Ausführung der Malerei musste zügig erfolgen, weil an dieser exponierten Lage der Malputz schnell trocknete. Meistens wurde der Pinselentwurf zugedeckt, an verschiedenen Stellen blieb die Sinopie sichtbar und wurde so ein Teil der Darstellung. Teilweise weichen die Umrisse der Sinopien deutlich ab von jenen der endgültigen Freskomalerei. In den witterungsgeschützten Vertiefungen des abgekelkten *intonaco* hat sich die Freskomalerei in sehr kleinen Flächen in originaler Frische und Leuchtkraft erhalten. Die verwendeten Farben sind lasierend gemalt, aber doch in kräftigen Tönen aufgetragen. Die Palette besteht aus wenigen Farbtönen.¹⁴²

Herkunft

Aufgrund der gekonnt angewandten Technik des «fresco buono» möchte man den Künstler eher im südalpinen Raum ansiedeln. Der Stil der Malerei jedoch weist für

141 RAIMANN, wie Anm. 140, 211-213.

142 Kleinste originale Farbproben wurden im Labor des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich von Andreas Küng einer Pigmentanalyse unterzogen (Bericht vom 22.2.05). Dabei wurden für die betreffenden Teilchen zwei Blauschichten nachgewiesen: ein grobkörniges Azurit, darüber ein feinkörniges Azurit mit Beigabe von Ocker.

die Herkunft des Künstlers in den Bodenseeraum. Aus diesem Gebiet haben sich in Wand-, Glas- und Buchmalerei, aber auch in der Goldschmiedekunst und in der Holzplastik zahlreiche Werke aus der Zeit zwischen 1290 und 1350 erhalten, dem Zeitraum, in dem auch das Fresko an der Ostausenwand der Churer Kathedrale anzusiedeln ist. Besonders die verschränkten Beine, das eng an die Knie gelegte, gefaltete Lententuch, aber auch die im flachen Halbbogen nach oben gebogenen Arme, die fast senkrecht ans Holz genagelten Hände und das fein geneigte Haupt sind Ausdrucksformen, die auch den seeschwäbischen Kreuzigungsdarstellungen eigen sind. Ein weiteres Beispiel einer Kreuzigungsdarstellung des 14. Jahrhunderts findet sich in der Kathedrale Chur selbst, nämlich jenes Wandbild des Waltensburger Meisters an der inneren Nordwand der nordwestlichen Seitenkapelle, das von Alfons Raimann um 1330 datiert wird.¹⁴³ Hier sind die Kreuzigung und die Marienohnmacht wiedergegeben. Der Kruzifixus, abgesehen vom rechten Arm nur noch als Sinopie erhalten, ist aber deutlich anders gestaltet als jener an der Altarhausostwand. Die Beine sind stark angewinkelt und wie die Füße parallel geführt und nicht miteinander verschränkt, die Hände fast zur Faust geballt. Diese Unterschiede weisen darauf hin, dass zur selben Zeit zwei verschiedene Künstler – möglicherweise sogar aus derselben Werkstatt – im Innern und am Äusseren der Kathedrale tätig waren.

Auffallende Ähnlichkeit mit der Malerei an der Kathedrale hat die dreifigurige Kreuzigung an der Südaussenwand des Schiffes der Kirche von Waltensburg/Vuorz, deren umfassender Malereibestand den Kunstdenkmäler-Inventarisiert Graubündens,

Erwin Poeschel, dazu bewogen hatte, den unbekanntem Maler mit dem Notnamen «Waltensburger Meister» zu bezeichnen.¹⁴⁴ Auch beim äusseren Wandbild in Waltensburg/Vuorz, sind die Füße Christi nicht parallel, sondern übereinander gelegt dargestellt, was auf verschränkte Beine schliessen lässt (Beine und der Unterkörper Christi sind durch eine grosse Fehlstelle gestört). Im Gegensatz zum Kreuzigungsbild aussen entspricht jenes an der nördlichen Wand im Innern der Kirche der Darstellung in der Nordwestkapelle der Kathedrale und ebenso dem Kreuzigungsbild an der Ostwand der Kirche St. Georg in Rhäzüns. In beiden Fällen sind die Füße nebeneinander gestellt. Offensichtlich gibt es in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwei Darstellungsvarianten des Gekreuzigten, jene konservative, an romanische Vorbilder erinnernde mit parallel gestellten Beinen und Füßen und eine «modernere» mit gekreuzten Beinen und übereinander gelegten Füßen, wie sie dem gotischen Dreinageltypus entspricht.

Wie darf man sich die Vermittlung solcher Bildmotive vorstellen? Eine wichtige Rolle spielten dabei sicher die Skizzenbücher der wandernden Künstler, von denen aus dem Mittelalter aber nur ganz wenige erhalten sind. Wichtige «Transportmittel» der Bildmotive waren auch Kleinkunstwerke wie Goldschmiedearbeiten und Plastiken. Dabei spielten die Elfenbeinplastiken eine herausragende Rolle. Obwohl nur selten in Künstlerbesitz, waren elfenbeinene Kleinkunstwerke im Besitz vieler vornehmer Personen geistlichen und weltlichen Standes. Vor allem die profanen Spiegelkapseln und die sakralen Klappaltärchen aus Elfenbein, wie sie im Paris des 13. und 14. Jahrhunderts zu Tausenden geschnitzt worden sind, eigneten sich im Reisegepäck reicher Leute,

143 RAIMANN, wie Anm. 140, 209.

144 KdmGR I, 72-79. - KdmGR IV, 329-334.

seien es Geistliche, Adlige oder Kaufleute, ausgezeichnet als Bildvorlagen, die über weite Distanzen übertragen werden konnten (Abb. 75). Eine ganz besondere Stellung dürften auch die Schreibbücher aus Elfenbein eingenommen haben (Abb. 76).

So zeugt die Darstellung der Kreuzigung an der Ostaussenwand des Altarhauses der Kathedrale Chur, wenn auch durch jahrhundertlange Witterungseinflüsse stark geschmälert, in Technik und Gestalt von der hochgotischen Kunst des 14. Jahrhunderts und ihren weiten internationalen Beziehungen zwischen Norditalien, Frankreich, dem Oberrhein und dem Passland Graubünden.

Frühere Renovationen

Deutlich ist eine nachträgliche Übermalung der originalen Malerei auszumachen. Hierbei wurde die ursprüngliche Farbgebung beibehalten, die Pigmente allerdings sind mit Kalk angerührt, die Farben wirken daher weisslicher, milchiger. Die Leuchtkraft des Originals wird von der Übermalung nicht mehr erreicht. Über stark abgewitterten Verputzflächen wurde vor dem Neubemalen eine weisse, dicke Kalkgrundierung aufgetragen. Diese ist im unteren Bereich des Bildes so dick, dass die Struktur der Kalkbürste zu erkennen ist. Schwundrisse im Original-Malputz wurden mit dicker Farbe aufgefüllt, zudem sind freigewitterte Steinköpfe nachträglich ebenfalls bemalt worden. Die übermalten Bildteile wurden mit einem dunklen Rotton konturiert. Die Darstellung der Übermalung ist stärker ausgearbeitet und farblich differenzierter als das Original. Diese erste Übermalung lässt sich zeitlich kaum einordnen. Der Umstand, dass zum Zeitpunkt der Übermalung die Originalmalerei aus dem ersten Drittel

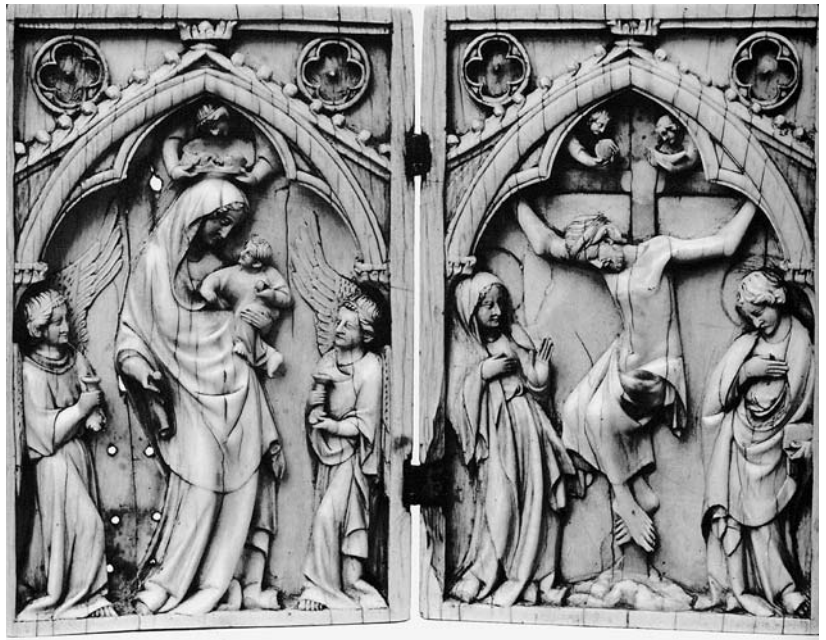


Abb. 75: Diptychon aus Elfenbein mit Maria in der Herrlichkeit und Kreuzigung. Paris um 1340-1350. Paris, Musée du Louvre.



Abb. 76: Schreibbuch aus Elfenbein mit sechs Tafelchen. Die Tafeln waren ursprünglich mit Wachs bezogen und wurden erst später, Mitte des 14. Jahrhunderts, mit Bildern aus der Passion Christi bemalt. Abgebildet die Kreuztragung und die Kreuzigung Christi. Der Stil weist nach Ostfrankreich oder ins Rheinland. London, Victoria und Albert Museum.

des 14. Jahrhundert bereits stark abgewittert war und teilweise sogar Steinköpfe des Mauerwerks blosslagen, möchte man als Hinweis darauf deuten, dass zwischen den zwei Malschichten eine längere Zeitspanne gelegen hat. Andererseits aber wurde die Zweitbemalung detailgetreu dem Original entsprechend ausgeführt, sie folgt noch mittelalterlichen Traditionen, was wiederum auf

einen relativ frühen Zeitpunkt der Zweitbemalung schliessen lässt. Es darf angenommen werden, dass man in der Barockzeit unbekümmerter und freier mit einer hochgotischen Vorlage umgegangen wäre.

Im Jahr 1807 war das Kreuzigungsbild offenbar noch sichtbar (Abb. 71). Wohl in Folge des Hofbrandes von 1811 wurde die Ostfassade des Altarhauses vollständig neu verputzt, das Wandbild also zugedeckt. Als Vorbereitung hat man dabei die ganze Mauerfläche mit der Spitzhacke bearbeitet, um mittels der dabei herausgehauenen Löcher eine bessere Haftung für den neuen Deckputz zu gewinnen.

Die unter Walther Sulser von Restaurator Franz Xaver Sauter 1957 durchgeführte Freilegung und Konservierung des Wandbildes ist nach der Übermalung im Mittelalter die zweite nachweisbare Massnahme, die das Bild nach seiner Entstehung wieder zu neuer Geltung bringen sollte. Die Pickelhiebe und die grösseren Löcher hat Sauter mit einem warmtonigen Mineralputz, wohl mit Zusatz von hydraulischem Kalk gekittet, d.h. auf die Ebene der originalen Malputzfläche (intonaco) gefüllt (Abb. 77). Sauter verzichtete auf der verwitterten Wandmalerei und auf den ergänzten Putzflicken auf jegliche Retuschen. Dies ist insofern erstaunlich, als derselbe Restaurator nur wenige Jahre zuvor, bei der umfassenden Restaurierung der karolingischen und romanischen Wandmalereien in der Klosterkirche Münstair (1947–1951 unter dem Bundesexperten Linus Birchler und dem Architekten Walther Sulser) nicht nur die Ergänzungen und Pickelhieb-Kittungen, sondern auch originale Malschichten in virtuoser Weise sehr grosszügig übermalt hatte. Zur besseren Lesbarkeit des Wandbildes wurde die Malerei in der Breite des romanischen Ostfen-

sters mit senkrechten Randlinien im Verputzton bemalt und begrenzt. Auf der südlichen, linken Seite wurde eine grössere mittelalterliche Putzfläche mit der gleichen Kalkfarbe im Fassadenton überstrichen.

Am Kreuzigungsbild in Chur waren also nach 1957 nur die Farben der beiden mittelalterlichen Fassungen und die in neutralem Ton eingestimmten Putzflicke Sauters zu erkennen.

Zustand und Schäden

Der noch erhaltene originale Malputz des 14. Jahrhunderts war weitgehend in gutem Zustand. Die abgewitterten Stellen waren stabil und sandeten nicht, obwohl sie, aus der Nähe betrachtet, aufgeraut und ruinös erschienen. Fast auf der ganzen Bildfläche fanden sich jene Schwundrisse, die bereits beim Abbinden entstanden waren. Viele davon sind im Bereich stärker verwitterter Stellen ausgewaschen und dadurch etwas breiter geworden. In den Rissen konnten keine originalen Farbreste beobachtet werden. Der nach 1811 aufgetragene Verputz ist um das Wandbild noch sehr gut erhalten. Die von Restaurator Sauter 1957 vorgenommenen Anbordungen am Bildrand sowie die gekitteten Schlaglöcher waren deutlich nachgedunkelt und traten in starkem Kontrast zur Malerei. Viele Kittungen in den Schlaglöchern waren durch Schwinden am Rande vom mittelalterlichen Putz abgerissen und hafteten auch kaum mehr am Grund der Schlaglöcher. Im oberen Bildteil waren das etwa 250 Kittungen, im unteren deren 80. Die blaue Farbe des Hintergrundes bzw. des «Himmels» wischte sehr stark, deutlich stabiler waren die Fleischtöne (Inkarnate) und die gelben Farbflächen, am besten hafteten die roten Farbtöne.

Die ganze Wandbildfläche war stark von Mikroorganismen befallen. Diese kleinen schwarzen Algen wuchsen in den Schwundrissen, entlang der Ritzlinien und in den nach innen geneigten Flächen des Verputzes (Abb. 78). Der Algenbewuchs wird stark vom direkt netzenden Regenwasser begünstigt. Wo die bewegte Malschicht, auch bei kleinen Unebenheiten, mehr dem Regen ausgesetzt ist, wird der Putz durchnässt und bleibt längere Zeit feucht, ein ideales Biotop für Algen. Während der Restaurierungsarbeiten war zu beobachten, dass das Regenwasser meist vertikal auf die Verputzunebenheiten fiel, ganz selten war die Fassade von waagrechttem Schlagregen benetzt.

Das Restaurierungskonzept und die Massnahmen

Das mittelalterliche Kreuzigungsbild sollte konserviert und nicht renoviert werden. Im Mittelpunkt der Restauratorenarbeit stand demnach die Reinigung, Festigung und Sicherung des Bestandes sowie die Ausarbeitung von möglichen Schutzmassnahmen.

Auch zur besseren Lesbarkeit des Wandbildes nach der aufwändigen Restaurierung machte man sich Gedanken. Man war sich einig, dass eine Übermalung der Originalmalerei oder deren Zweitfassung weder mit Linien, noch mit Farbflächen aber auch nicht mit feinen Retuschen zulässig war, weil solche Massnahmen das Original in unverantwortlicher Weise verfälschen würden. Man einigte sich, allfällige Retuschen, sei es in Strichelmanier (trateggio) oder als feine Lasur, höchstens auf den neuen Pickelhieb-Kittungen oder auf neuen Putzflächen und Anordnungen vorzunehmen. Putzreparaturen sollten keine ausgeführt werden.

Vor dem Einrüsten der Ostfassade wurde eine fotografische Dokumentation, vor allem mit Übersichtsaufnahmen erstellt. Das Stahlrohrgerüst wurde so verankert, dass am Fassadenverputz und am Steinwerk keine Löcher zu dessen Stabilisierung notwendig waren. Zuerst wurde die Malschicht an jenen Stellen, wo sie gut haftete, mit einem weichen Pinsel entstaubt. Zur Festigung der wischenden Malschichten wurde in mehrmaligem Auftrag mit einer Handwasserspritze Kalk-Sinterwasser auf die betroffenen Stellen gesprüht; die Intervalle zwischen den einzelnen Benebelungen dauerten je nach Trocknungsvorgang bis zu fünf Tage. Parallel zu dieser Festigungsarbeit wurden die Algen kartiert und auf kleinen Flächen Reinigungsproben durchgeführt, wobei sich das mechanische Abschälen mit dem Skalpell am besten bewährte. Vorgängig zur mechanischen Reinigung wurden die Algen mehrmals mit einer 5%-igen Wasserstoff-Superoxidlösung in Wasser besprüht und dadurch abgetötet. Auf stark gefährdeten, wenig stabilen Farbflächen wurden die Malschichten mit dipergierendem Kalk gefestigt. Dieser Kalk wurde mit einem feinen Pinsel aufgetragen. Gleichzeitig hat man Putzsicherungen ausgeführt, und zwar wurde dazu eine feine Mischung aus Marmormehl und Kalk appliziert. An mehreren Stellen sind beide Konservierungsmethoden gleichzeitig ausgeführt worden. Nachdem die Farb- und Verputzflächen stabil waren, wurde eine sanfte chemische Reinigung mit Kalksinter-Wasser vorgenommen. Dieses hat man mit Wattestäbchen appliziert, was zugleich die Festigung etwas verstärkte. Allgemein war die Verschmutzung an der bewitterten Malputzfläche gering, zudem konnte diese Oberflächenverschmutzung weitgehend trocken

**Kathedrale St. Mariä
Himmelfahrt in Chur**



Abb. 77: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt, Altarhaus, Ostwand. Detail des Kreuzigungsbildes mit Kittungen von Restaurator Franz Xaver Sauter aus dem Jahre 1957.

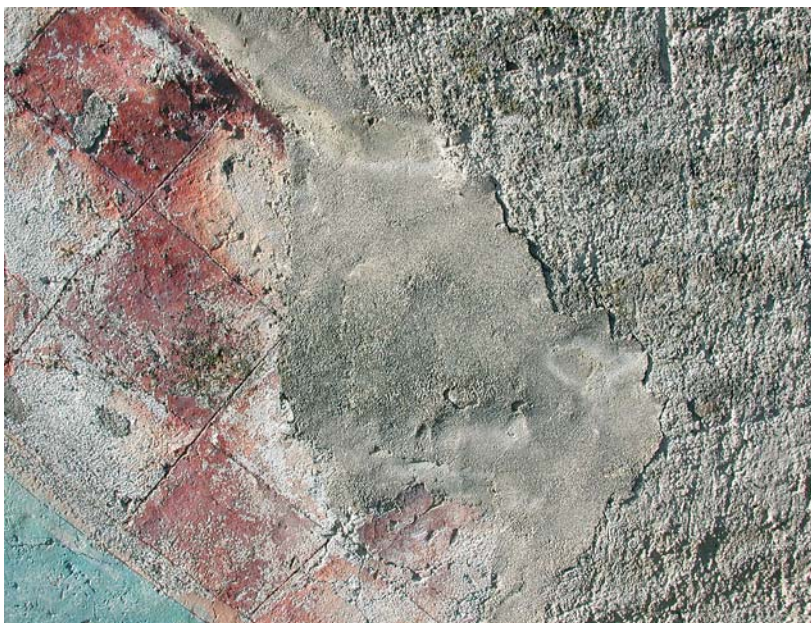


Abb. 78: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt, Altarhaus, Ostwand. Putzflicke von Restaurator Franz Xaver Sauter aus dem Jahre 1957 im Giebfries mit Befall von schwarzen Algen.

entfernt werden. Für eine Reinigung mit Latex-Schwämmen oder ähnlichen Abrieb-techniken war die Oberfläche zu rau und zu schlecht haftend.

Die Neutralkittungen im Naturputzton in den Pickelhieblöchern von Restaurator Sauter hatten sich zum Teil durch Randrisse bereits vom originalen Malereiputz gelöst und drohten durch eindringendes Wasser abzufallen. Diese angerissenen und losen Kittungen wurden ausgebaut. Um die originalen Malschichtträger nicht zu belasten, erfolgte der Abbau vom Zentrum der Kittungen her. Die verbliebenen gut haftenden Kittungen verfälschten die Bildwirkung durch ihre stark nachgedunkelte Oberfläche. Eine Aufhellung derselben durch Reinigung genügte nicht, so dass nur noch das Aufhellen durch Übermalen der Kittstellen möglich war. Die dadurch erzielte homogene Farbstruktur war so unbefriedigend, dass man schliesslich entschied, alle Kittungen von 1957, bis auf vier Belegstücke im Würzelfries, zu entfernen und sie durch solche aus Kalkmörtel zu ersetzen. Bei der Freilegung der Bildränder gelang es, kleine Flächen originaler Malerei und mittelalterlichen Verputzes zu gewinnen. Dabei wurde auf der unteren rechten Seite des Wandbildes eine grössere originale Putzfläche, die von jüngerem Verputz überdeckt war, entdeckt und zur Bildergänzung freigelegt.

Die untere Hälfte des Wandbildes quert eine grosse Fehlstelle im originalen Malputz; davon betroffen sind die Mittelpartie der Marienfigur, die Lenden und Oberschenkel Christi und von Johannes der ganze Körper ohne Kopf. Drei runde Schadstellen im Giebel-Schachbrettfries zeigten die verputzten Aussparungen der ehemaligen Dachpfetten. All diese Schadstellen waren

bereits vor der Freilegung von 1957 mit Verputz bedeckt. Restaurator Sauter hatte sie erneut mit einem grauen, sehr harten Mörtel (vielleicht mit hydraulischem Kalk oder Zement gemischt) überzogen. Was war mit diesen geflickten Putzflächen zu tun? Sie hatten trotz ihrer harten Zusammensetzung offensichtlich keine Schäden an den anstossenden Bildverputzen verursacht, auch Salzkristallisationen waren nicht festzustellen. Trotzdem waren die Flicke in Struktur und Farbe störende Fremdkörper im Kreuzigungsbild. Eine vollständige Entfernung der harten Putzflicke bedeutete eine Gefährdung der originalen Malputze durch mechanische Erschütterung. So begnügte man sich mit einer Verminderung der Stärke dieser Flicke unter das Niveau des anstossenden Originalputzes, zudem wurden die Putzflicke mechanisch aufgeraut und mit einem farblich abgestimmten neuen Kalkmörtel überzogen.

Farbliche Einstimmungen, d. h. Retuschen wurden nur auf neuen Putzoberflächen, vor allem auf den Pickelhiebs-Kittungen vorgenommen. Weil die Retuschen am Äusseren witterungsbeständig sein müssen, wurde eine Mischung von Pigmenten (Farbpulver) mit Keim-Fixativ (einem Wasserglas) verdünnt mit Wasser verwendet. Dabei wurden nur jene Stellen retuschiert, welche die Lesbarkeit der Malerei auf grössere Distanz wesentlich verbesserten (Abb. 79). Diese Retuschen verbinden sich so intensiv mit den neuen Verputzoberflächen, dass sie bei Bedarf nur durch mechanisches Abschleifen zu entfernen wären.

Ganz zum Schluss wurden alle grösseren, hell leuchtenden neuen Naturputzflächen mit in Wasser gelösten Pigmenten (aqua sporca) etwas dunkler lasiert. Damit fügen sich die Fehlstellen besser ins Bildganze ein,



Abb. 79: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt, Altarhaus, Ostwand. Neue Kittungen und Trategio-Retuschen in den Rotbereichen des Giebfrieses.



Abb. 80: Chur, Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt, Altarhaus, Ostwand. Kreuzigungsdarstellung nach der Konservierung und Restaurierung. Zustand 2005.

was die Kontraste abschwächt und die Lesbarkeit der Darstellung verbessert. Der Preis dieser Massnahme war allerdings, dass die ergänzten Putzflächen, bzw. die Fehlstellen im Bild weniger deutlich ablesbar sind. Das richtige Mass zwischen Integration und Kontrast zu finden, ist immer eine Gratwanderung. Der Betrachter mag heute entscheiden, ob dies ohne Störung am Gesamtbild der hochgotischen Kreuzigungsdarstellung gelungen ist. Wir hoffen, dass auch künftig Fachleute der Kulturgüter-Pflege Freude an der von uns geübten Zurückhaltung bei dieser Restaurierung haben werden, gerade weil das Wandbild selbst als Fragment noch viel von seiner ursprünglichen Qualität und tiefen Frömmigkeit ausstrahlt.

Die Beobachtung der Restauratoren während der Arbeiten auf dem Gerüst belegten den schädigenden Einfluss des Regenwassers, wohl auch von Hagel und Schnee auf die Erhaltung des Wandbildes. Die Restauratoren empfahlen daher, über dem Wandbild ein Schutzdach zu errichten. Die Architekten skizzierten verschiedene Giebel- und Pultdachvarianten, von denen ein einfaches, blechbeschlagenes waagrechtes Holzbrett in Wandbildbreite auf zwei Dreieckskonsolen sich als ästhetisch befriedigend und technisch wirksam erwies. Damit ist gesichert, dass das konservierte Kreuzigungsbild – im Sinne der Nachhaltigkeit – auch von kommenden Generationen noch als mittelalterliche Originalmalerei betrachtet werden kann (Abb. 80).

Anhang: Die Rezepturen

Als Bindemittel wurde vor allem der mit Holzkohlen gebrannte Sumpfkalk aus Altmanstein/Bayern verwendet. Mit Kalk-Sinterwasser hat man die wischenden Farben besprüht, aber auch Feuchtreinigungen der Maloberfläche mit Wattestäben vorgenommen. Mit despergiertem Kalk erfolgte die Sicherung der Malschichten und mit demselben Bindemittel schloss man grössere Risse, wobei man diesen Kalk mit dem Pinsel applizierte. Zur Putzfestigung wurde ein Marmorino-Mörtel, bestehend aus einem Teil Sumpfkalk und drei Teilen Marmorermehl, mit dem Spachtel aufgetragen. Für Schlaglöcher im unteren Bereich der Wandmalerei und für die grosse Kittungsfläche, die quer über das Bild läuft, wählte man folgende Mörtelzusammensetzung: Je drei Teile Holzgebrannter Sumpfkalk; brauner, mittelfeiner Reichenauer Sand; 0–2 mm grobes, gelbliches Marmorermehl; feines, weisses Marmorermehl. Zusätzlich wurden 3 mm grosse schwarze Kieselsteine aus Paspels beigemischt.

Für die dunkleren Kittungen der Schlaglöcher im oberen Bereich der Wandmalerei hat man der oben beschriebenen Mörtelmischung einen Raumteil feinen rotbraunen Reichenauer Sand beigemischt. Die Anböschung des Putzes von 1811 längs der Giebellinie erfolgte mit einem Mörtel aus einem Teil Sumpfkalk und drei Teilen mittelfeinen, bräunlichen Reichenauer Sandes. Die Retuschen auf den neuen Kittungen der Pickelhiebe wurden mit kalkechten Pigmenten in einem Gemisch, das hälftig aus Wasser und aus Keim-Fixativ (Wasserglas) bestand, in feiner Tratteggio-Technik aufgemalt.

Zur Restaurierung der Kapelle St. Bartholomäus in Riom-Parsonz, Salaschings

Marc Antoni Nay

Der zur Gemeinde Riom-Parsonz gehörende Weiler Salaschings liegt auf einem Hochplateau über dem Oberhalbstein, ca. 1500 m ü. M. Er umfasste einst neben der Kapelle St. Bartholomäus (Abb. 81) wohl mehrere Bauernhöfe, wovon allerdings nur mehr ein äusserst ursprünglich erhaltenes Wohnhaus mit Stallscheune und Backhaus übrig geblieben ist. Bis 1981 war der Hof permanent, danach nur mehr temporär bewohnt. Im Frühjahr 2001 wurde er Eigentum der Stiftung St. Bartholomäus mit Sitz in Parsonz.

Die Kapelle St. Bartholomäus ist ein nach Osten gerichteter Saalbau mit eingezogenem Rechteckchor (Abb. 82); das Schiff wird von einer barocken Felderdecke, der Chor von einem Kreuzgratgewölbe überfangen. In ihrer heutigen Form wurde sie 1662 errichtet. Dabei dürfte der Vorgängerbau, eine am 20. Juli 1595 geweihte Kapelle, in Teilen wiederverwendet worden sein. Dies legen jene zwei schmalen, nachträglich zugemauerten und ursprünglich bis knapp 50 – 60 cm über das heutige Gelniveau hinunter reichenden Fenster an der Südwestwand nahe, die eine bauarchäologische Untersuchung an den vom Aussenputz befreiten Stellen zu Tage gefördert hat.¹⁴⁵ An die Nordseite des Altarhauses wurde später, im Jahre 1665, der Kirchturm angebaut, in einer dritten Bauphase erhielt der Sakralbau auf der Südseite eine Sakristei. 1904 fand noch eine Renovation statt, mit dem Wegzug des letzten Bewohners von Salaschings aber reduzierte sich der Unterhalt der Kapelle auf ein minimales Mass. Das Dach wurde undicht, die Fenster verloren einzelne Scheiben, Feuchtigkeit nistete sich ein, und auf dem Altarsims brüteten Rotschwänzchen.

Im Jahre 2002 nahm die Stiftung St. Bar-

tholomäus die dringend notwendige Restaurierung der Kirche und ihrer Ausstattung in Angriff. Begonnen wurde mit einer Aussenrestaurierung. Die erste Massnahme, ohne die alle anderen keinen Sinn gemacht hätten, war die Neueindeckung des defekten Steinplattendachs. Daneben galt das Augenmerk den Verputzschichten, die sowohl innen wie aussen im Sockelbereich und in den Ecken Feuchtigkeitsschäden aufwiesen. Längs der Aussenfassaden wurde ein Entwässerungsgraben ausgehoben, vom wasserundurchlässigen Betonboden in Schiff und Chor, der 1904 eingebaut worden war, entfernte man entlang der Innenwände einen rund 15 cm breiten Streifen. Die Instandsetzung der Verputzschichten im Innern und vor allem die Massnahmen am Boden wurden bewusst der ersten Etappe der Restaurierung zugeschlagen. Dem Feuchtigkeitshaushalt der Kapelle sollte Zeit gegeben werden, sich zu regulieren und auf einem neuen, verbesserten Niveau einzupendeln. Zu diesem Zweck wurde die Kirche zudem einen Sommer lang durchlüftet. Den neuen Verputz liess man erst im Spätsommer anbringen.

Die Öffnungen im Bereich des Chores und der Sakristei, in welchen ehemals womöglich Ankerbalken zur Verstärkung der Chormauern sassen,¹⁴⁶ belliess man offen,

Abb. 81: Riom-Parsonz, Salaschings, Kapelle St. Bartholomäus. Nach der Restaurierung. Zustand 2004. Blick gegen Nordosten.



um auch bei geschlossenen Fenstern einen gewissen Luftaustausch zu gewährleisten. Blitz- und Dachwasserableitungen wurden möglichst unauffällig, aber trotzdem zweckmässig platziert. Am Schiff fanden sich Reste einer zurückhaltenden barocken Dekoration, am Turm liess sich eine Eckquaderimitation in Rot und Grau feststellen. Diese Dekorationselemente wurden neu überfasst, nachdem die Fassaden der Kirche weiss gekalkt worden waren.

Die Innenrestaurierung

Bei der Innenrestaurierung galt das Hauptaugenmerk der Ausstattung, deren Fassungen sich in einem labilen Zustand befanden, sowie der Sicherung der bemalten Putzschichten im Chor. Der Aufwand für eine Erhaltung der schadhafte Malschichten von 1904 an den Altären schien allen Beteiligten nicht gerechtfertigt. Als Alternativen blieben die Freilegung des Originals und die Rekonstruktion der Originalfassung über der Malschicht von 1904. Die Wahl fiel auf eine Mischung der beiden. Was nicht freige-

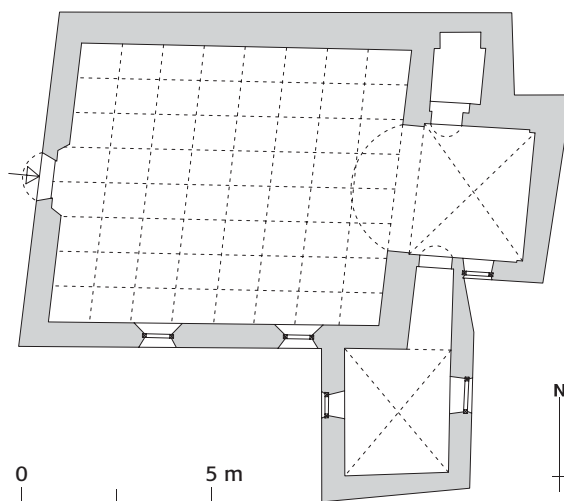
legt werden konnte, wurde mit einem dem Original entsprechenden Farbton überfasst. Einzelne geschnitzte Teile an den Altären mussten ergänzt werden.

In gleicher Weise wurde bei der Wandmalerei verfahren. Nachbarocke Fassungen finden wir hier lediglich noch an den Darstellungen des Auferstehungschristus und der Maria, welche den Hochaltar flankieren und an ein paar bewusst nicht restaurierten Belegstellen. Bei den monochromen Wandflächen wurde der vergraute Anstrich in Bleiweiss entfernt und durch einen neuen Kalkanstrich ersetzt. In der Sockelzone musste der Verputz teilweise neu aufgetragen werden. Was die weitgehende Zerstörung der Fassung von 1904 rechtfertigte, war die Möglichkeit einer fast vollständigen Freilegung der barocken Malschichten von 1662. Im übrigen sei erwähnt, dass in der Kapelle von Salaschings die originale Ausstattung praktisch in ihrer Gesamtheit alle Modeströmungen und Epochenwechsel überdauert hat; neben den Altären sind dies die Kreuzwegstationen, das Mobiliar der Sakristei, bronzene Kerzenleuchter und sogar die Kanontafeln von Nicola Caprani aus Como. Eine Ausnahme, die darin begründet ist, dass sich der Weiler Salaschings im Laufe der Zeit bis zur praktischen Aufgabe im Jahre 1981 konstant zurückentwickelt hat.

Die Felderdecke im Schiff

Die barocke Felderdecke im Schiff besass bei Restaurierungsbeginn einen Anstrich in gebrochenem Weiss. Dieser stammt möglicherweise aus der Renovationsphase 1904. Durch die weisse Oberfläche der Deckenfelder zeichnete sich eine Bemalung mit Rautenmuster ab. Die Bauherrschaft entschloss sich, probeweise eine Tafel freizu-

Abb. 82: Riom-Parsonz, Salaschings, Kapelle St. Bartholomäus. Grundriss. Mst. 1:200.



**Zur Restaurierung der Kapelle
St. Bartholomäus in
Riom-Parsonz, Salaschings**

Abb. 83: Riom-Parsonz,
Salaschings, Kapelle
St. Bartholomäus. Felder-
decke im Schiff.



legen. Der von der Restaurierungsfirma Jörg und Curdin Joos, Andeer, durchgeführte Versuch zeigte ein gutes Ergebnis. Da der finanzielle Aufwand für eine komplette Aufdeckung der älteren Fassung die Mittel der Stiftung St. Bartholomäus überstieg, galt es, neue Geldquellen zu finden. Es wurden Gönner und Gönnerinnen gesucht (und gefunden), die bereit waren, die Kosten für eine oder mehrere der insgesamt 64 Tafeln zu übernehmen.

Nach der Freilegung zeigt die Decke folgendes Bild (Abb. 83): Die einzelnen, durch profilierte Holzleisten definierten Felder weisen eine breite äussere Rahmenlinie in Rot auf. Das innere Feld hat einen Hintergrund aus naturbelassenem Holz. Es ist mit einer feineren schwarzen Linie eingefasst. In den Ecken



Abb. 84: Riom-Parsonz,
Salaschings, Kapelle
St. Bartholomäus. Felder-
decke im Schiff, Detail.

sitzen diagonal ausgerichtete, spiegelbildlich angelegte Doppellilien. Diese sind in Rot ausgeführt, die Rauten im Zentrum hingegen in Schwarz. In letzteren liegen verschiedenartige Motive, die wie die Ornamente in den Ecken vorwiegend in Schablonenmalerei ausgeführt wurden. Die Motive sind reihenweise gruppiert. Die beiden mittleren Reihen weisen

Kreuze auf, die auf die Deckenachsen ausgerichtet sind und deren Grundform durch eine auf der S-Volute basierende Dekoration überlagert wird (Abb. 84). Die Voluten sind mit Blattwerk verziert. Die Kreuzenden in der Längsachse weisen einen lilienförmigen Abschluss auf. Die Form der Motive und auch die Beschränkung auf die Farbe Schwarz erinnern an Grabkreuze aus derselben Zeit. Verwandte Schablonenmalereien treten auch in Füllungen barocker Kanzeln auf, dort sind sie aber meistens kleinteiliger. An die doppelte Mittelachse schliessen beidseits Zeilen mit Sternmotiven an, gefolgt von jeweils einer weiteren Zeile mit den Kreuzmotiven. Die äussersten Zeilen weisen wiederum Sternmotive auf. Während bei allen Feldern des komplexen volutenbesetzten Kreuzmotivs anscheinend dieselbe Schablone verwendet wurde, zeigen die Sterne einen grösseren Variantenreichtum. Bis auf sechs Ausnahmen sind es zwar durchgehend sechsstrahlige Gebilde, diese variieren aber untereinander stark. Häufig sind ihnen Kreise eingeschrieben, dreimal ein kleinerer Stern. Bei manchen

weisen die Strahlen eine dunkle und eine helle Seite auf und manchmal wandeln sie sich zur Blüte. Unter den Ausnahmen finden sich vier zwölfstrahlige Gebilde, wobei eines auch in einer sechzehnstrahligen Variante vorkommt, dazu gibt es einen neunstrahligen Stern mit einem eingeschriebenen schwarzen Kreis mit weissem Ring. Die Decke lebt ganz von einem ornamental überspielten Raster aus Achsen und Diagonalen. Deren starre Ordnungen werden in den Sternmotiven und in den Voluten der Dekorationen aufgehoben. Die Konstante in der Gliederung bilden Kreuze; axial angelegte in den Dekorationen der Rauten und im Raster der Feldbegrenzungen sowie diagonal verlaufende in den Rauten selbst und in den Doppellilien.

Die Felderdecke ist nicht leicht zu datieren. Eine Inschrift mit der Jahreszahl 1783 gibt den spätest möglichen Zeitpunkt ihrer Entstehung und das frühest mögliche Datum für die Bemalung an.¹⁴⁷ Stilistisch möchte man die Decke ins 17. Jahrhundert datieren; eine Entstehung in der barocken Umbauzeit scheint möglich. In jedem Fall ist die Felderdecke von St. Bartholomäus eines der wenigen Beispiele Graubündens für die lediglich bemalte und nicht auch noch mit Schnitzwerk verzierte Variante dieses Dekorentyps. Sie ist in dieser Hinsicht eine jüngere, rein ornamentale Nachfolgerin der ältesten erhaltenen Felderdecke Graubündens und ganz Europas, der Bilderdecke der Kirche St. Martin in Zillis-Reischen.

Die Altäre

Die Seitenaltäre haben beide denselben Aufbau (Abb. 85): Über einem gemauerten Stipes steht jeweils ein hölzerner Aufsatz, der einen architektonischen Rahmen um

Abb. 85: Riom-Parsonz, Salaschings, Kapelle St. Bartholomäus. Blick in den Chor, nach der Restaurierung. Zustand 2004.



**Zur Restaurierung der Kapelle
St. Bartholomäus in
Riom-Parsonz, Salaschings**

Abb. 86: Riom-Parsonz,
Salaschings, Kapelle
St. Bartholomäus. Nördlicher
Seitenaltar, Detail.



Abb. 87: Riom-Parsonz,
Salaschings, Kapelle
St. Bartholomäus. Hochaltar,
Figur des hl. Bartholomäus.



ein zentrales Altarbild formt. Dasselbe wird nämlich von zwei Pilastern gerahmt, die auf den Konsolen des Sockels liegen und über einem klassischen Gebälk gesprengte Giebel tragen, in welchen die Frontspitzbilder stehen. Die Altaraufsätze werden seitlich von volutenbesetzten Leisten begleitet, welche in Drachen- bzw. Greifenköpfen ihren oberen Abschluss finden. Der nördliche Seitenaltar zeigt im Altarblatt den hl. Antonius mit dem Jesuskind. Das annähernd quadratische Ölgemälde wird flankiert von Schuppenpilastern mit Kapitellen dorischer Ordnung. Im Giebel findet sich unter dem Kapuzineremblem die Inschrift «EXTESI/P.B.CAPUCC/1662» (Abb. 86). Das Altarblatt des südlichen Seitenaltars stellt den hl. Mauritius dar, kniend im Harnisch mit der Fahne in der rechten und dem Schild in der linken Hand. Das Gemälde wird flankiert von zwei Pilastern mit ionischen Kapitellen. Über dem Gebälk liegt im gesprengten Dreiecksgiebel eine rundbogige Tafel mit einer pflanzlichen Flachschnittdekoration.

Die beiden Seitenaltäre wurden durch das Atelier Jörg und Curdin Joos, Andeer, wiederhergestellt. Sie weisen die für barocke Holzaufsätze unserer Region typische Fassung in Öl auf. Dahingegen besitzt der Hochaltar, welcher ebenfalls aus der Bauzeit stammt, eine Fassung auf Kaseinbasis. Während die Seitenaltäre von Blau- und Brauntönen dominiert werden, wobei letztere Edelhölzer imitieren, erscheint der Hochaltar farblich vielfältiger und plastisch stärker in den Raum greifend. Die zentrale Rundbogennische wird von einem rechteckigen Feld mit Flachschnittranken umfasst, welches von zwei auf vorkragenden Sockeln stehenden Säulen gerahmt wird, die von spiralförmigen, diamantbesetzten Bändern umschlungen sind. Die Kapitelle

tragen ein umlaufendes klassisches Gebälk. Darüber erhebt sich ein gesprengter Segmentgiebel. Das Frontispitzbild zeigt eine der seltenen Darstellungen Gottvaters.

Die Säulen, die dahinter liegenden Lisenen und Sockel und die davor liegende Kerzenstufe weisen Marmorierungen auf, die einen steinernen oder einen Stuckaltar imitieren wollen. Es ist unklar, inwieweit dies in Zusammenhang steht mit der hinter dem Altar im Mauerwerk der Ostwand des Chores eingelassenen Nische, um die eine

147 «Joan Batista Caminada tzu Schainiga ano 1783». Schainiga steht für Schweiningen = Savognin (Freundliche Mitteilung Ursus Brunold, Staatsarchiv Graubünden).

mit roter Farbe nachgezogene Ritzzeichnung eines wohl geplanten, aber nicht ausgeführten Stuckaltars zu beobachten ist.

Die Figur des heiligen Bartholomäus

In der Nische des Hochaltarretabels von 1662 steht eine spätgotische Gewandfigur des heiligen Bartholomäus (Abb. 87). In der rechten Hand hält sie das Attribut des Heiligen, ein grosses Messer, in der linken Hand die Bibel. Sie hat das Spielbein derart vorgestellt, dass die Fussspitze unter dem Rock hervorschaut. Der Kopf ist nach unten zum Betrachter geneigt, das Gesicht wird von den schwarzen Locken der Bart- und Haupthaare umspielt. Die hellrote Fassung des Gewands ist überraschenderweise spätgotisch – der helle Grundton des die Nische umrahmenden Feldes des Altarretabels muss also auf eben dieses Gewand abgestimmt worden sein.

Einige Indizien sprechen für eine Zuschreibung der Figur an Jakob Russ aus Ravensburg, dessen Werkstatt in den Jahren zwischen 1486 und 1492 vor Ort in Chur die Figuren des Hochaltars der Kathedrale geschnitzt hatte:¹⁴⁸ Dazu gehört die Gestaltung der Haarpracht mit den Bohrlöchern an den Lockenenden, den lediglich aufgemalten Schnurrbarthaaren und den ornamentalen Inselformen der gegenläufigen Wellen der Locken, die Fussstellung, der Faltenwurf und die Plastizität der Statue. Der Hauptunterschied zu den Figuren des Hochaltars liegt in der Fassung. In Salaschings konnten keine Vergoldungen festgestellt werden. Dass der Fassmaler trotz diesen Differenzen der gleiche wie am Hochaltar gewesen sein könnte, lassen das ähnliche, gestufte Inkarnat und insbesondere die schwarzen Ränder an den Finger- und

Zehennägeln vermuten, wie sie auch an den Schreinfiguren des Hochaltars der Churer Kathedrale vorkommen.

Die Wand- und Deckenmalereien im Chor

Die Malereien im Chor (Abb. 88 und 89) wurden von der Restauratorin Anita Wanner, Zürich, konserviert und restauriert. Die von 1904 stammenden Fassungen in Leimfarbe wurden bis auf die erwähnten Ausnahmen vollständig entfernt. Nachdem der Chorbogen durch einen Eingriff im Dachstuhl entlastet worden war, konnten die durch die zuvor übermässige Druckbelastung entstandenen Risse geschlossen, die Hohlstellen verfüllt und die Fehlstellen ergänzt werden. Unter der Übermalung hatten sich die originalen Malschichten in guter Qualität erhalten. Die qualitativsten Figuren sind wohl die vier Evangelisten im Chorgewölbe. Sie dürften von Johann Rudolf Sturn aus Feldkirch stammen. Auch die übrigen Malereien, insbesondere die Ranken am Chorbogen und in den Fensterleibungen, erinnern an Werke aus der Werkstatt Sturns, so etwa an diejenigen im benachbarten Mon¹⁴⁹. Bezüge bestehen aber auch zu Malereien der Werkstatt von Giovanni Battista Macholino aus dem Val San Giacomo (I) hinter dem Splügenpass. Im Schildbogen der nördlichen Chorwand ist das Martyrium des heiligen Bartholomäus dargestellt, während die gegenüberliegende Wand die Stigmatisation des heiligen Franziskus zeigt. Unterhalb letzterer findet sich eine Inschrift mit dem Datum 1662, welche mit der barocken Umgestaltung und Erneuerung des kleinen Gotteshauses in Zusammenhang steht. Ein erhöhter Freilegungsaufwand ergab sich im Bereich der Bartholomäus-Darstellung und

148 NAY MARC ANTONI: Die Petrusgruppe aus dem Hochaltar der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur. Jb ADG DPG 2002, 175-183.
149 PETERLI GABRIEL/SCHLICHENMAIER GERHARD: Barocke Kirchen in Graubünden. Architektur - Plastik - Malerei. Chur 2003, 81-89.

der darunter liegenden Türeinfassung, da dieselben mit Ölfarbe überfasst waren. Die Darstellungen des Auferstehungschristus und der Himmelskönigin an der Altarwand wurden in der Fassung von 1904 belassen, da die Übermalung nicht ohne weitgehende Zerstörung des Originals hätte entfernt werden können. Die Übermalung von 1904 ist unterhalb der Christus-Figur datiert und mit «Johan Gregor Dedual» signiert. Ergänzungen der bestehenden Malschichten wurden notwendig im Bereich des Rollwerks am Chorbogen. Ebenfalls zur Rekonstruktion Zuflucht genommen wurde im Sockelbereich, wo auf Grund von Vergleichsbeispielen Lisenen und Türrahmen bis auf den Boden hinunter ergänzt wurden. Diese rekonstruierenden Massnahmen sollen dem dekorativen und architektonischen Rahmen der figürlichen Darstellungen im Gewölbereich des Chors ihre ursprüngliche Stütze wiedergeben und den Baldachin-Charakter des Chors wiederherstellen.

Die jüngste Restaurierung hat die Kapelle St. Bartholomäus in einen würdigen Andachtsraum zurückverwandelt und ihre künstlerischen Qualitäten wieder zum Vorschein gebracht. Durch gezielte Massnahmen wurde zudem das Raum- und das Mauerklima verbessert, so dass die Erhaltung des Baus und der Ausstattung für ein paar weitere Jahrzehnte sichergestellt sind. Dies ist vor allem dem Vorstand der Stiftung St. Bartholomäus mit der Präsidentin Gaby Thomann zu verdanken, aber auch dem Architekten Willi Cajochen, den Restauratoren Jörg und Curdin Joos, Andeer, Anita Wanner und Peter Meier, Zürich, sowie der Naturwissenschaftlerin Christine Bläuer-Böhm vom Expert-Center, Zürich, für ihre Beratungen. Einen besonderen Dank gilt es



Abb. 88: Riom-Parsonz, Salaschings, Kapelle St. Bartholomäus. Chorgewölbe mit den vier Evangelisten von Johann Rudolf Sturn.

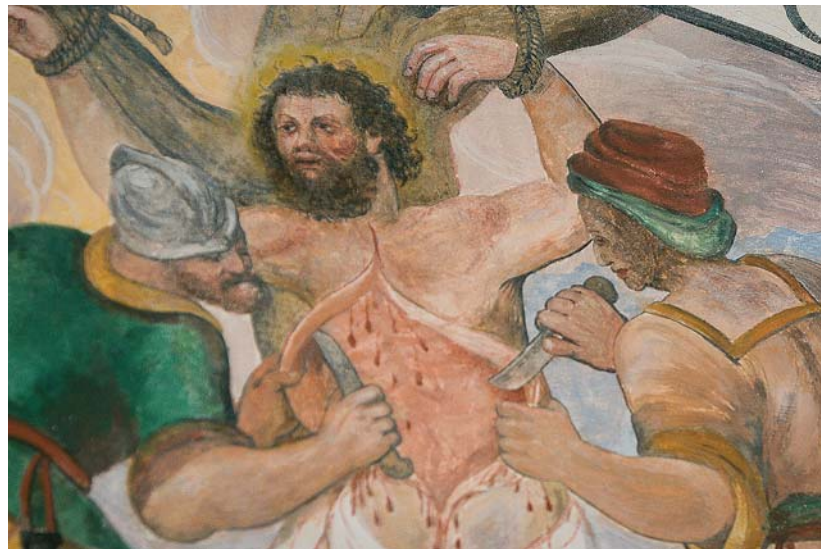


Abb. 89: Riom-Parsonz, Salaschings, Kapelle St. Bartholomäus. Wandmalerei im Schildbogen der Chorwand mit dem Martyrium des heiligen Bartholomäus.

Tilly Nadig, Baden AG, auszusprechen, aus deren Nachlass ein namhafter Beitrag an die Innenrestaurierung geleistet wurde.

Suraua, Camuns, katholische Pfarrkirche: Zur Restaurierung einer Gipsfigur der Muttergottes aus der Zeit um 1900

Die katholische Pfarrkirche St. Johannes Evangelist und St. Antonius Abt in Suraua, Camuns, ist ein im Jahre 1704 geweihter hochbarocker Bau, bestehend aus einem zweijochigen Schiff mit angefügten, querschiffartigen Seitenkapellen sowie einem quadratischen Chor. Von der 1597 errichteten Vorgängerkirche hat sich das Altarhaus (heute Sakristei) erhalten, zudem sind grosse Teile der alten Schiffsmauern im aktuellen Chor von 1696 integriert. In Sakristei, Schiff und Chor finden sich – teils unter Übermalungen von 1947 – Wand- und Deckenmalereien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Seit dem Jahre 2003 wird die Kirche einer Gesamtrestaurierung unterzogen. Zu schaffen macht dem Bau vor allem die aufsteigende Feuchtigkeit, ein Problem, das auf-

grund des Zementverputzes, der die Wände bis auf eine Höhe von zwei Meter über dem Boden überzog, zusätzlich verschärft worden war. Von der Feuchtigkeit ist auch die Innenausstattung betroffen.

Diesbezüglich sind besonders die Altäre hervorzuheben. In den beiden Seitenkapellen haben sich von den Altären die in die Wand eingelassenen Rundbogennischen und die hochbarocken Rankenrahmen erhalten. Die Altarblöcke hatte man anlässlich der Renovation von 1947 entfernt. In der Altarnische der rechten Kapelle – also auf der Männerseite – befindet sich eine hochbarocke Bekleidungsfigur des hl. Antonius in brauner Wollkutte, in jener auf der Frauenseite steht eine gipserne Plastik der Muttergottes mit Christkind aus der Zeit um 1900 (Abb. 90). Es handelt sich dabei um eine aufrecht auf einem polygonalen Holzsockel stehende Figur; über dem bodenlangen langärmligen Gewand trägt sie einen Radmantel, der oberhalb der Brust von einer Schliesse zusammengehalten wird. Das bekrönte Haupt wird von lockigen schulterlangen Haaren umrahmt, die von einem Schleier bedeckt werden. In ihrer Rechten hält Maria ein Szepter, das mit einer lilienförmigen Kreuzblume abschliesst, die Linke trägt das Christuskind. Jesus hat einen Reichsapfel in der Linken, die Rechte ist zum Segensgestus erhoben, die nackten Füsse unter dem Hemdkleid sind überkreuzt. In den Sockel sind von unten her vier den Sockel überragende Flacheisen mit Löchern an den Enden geschraubt. Sie dienen dazu, die 141 cm hohe Figur auf einer Prozessionstrage festzuschrauben.

Die Plastik ist bunt gefasst: das Mariengewand krapprot, Saum, Manschetten und Kragen golden hervorgehoben; der Mantel

Abb. 90: Suraua, Camuns, katholische Pfarrkirche St. Johannes Evangelist und St. Antonius Abt. Muttergottesfigur um 1900 in der barocken Altarnische der linken Seitenkapelle. Zustand vor der Restaurierung.



blau, die Schliesse goldig. Der Mantelsaum wird von einer breiten und einer schmalen goldenen Linie mit Bogenmotiv begleitet. Das Mantelfutter ist olivgrün gehalten, das Haar Mariens goldbraun. Der weisse Schleier ist mit goldiger Farbe gesäumt, die Lilienkrone golden und mit grünen und roten geschliffenen Glassteinen verziert. Am Hinterkopf der Figur ist ein vergoldeter Nimbusreif mit dreizehn siebenstrahligen goldenen Metallsternen befestigt. Marias Szepter, ein aus dreizehn geschnitzten und gedrechselten Einzelteilen gefügter Stab, ist silber- und goldgefasst. Die Schuhe Mariens sind braun gehalten. Der aus Holz und Eisen bestehende Reichsapfel des Jesuskindes ist wie der aus einer Blechscheibe geschnittene dreistrahlige Nimbus vergoldet. Das Hemdkleid Christ ist weiss und goldgesäumt, der Sockel der Plastik graugrün gestrichen.

Vorne links am Sockel ist ein bleiernes Firmenschildchen von 7 auf 2 cm eingelassen. Neben dem Wappenschild des Königreiches Bayern ist darauf in plastischer Schrift folgende Information angebracht: «Mayer & Co. Munich royal eccles, art establish [...]ted [wohl distributed] by Fr. Pustet New York». Demgemäss wurde die Marienfigur in Camuns von der Mayer'schen Hof-Kunstanstalt in München hergestellt und vom Verlag Pustet vertrieben. Letzterer war in Regensburg beheimatet;¹⁵⁰ der Plakette ist zu entnehmen, dass er einen Geschäftszweig in New York besass.

Sakrale Gipsfiguren des 19. Jahrhunderts

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden in zahlreichen katholischen Kirchen Graubündens die originalen Muttergottesstatuen der barocken Marienaltäre

durch neue Figuren aus Gips oder Holz ersetzt. Aus welchen Gründen? Barocke oder noch ältere Holzplastiken waren nach Jahrhunderten ihres Bestehens, trotz mehrmaliger Neubemalung schadhaft und unansehnlich geworden. Zudem entsprachen sie nicht mehr dem Zeitgeschmack. Der im Barock beliebte theatralische Realitätscharakter barocker Bekleidungsfiguren (mit im Laufe des Kirchenjahres wechselnden Kleidern von Maria und Kind) widersprach dem aufgeklärten Empfinden der vom Historismus geprägten Epoche des 19. Jahrhunderts. Im günstigeren Fall wurden barocke Plastiken in Sakristeien, Kirchendachböden und Pfarrhausestrichen verwahrt, im schlechteren Fall als Anzahlung für den Lieferanten neuer Figuren verwendet oder von gerissenen Antiquaren erworben, die um den Handelswert barocker Madonnen Bescheid wussten. Glücklicherweise sind jene Zeiten vorbei, in denen bauliche Notmassnahmen an Sakralbauten nur mit dem Verkauf wertvollen Kulturgutes bezahlt werden können.

Bis vor wenigen Jahren hat man den im 19. Jahrhundert serienmässig hergestellten sakralen Plastiken kaum Beachtung geschenkt. Gipsfiguren waren schon ihres geringen Materialwertes wegen verpönt und sie wurden bei Restaurierungen häufig – wie einst ihre barocken Vorgänger – aus den Altarretabeln entfernt und bestenfalls in Abstellräume verbannt. Erst mit dem rarer werden dieser seriell gefertigten Guss-Plastiken fand allmählich eine Umbeurteilung statt. Die Wertschätzung, mit der solchen lange Zeit als Kitsch verschrienen Gipsfiguren wieder begegnet wird, ist durchaus gerechtfertigt, sind sie doch Zeichen und Ausdruck einer vielleicht naiven, aber rührenden Volksfrömmigkeit der Zeit

150 Freundliche Mitteilung von Ursus Brunold, Staatsarchiv Graubünden.

unserer Gross- und Urgrosseltern und Zeugen der jüngeren Geschichte unserer Sakralbauten.

Vorzustand

Die Marienplastik von Camuns ist aus insgesamt 18 Einzelteilen zusammengefügt, die ihrerseits aus auf geleimte Jute aufgetragenem Gips geformt sind. Innen ist sie hohl (Abb. 91). Die einzelnen Stücke wurden vor der Montage bemalt und dann auf einem Trägergestell aus Fichtenholzplatten zusammengefügt. Danach schloss man die Fugen mit einem Gipsmörtel, die Nahtstellen wurden mit Farbe retuschiert. In Anbetracht der hohen Luftfeuchtigkeit in der Camuner Kirche wirkte sich für die Figur der Umstand, dass die Wandnische, in der



Abb. 91: Suraua, Camuns, katholische Pfarrkirche St. Johannes Evangelist und St. Antonius Abt. Detail der Muttergottesfigur aus dem Altar der linken Seitenkapelle mit verfaulten Juteresten.

sie steht, mit einer Glasplatte abgeschlossen war, verheerend aus. Die gestaute Feuchtigkeit und die stehende Luft in der verschlossenen Altarnische und im Hohlraum der Gipsfigur führten zum Verfaulen des Jutegewebes und des Lattengerüsts im unteren Drittel derselben. Zudem hatte auch die Gipsmasse aus der umgebenden Luft (hygroscopisch) Feuchtigkeit aufgenommen.

Restaurierungsmassnahmen

Als erstes galt es, die ursprüngliche Standfestigkeit der Figur wiederherzustellen. Dafür wurde der noch intakte Teil der Rückseite vorgängig von Salzen und Pilzen gereinigt. Mit einem Knochenleim wurde dann das Jutegewebe an die Stuckmasse geklebt und mit Gips verstärkt. Das innere Lattengerüst hat



Abb. 92: Suraua, Camuns, katholische Pfarrkirche St. Johannes Evangelist und St. Antonius Abt. Innenseite der Figur geleimt und ergänzt, mit Lochprofilen senkrecht und waagrecht verstärkt.

man mit einem wasserfesten Holzleim verfestigt und zudem mit mehreren 4 mm dicken, rostfreien Metall-Lochprofilen senkrecht und waagrecht verstärkt (Abb. 92). Die oben und unten an die Holzkonstruktion befestigten senkrechten Lochprofile wurden ihrerseits mit vier 10 mm dicken Gewindestangen waagrecht verstrebt. Anschliessend stückte man Drahtgeflecht an die Figur an. Die originalen Armierungseisen wurden am Faltenwurf des Mantels auf der rechten Seite mit dem Drahtgeflecht verbunden. Auf das Drahtgeflecht wurde schliesslich mit tierischem Leim neue Jute befestigt und auf diese dann neue Gipsstuck-Masse aufmodelliert, gefestigt, geschliffen und grundiert. Vorgängig zur Reinigung der Farbfassung mussten die Salzablagerungen entfernt werden, was mit einem Mikrostaubsauger geschah. Den Schmutz löste man mit einer Lösung aus Schmierseife und Wasser ab. Die vergoldeten Partien der Figur wurden unterschiedlich behandelt: Bei Marias Krone, wo der Kronreif poliment-, die Lilienenden hingegen ölvergoldet sind, konnte man es bei einer blossen Reinigung bewenden lassen. Beim Reichsapfel Christi wie am Szepter Mariens allerdings hatte sich die zur Grundierung verwendete Steinkreide durch die Feuchtigkeitseinwirkung völlig aufgelöst – die Metallauflagen konnten daher nicht erhalten werden. Beide Attribute wurden entfernt, geleimt, neu gekleidet, polimentiert, neu vergoldet und wieder angesetzt. Die Gewandsäume und der Schleier Marias wurden nach den farblichen Retuschen als Ölvergoldung in der originalen Technik ergänzt. Der metallene Sternenkranz der Muttergottes wurde gereinigt und lackiert, der aus Eisenblech bestehende Nimbus des Christkindes neu mit einer Ölvergoldung versehen.

Um die Luftzirkulation in der hohlen Gipsfigur sicherzustellen, hat man sowohl im Sockelbrett wie am Scheitel der Marienfigur je vier Löcher mit einem Durchmesser von 1,5 cm eingebohrt. Diese Löcher sind mit einem feinen Netz bespannt, um Insekten vom Eindringen abzuhalten.

Nach der Konservierung, Restaurierung und Ergänzung erscheint die Muttergottesfigur von Camuns heute wieder in jener porzellanartigen Frische und Lieblichkeit, die sie bei ihrer Entstehung vor mehr als hundert Jahren ausgezeichnet haben dürfte (Abb. 93).



Abb. 93: Suraua, Camuns,
katholische Pfarrkirche
St. Johannes Evangelist und
St. Antonius Abt.
Muttergottesfigur um 1900.
Nach der Restaurierung.
Zustand 2004.

Splügen, Ruine «Zur Burg»

Einleitung

In den Jahren 1993/94 war die Burgruine von Splügen im Auftrag der Gemeinde Splügen einer Gesamtrestaurierung unterzogen worden (Abb. 94–96). Anlass dazu gab der drohende Versturz eines Fensterbogens über der Westfassade und die akute Gefährdung der Besucher durch herabfallende Steine der Mauerkronen. Vorgängig zu den Sicherungsarbeiten, die unter der Leitung des Architekten und Burgenfachmanns Lukas Högl, Zürich, standen, wurde von der DPG eine Bauuntersuchung durchgeführt und eine Dokumentation erstellt. Die damals vorgenommene Altersbestimmung mit der Dendrochronologie, einer Methode zur

Bestimmung der Fälldaten von Hölzern, ergab keine eindeutig zu wertende Daten bezüglich der Entstehung der Anlage.¹⁵¹

Anlässlich der Veranstaltung zum Europäischen Tag des Denkmals 2004, die in Graubünden am Wochenende des 4./5. Septembers in Splügen stattfand, wurde die Ruine «Zur Burg» vom ADG mehreren Gruppen interessierter Besucherinnen und Besucher vorgestellt. Der mit der Führung beauftragte Mitarbeiter des ADG wurde dabei auf im Mauerwerk verbaute Hölzer aufmerksam, die bislang noch nicht untersucht worden waren. In der Folge konnte eine Beprobung und Bestimmung zur möglichen Klärung der Baugeschichte durchgeführt werden.¹⁵² Die nun vorliegenden Resultate der Altersbestimmung (Funde, Dendrochronologie) haben hinsichtlich der Entstehung der Anlage neue Erkenntnisse erbracht, aber auch neue Fragen aufgeworfen.

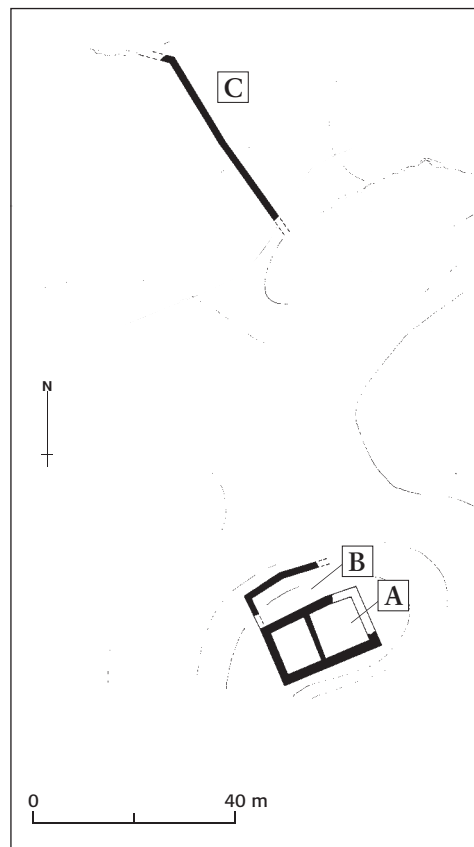
Die Restaurierung

Die Restaurierungsarbeiten an der Burg Splügen wurden in zwei Jahrestappen ausgeführt. 1993 konnte der Palasbau gesichert werden. Die Mauerkronen waren zuvor über 500 Jahre der Witterung ausgesetzt, was zur allmählichen Auflösung des Mauerermörtels führte. Die geschädigten Mauer Teile mussten abgetragen und danach neu aufgemauert werden. Die breiten Mauerkronen wurden neu mit dachförmig verlegten Steinplatten eingedeckt (Abb. 96).

1994 konnten im Rahmen eines Weiterbildungskurses für Maurerlehrlinge des Graubündner Baumeisterverbandes die Umfassungsmauern des Vorhofes gesichert werden. Die Nordmauer, die infolge des Hangdrucks abzurutschen drohte, musste vorgängig freigelegt werden. Da dabei burgen-

Abb. 94: Splügen, Ruine «Zur Burg». Situationsplan.

A Palas
B Vorhof
C Letzimauer
Mst. 1:1500.



151 Büro dendron, Basel, Bericht vom 6.1.1990; Büro für Archäologie der Stadt Zürich, Bericht vom 24.11.1993.

152 Dendrolabor ADG, Bericht vom 9.6.2005.

zeitliche Siedlungsschichten durchschnitten werden mussten, wurden diese Freileigungsarbeiten vom ADG ausgeführt.

Die Anlage – ein Palas mit Vorhof

Die Burganlage steht auf einem Felskopf auf der linken Talseite, 1 km östlich des Dorfes Splügen. Die markante Lage auf der Terrasse, über welche der mittelalterliche Weg ins Dorf und dann weiter über den Splügenpass nach Italien führte, macht die Funktion als Kontrollposten offensichtlich. Nördlich der Burgstelle sind im Gelände noch die Reste einer Letzimauer zu erkennen (Abb. 94, C). Diese dürfte sich einst als Talsperre vom Rhein bis an die Abhänge des Teurihorns erstreckt haben. Ihr Alter und der für ihre Errichtung zuständige Bauherr sind bis heute mangels eingehender Untersuchungen nicht bestimmt. Von der Burganlage haben sich das Hauptgebäude und die Ummauerung des Vorhofes erhalten, die gemäss den bauarchäologischen Untersuchungen in einem Zuge erbaut worden sind.

Der Kern der Burganlage ist der wehrhafte Palas, ein im Grundriss längsrechteckiger Bau mit Aussenmassen von 22 x 13,50 m (Abb. 97–103). Die Aussenmauern sind – mit Ausnahme eines Ausbruchs im Nordostteil des Gebäudes – bis auf eine Höhe von 10 bis 12 m erhalten; sie weisen eine stattliche Stärke von 1,70 m auf. Die Gebäudeecken sind aus behauenen und zusätzlich bossierten Ecksteinen gefügt.

Der Bau war ursprünglich dreigeschossig und durch eine Binnenmauer in zwei Raumeinheiten unterteilt (Abb. 97 und 103). Die Geschossteilung bestand aus Balkenlagen; deren Negative sind an der Süd- und Nordinnenwand sichtbar (Abb. 103).



Abb. 95: Splügen, Ruine «Zur Burg». Der Palas. Zustand nach der Restaurierung 1993/94. Blick gegen Nordosten.

Abb. 96: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas, Südmauer. Neue, dachförmige Abdeckung der Mauerkrone. Blick gegen Osten.

Die Spannweite von 10 m wurde durch einen Unterzugsbalken halbiert.

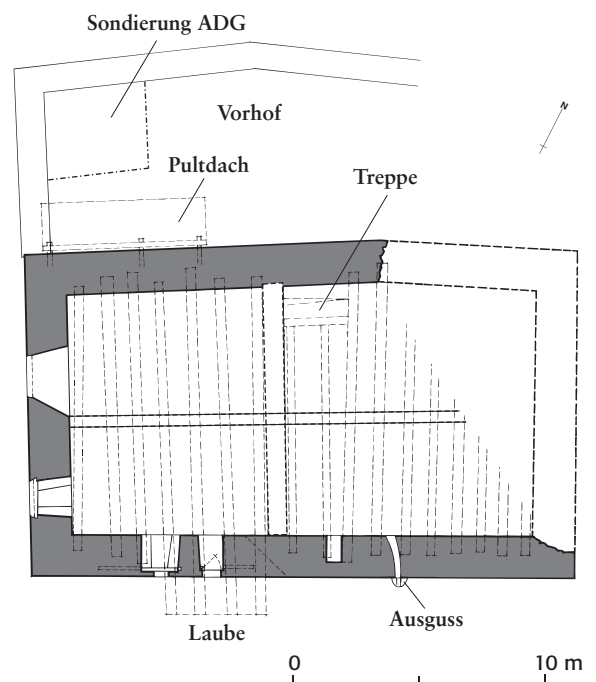
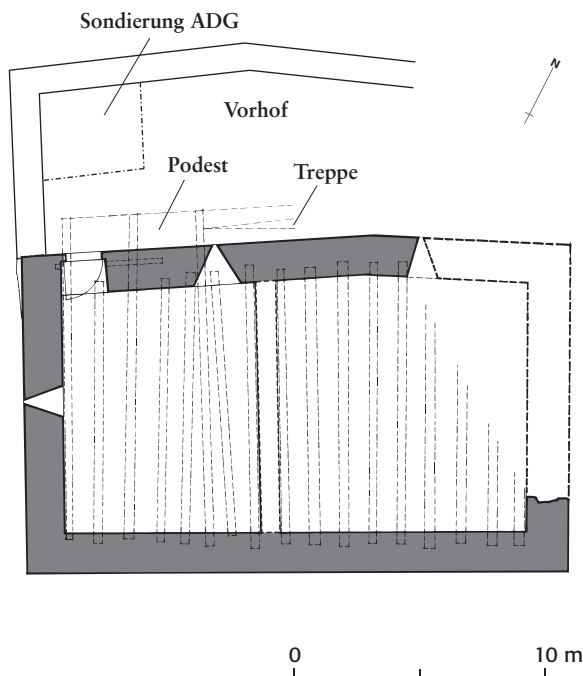
Das unterste Geschoss ist fast vollständig mit Mauerschutt aufgefüllt. In der Nord- und Westwand befindet sich je eine Fensterscharte. Die beiden Räume im zweiten Geschoss wurden durch drei Fensterscharten spärlich belichtet, die talseitige Süd- wand weist in den beiden unteren Geschossen keine Öffnungen auf. Auf dem Niveau des zweiten Geschosses befindet sich – im westlichen Teil der Nordmauer – der Hocheingang, durch den der Palas betreten wurde (Abb. 102). Die Gewände und der abschliessende Spitzbogen des Eingangs sind aus behauenen Tuffsteinen gefügt. Er war einst mit einer einflügligen Türe verschlossen; diese drehte in einem steinernen Zapfenring und konnte mittels Sperrbalken gesichert werden. Der Hocheingang war über eine Treppe und ein mit einem

Pultdach bedecktes Podest erreichbar (Abb. 101 und 102).

Vom Eingangsgeschoss führte eine Treppe entlang der Nordinnenwand ins dritte Geschoss. Hierbei handelt es sich um das eigentliche Wohngeschoss, die Räume in den beiden unteren Stockwerken dürften als Keller- und Lagerräume genutzt worden sein. Der westliche Raum des dritten Geschosses verfügte über zwei Fenster gegen Westen und ein weiteres Fenster gegen Süden, zwei davon besaßen Sitznischen. Beim Fenster der Süd- wand, das eine lichte Weite von 50 cm aufweist, sind die Gewände aus Tuffstein erhalten (Abb. 99). Östlich davon führte eine Türöffnung zu einer hölzernen Laube (Abb. 99 und 100). Hier dürfte sich auch der Abort befunden haben. Im östlichen Raum des Wohngeschosses befand sich die Küche. In der Süd- wand konnte ein steinerner Abwasserausguss mit Resten ei-

Abb. 97: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas. Grundriss 2. Geschoss. Mst. 1:300.

Abb. 98: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas. Grundriss 3. Geschoss. Mst. 1:300.



nes hölzernen Kännels dokumentiert werden (Abb. 99). Auch die Reste eines Kaminzuges und einer Wandnische deuten auf die Funktion dieses Raumes als Küche hin. Über dem dritten Geschoss lag das Dach auf den Aussenmauern auf. Die ursprüngliche Dachform ist nicht mehr zu rekonstruieren.

Die Grabungsbefunde im Vorhof

Gegen Norden war der Palas durch einen 16 x 8 m grossen Vorhof, über den auch der Hocheingang zu erreichen war, gesichert (Abb. 97, 100 und 101). Die Ostmauer des Vorhofes, in der man das Eingangstor vermuten darf, ist nicht mehr vorhanden. Erhalten geblieben ist der nordwestliche Mauerwinkel auf eine Höhe von 2,5 m. Bei der im Innern des Vorhofes durchgeführten Grabung konnte unter einem 1,8 m mächtigen Paket von Mauerschutt als Benutzungsniveau ein Trampelboden nachgewiesen werden. Dieser war von einer Brandschuttschicht bedeckt, die in Zusammenhang mit der Zerstörung der Burganlage gesehen werden darf (siehe unten).

Zur Datierung der Burganlage liegen aus den archäologischen Schichten einzelne Funde vor (Abb. 104–106). Auf dem Trampelboden im Vorhof lagen zwei Mailänder Münzen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Abb. 104 und 105)¹⁵³. Das Klingenfragment eines Dolches (?) und eine eiserne Geschosspitze (Armbrust, Bogen?) aus dem gleichen Fundzusammenhang sind nicht genauer als ins Spätmittelalter zu datieren (Abb. 106,1.2). Aus der darüber liegenden Zerstörungsschicht (Brandschutt) konnten Fragmente von Ofenkacheln geborgen werden. Darunter befindet sich eine grün glasierte Teller- oder Medaillonkachel

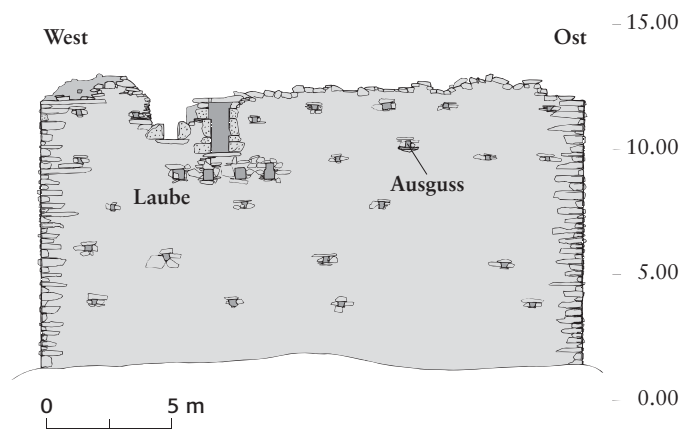


Abb. 99: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas. Ansicht Südfassade. Mst. 1:300.

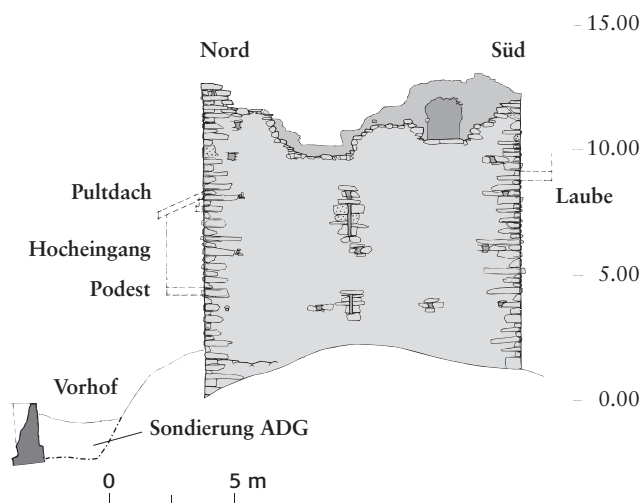


Abb. 100: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas. Ansicht Westfassade. Mst. 1:300.

aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Abb. 106,6).

Die dendrochronologischen Untersuchungen

Für die dendrochronologische Altersbestimmung wurden an insgesamt sieben Trag-

153 Grosso: 2,81 g; 26/24,6 mm; Stempelwinkel 90°. CNI V, 67,1. Denaro: 0,42 g; 15,4/14,1 mm; Stempelwinkel 90°. CNI V, 73,10. Bestimmung durch Yves Mühlemann, RM.

Splügen, Ruine «Zur Burg»

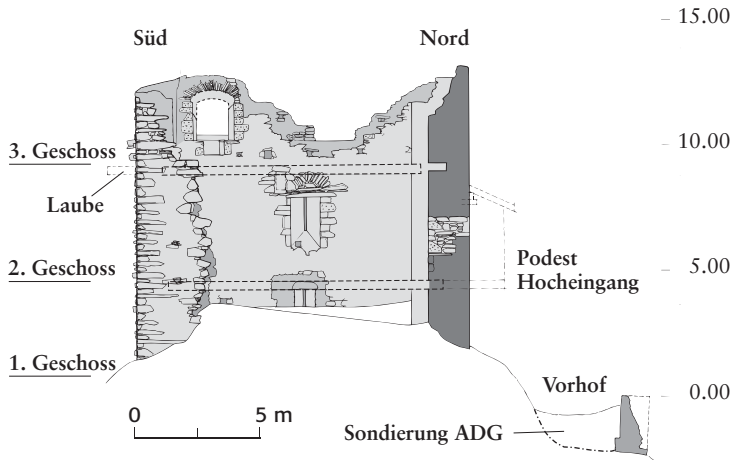


Abb. 101: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas. Ansicht Ostfassade. Mst. 1:300.

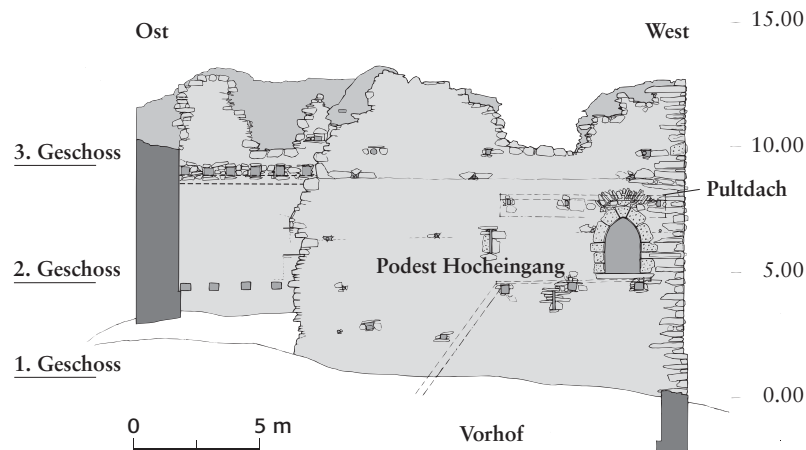


Abb. 102: Splügen, Ruine «Zur Burg». Palas. Ansicht Nordfassade. Mst. 1:300.

balken (Lärchen) und an zwei Gerüsthölzern (Fichten) Proben entnommen. Fünf Balkenstümpfe konnten einwandfrei datiert werden. Abb. 107 zeigt die grosse Streuung der Endjhrdaten der Hölzer. Diese verfügen alle nur über Kernholz, d. h. eine unbestimmte Anzahl Kernholz- und Splintholzringe bis zur Rinde fehlt infolge der Be-

arbeitung und Verwitterung der Hölzer. Der jüngste Kernholzring des Balkens Nr. 3 stammt aus dem Jahr 1263 (Abb. 107,3). Wie viele Jahrringe bis zur Rinde noch zuzurechnen sind, ist nicht befriedigend abzuschätzen. Bei Lärchen mit äusseren Kernholzringbreiten wie im vorliegenden Fall ist von 25 und 35 Splintholzringen nach dem Kernholz auszugehen. Damit liegt das früheste mögliche Fälldatum des verwendeten Stammes in der Zeit zwischen 1288 und 1298. Der Versuch, die Jahrringkurven der beiden Gerüsthölzer, die zwar nur über 39 und 43 Jahrringe verfügen, aber miteinander eindeutig synchronisieren, in den Zeitabschnitt 1285–1300 zu datieren, schlug fehl. Es fand sich keine nur annähernd übereinstimmende Deckungslage. Weitert man den in Frage kommenden Zeitbereich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts – aus dem auch die Funde stammen – aus, zeigt sich auf vier datierten Sequenzen eine zwar nicht eindeutige, aber optisch mögliche Datierungslage für das Endjahr 1344 (Abb. 107,1.2). Da diese Datierung nicht zweifelsfrei ist, kann sie vorläufig nur als unsicher bewertet werden (B-Korrelation).

Entgegen den bisherigen Vermutungen, die von einer Entstehung der Anlage im 13. Jahrhundert ausgingen,¹⁵⁴ ist nach der zeitlichen Zuweisung der Funde und den vorliegenden – zwar unsicheren, dies sei hier betont – Jahrringdaten ein Baudatum im 14. Jahrhundert wahrscheinlich geworden. Diese Datierung liesse sich auch mit der Gestalt des Hocheingangs in Einklang bringen (Abb. 102), der mit seinem spitzbogigen Abschluss bereits auf die gotische Formensprache weist und sich damit von den rundbogigen Fenster- und Türöffnungen der Burgen des 13. Jahrhunderts absetzt. Ein mit der Burg Splügen vergleichbares

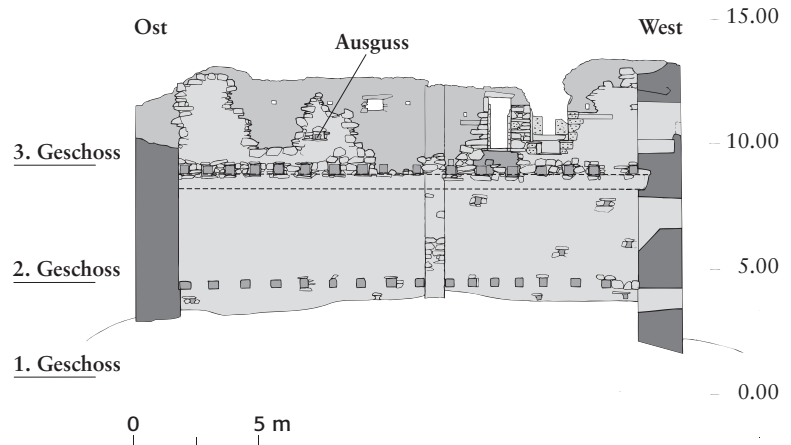
154 KdmGR V, 272. - CLAVADET-SCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 162.

Bauwerk ist die Neuburg in Untervaz. Grundriss – allerdings dreigeteilt – und Baukörper entsprechen dem gleichen Typ. Das Baudatum dieses Bauwerks ist von den Historikern aufgrund der Quellenlage kontrovers angegeben worden, einmal wurde die erste Hälfte des 14., einmal die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts genannt.¹⁵⁵ Die 1989 durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen lösten das Problem: Für drei der verbauten Balken konnte das Fälldatum 1345 bestimmt werden.¹⁵⁶

Historische Hintergründe

Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurde das Schams immer stärker von den Vazern kontrolliert.¹⁵⁷ Es gelang ihnen, durch die Verdrängung der dem Churer Bischof nahe stehenden Herren von Rialt (Sils i. D., Hohenrätien), die Hoheitsrechte über das Gebiet an sich zu bringen. Gestützt auf diese Rechte, dehnten sie ihre landesherrliche Gewalt bis ins Rheinwald aus. Dort übernahmen sie um 1280 die Schirmherrschaft über die von den Sax (Misox) angesiedelten Walser. Mit Donat von Vaz sterben die Vazer 1337/38 im Mannesstamm aus. Das Erbe wurde unter den Ehemännern seiner beiden Töchter Kunigunde (Friedrich V. von Toggenburg) und Ursula (Rudolf IV. von Werdenberg-Sargans) aufgeteilt, wobei das Schams letzterem zugesprochen wurde.

Die neuen Territorialherren förderten den Verkehr über den Splügenpass als Konkurrenz zur Septimerroute, welche im rätschen Raum ganz auf bischöflichem Territorium verlief. Die Splügenpassroute wurde seinerzeit als «Untere Strasse» bezeichnet und führte von Chur über Thusis–Ander–Splügen–Campodolcino nach Chiavenna (I). Aus den Zolleinnahmen konnten sie ge-



gen Ende des 14. Jahrhunderts eine Altarstiftung in Sargans finanzieren. 1443 erteilte Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans der Talgemeinde Rheinwald die Bewilligung, in Splügen samstags einen Wochenmarkt und am 6. Oktober einen Jahrmarkt abzuhalten. Dafür verfügte er die Besteuerung sowohl der hier umgesetzten wie der auf andere Märkte weitergeführten Waren. Die Burg Splügen dürfte zur Sicherung der wichtigen Passstrasse über den Splügenpass gebaut worden sein. Die damalige Strasse führte nördlich der Burganlage vorbei. Die Quellenlage zu den Besitz- und Machtverhältnissen im 13./14. Jahrhundert im Rheinwald lässt keinen klaren Entscheid bezüglich der Bauherren und damit des Baudatums der Burg Splügen zu. Solange die Jahrringkurven der Gerüsthölzer nicht einwandfrei datiert sind,¹⁵⁸ bleibt damit offen, ob die Anlage von den Herren von Vaz oder von den Herren von Werdenberg erbaut worden ist.

Die Zerstörung der Burganlage

Der grosse Ausbruch im Nordostteil der Anlage und deutliche Brandspuren an der Ruine und im Bereich des Vorhofes deuten

Abb. 103: Splügen, Ruine «Zur Burg». Längsschnitt mit Ansicht der Südinnenwand. Mst. 1:300.

155 POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Leipzig 1930, 59. - CLAVADETSCHER/MEYER, wie Anm. 154, 314.

156 Laboratoire Romand de Dendrochronologie, Moudon, VD. Bericht vom 28.2.1989.

157 Verein für Bündner Kulturforschung (Hrsg.): Handbuch der Bündner Geschichte, Band 1, Chur 2000, 190, 240.

158 Die Absicherung des dendrochronologischen Datums ist durch zwei C14-Messungen an einem der beiden Gerüsthölzer möglich.

Splügen, Ruine «Zur Burg»

Abb. 104: Splügen, Ruine «Zur Burg». Vorhof. Aus dem Trampelniveau. Silbermünze, Vorder- und Rückseite: Grosso, Mailand, Azzone Visconti (1329-1339). Mst. 2:1.

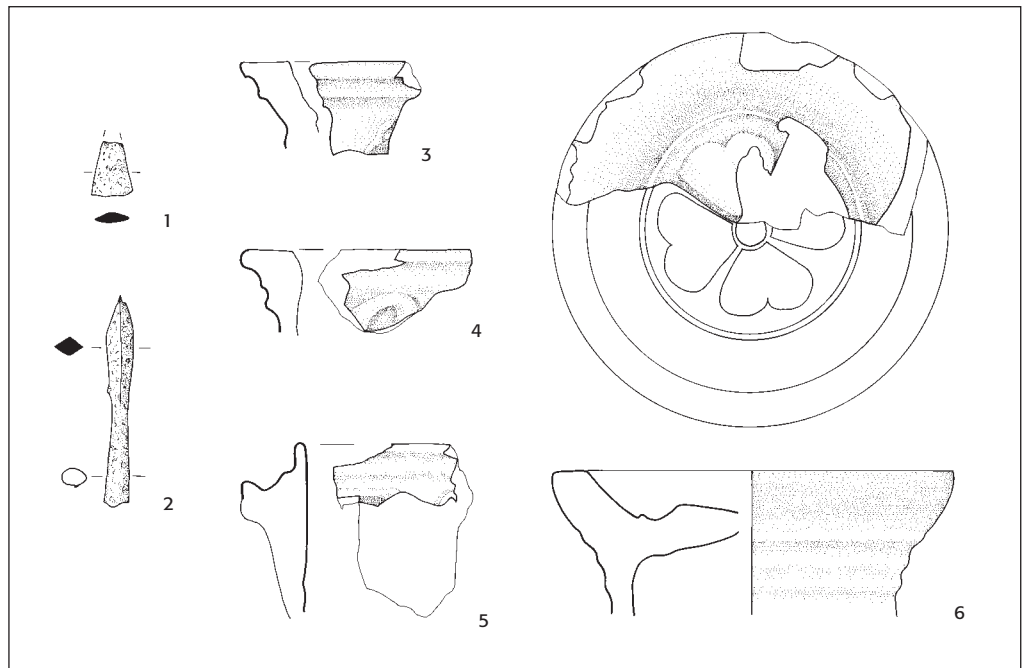


Abb. 105: Splügen, Ruine «Zur Burg». Vorhof. Aus dem Trampelniveau. Silbermünze, Vorder- und Rückseite: Denaro, Mailand, Giovanni Visconti (1349-1354). Mst. 2:1.



Abb. 106: Splügen, Ruine «Zur Burg». Vorhof.

- 1 Fragment einer eisernen Dolchklinge (?)
 - 2 Pfeileisen aus dem Trampelniveau
 - 3-6 Ofenkeramik aus der Brandschuttschicht
- Mst. 1:3.



auf eine gewaltsame Zerstörung der Burganlage hin. Es wäre naheliegend, die Zerstörung im Zusammenhang mit der Zerstörung aller Burgen der Grafen von Werdenberg-Sargans im Schams und im Domleschg während der sogenannten Schamserfehde¹⁵⁹ in den Jahren 1451/52 zu sehen. Für die Burg Splügen fehlen dazu bisher jedoch historische Belege.

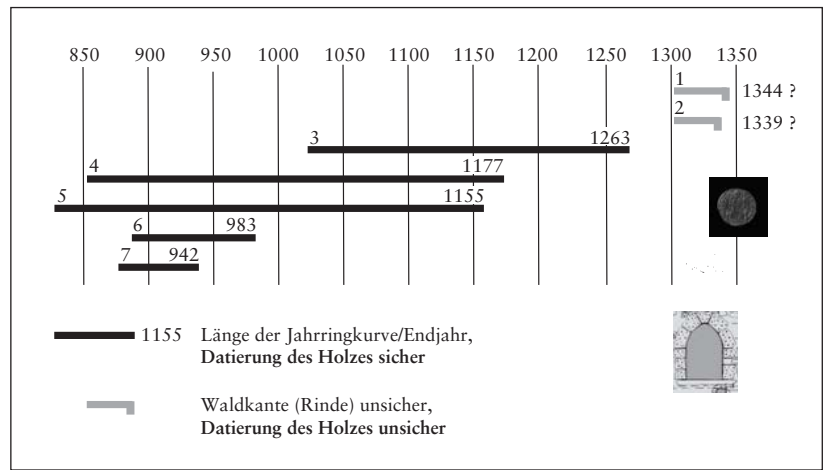


Abb. 107: Splügen, Ruine «Zur Burg». Übersicht der dendrochronologischen Daten und der typologisch datierten Baumerkmale und Funde. 1, 2 Gerüstholzer; 3-7 Balken.

159 PIETH FRIEDRICH: Bündnergeschichte. Chur 1945, 81, 82.

Das Dach, die fünfte Fassade des Hauses: Zur Erhaltung der Steinplattendächer im Misox und im Calancatal

Die Bedeutung des Daches für Ortsbild und Einzelbau

Das historische Haus ist ein aus vielerlei Elementen bestehendes komplexes Gebilde. Beim äusserst selten anzutreffenden Fall einer Erhaltung im Originalzustand stammen alle Bauteile eines Gebäudes aus der Bauzeit, sind also «in einem Guss» entstanden. Sie bilden in ihrer stilistischen Einheit ein Gesamtkunstwerk. Eine Renovation, bzw. die damit verbundene Anwendung von neuen Baumaterialien und -methoden sowie die Erneuerung im Sinne der gerade herrschenden Modeströmung, bedeutet für ein historisches Haus bestenfalls eine sorgfältige Ergänzung, meistens aber eine Beeinträchtigung und im schlimmsten Falle eine weitgehende Zerstörung. Das Dach ist als auffälliges architektonisches Merkmal für das Einzelobjekt von hoher Bedeutung. Wie die Form, prägt auch seine Neigung und die Art der Deckung die Gestalt eines Baus entscheidend mit.

Nicht allein für das einzelne Gebäude, auch für das Ortsbild bildet das Dach einen prägenden Faktor. Dies zeigt sich besonders deutlich bei der Vogelschau auf eine Siedlung (Abb. 108), aber auch für die Wirkung des Strassenraums ist die Gestalt des Da-

ches bestimmend. In vielen historischen Ortskernen gibt es eine vorherrschende Gebäudestellung, die sich in der Firstrichtung des Dachs ausdrückt (Abb. 109). Homogen ist in den einzelnen Dörfern unserer Region in der Regel auch die Art der Dachdeckung. Im Misox und im Calancatal gehört das Steinplattendach zur traditionellen Baukultur. Dieses Material bestimmt in hohem Masse Charakter und Identität der Dörfer (Abb. 110). Glücklicherweise sind Steinplatten im Misox und im Calancatal mit Ausnahme weniger Jahrzehnte im 20. Jahrhundert kontinuierlich verwendet worden. Dies ist mit ein Grund, warum die Dörfer in diesen Tälern als weitgehend ursprünglich erfahren werden.

Ortsplanungen

Eine Dachlandschaft – und damit auch das äussere Ortsbild – erscheinen umso intakter, je einheitlicher Form und Material der Dächer gehalten sind. Nur mit einer entsprechenden Ortsplanung lässt sich mittelfristig das Ziel einer intakten Dachlandschaft wirksam verfolgen. In einigen Dörfern im Misox und im Calancatal, die diesbezüglich noch einen guten Erhaltungsgrad aufweisen, konnten für eben diese charakteristischen Dachmerkmale in der Ortsplanung verbindliche Gestaltungsrichtlinien festgelegt werden. Hier hat die DPG grosse Anstrengungen unternommen, diese Erhaltungsziele zu fördern. In den Gemeinden Braggio, Cauco, Rossa, Sta. Maria i. C., Selma und Soazza sieht der Generelle Gestaltungsplan für die Kernzonen ein Steindachobligatorium vor. Ausserhalb dieser Bereiche sind wichtige Einzelgebäude bezeichnet, für welche die Steindachpflicht ebenfalls gilt.

Abb. 108: Selma, Landarenca.
Luftaufnahme aus dem Jahre
1992.



Das Steinplattendach

Im Folgenden sollen einzelne Aspekte einer Steinplattendach-Konstruktion erörtert werden. Es geht einerseits um Angaben zur historischen Bauweise, andererseits um Hinweise, wie bei einer Sanierung von Steinplattendächern vorzugehen ist.

Der Dachstuhl

Im Misox und im Calancatal ist die vorherrschende Dachform das Satteldach; nur die barocken Palazzi des 18. Jahrhunderts sowie die klassizistischen Bauten des 19. Jahrhunderts sind in der Regel mit Walmdächern bedeckt, Kirchtürme wiederum tragen Pyramidendächer (Abb. 111). Die häufigsten Konstruktionstypen sind Pfetten- und Sparrendächer. Das Pfettendach (Abb. 112), der wahrscheinlich älteste Typ, besteht aus mehreren horizontalen Balken (Wand-, Mittel-, Firstpfetten), die auf den Aussenwänden, bei mehrräumigen Anlagen zusätzlich auf den Zwischenwänden aufliegen. Darüber sind in der Fallrichtung des Dachs Sparren montiert, die ihrerseits die Steinlattung, meistens Hälblinge tragen. Beim Sparrendach (Abb. 113) sind die Sparren traufseitig in eine Mauerpfette eingekerbt. Zwei bis drei Anker- oder Zugbalken nehmen die Horizontalkräfte auf und bilden mit den Sparren zusammen ein Binderdreieck. Bei einfacheren Gebäuden sind die Pfetten und Sparren rund belassen und nur im von aussen sichtbaren Vordachbereich bearbeitet.

Die Dachneigung

Je nach Region und Material gibt es verschiedene Dachneigungen (Abb. 114). Im Misox und im Val Calanca beträgt die Neigung der

Steinplattendächer ungefähr 30° (65%). Bei einer solchen Neigung sollte die Plattenbreite ca. 45 – 50 cm betragen. Bei steileren Dächern muss die Breite reduziert, bei flacheren Dächern vergrössert werden.

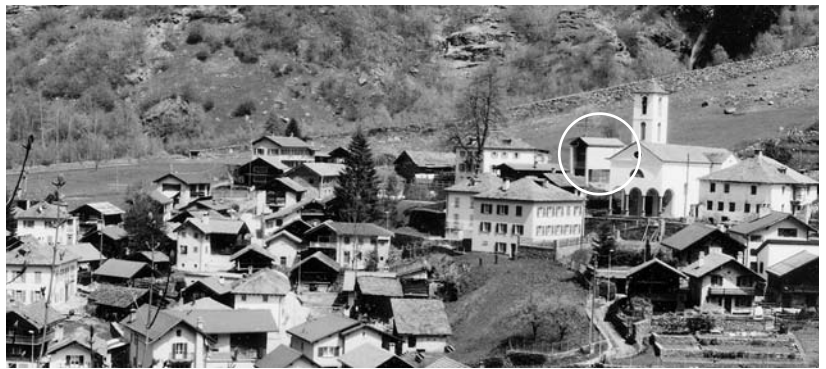


Abb. 109: Rossa, Haus Macullo. Beispiel für einen Neubau, der sich der bestehenden Siedlungsstruktur einordnet und dadurch die historisch gewachsene Siedlungsstruktur ergänzt.



Abb. 110: Soazza. Ausschnitt der Dachlandschaft.



Abb. 111: Rossa, Augio. Das bäuerliche Gebäude im Vordergrund trägt ein Satteldach, das Bürgerhaus dahinter ein Walmdach und der Kirchturm ein Pyramidendach.

Schon kleine Veränderungen können den Baukörper in seiner Wirkung stark beeinträchtigen. Insofern ist es äusserst bedauerenswert, wenn bei einer Dacherneuerung auch die Dachneigung verändert wird (Abb. 115).

Das Material

Früher mussten die Steinplatten unweit der Baustelle gewonnen werden. Heute gibt es zwei Steinbrüche, in denen das Plattenmaterial abgebaut wird: Arvigo im Calancatal

und auf der Nordseite des San-Bernardino-Passes auf dem Gemeindegebiet von Mesocco. Die «piode» sind Gneisplatten, die von grossen Steinblöcken abgespalten werden. Sehr wichtig ist eine möglichst gleiche Stärke des Materials von 4,0 – 4,5 cm. Bei stark variierenden Stärken müssen die dünneren Platten verkeilt werden. Im Laufe der Zeit können sich die Keile lösen, was zu lokalen Verrutschungen der Platten führen kann.

Die Art des Verlegens

Der Dachdecker legt die grössten und regelmässigsten Platten in der ersten Reihe entlang der Traufe auf einen konischen Balken. Ab der zweiten Reihe werden jeweils die Stossfugen der darunterliegenden Reihe abgedeckt. Die dreifache Deckung mit jeweils versetzten Fugen garantiert die Dichtigkeit der Dachhaut. Da die Platten fast horizontal, treppenartig verlegt werden, ist eine zusätzliche Befestigung nicht notwendig (Abb. 116). Heute werden die Platten auf eine vierkantige Lattung gelegt; früher verwendete man Hälblingslatten. Die obersten Plattenreihen beim Giebel, die ja nicht mehr durch weitere Steinschichten beschwert sind, werden vermörtelt. Heute werden die vorderen Kanten der Platten bearbeitet, um gerade Bahnen zu erhalten (Abb. 117). Ältere Dächer, sogenannte «tecca a piüma» (Gefieder eines Vogels), mit weniger gleichmässigem Material wirken viel ursprünglicher und lebendiger (Abb. 118).

Details an Trauf und Ort

Die vielfältigen Anforderungen, die an ein modernes Dach gestellt werden, so die absolute Wasser- und Luftdichtigkeit (Unter-

Abb. 112: Die Konstruktion eines Pfettendaches.

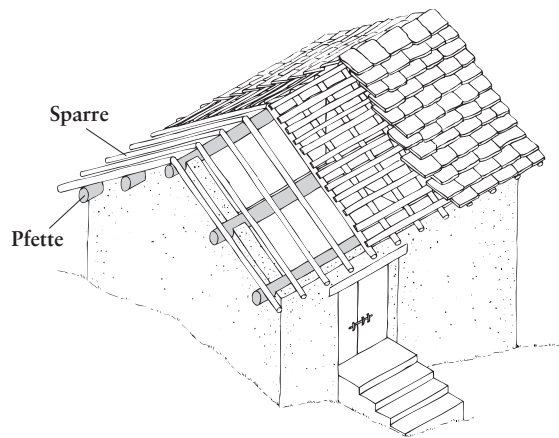
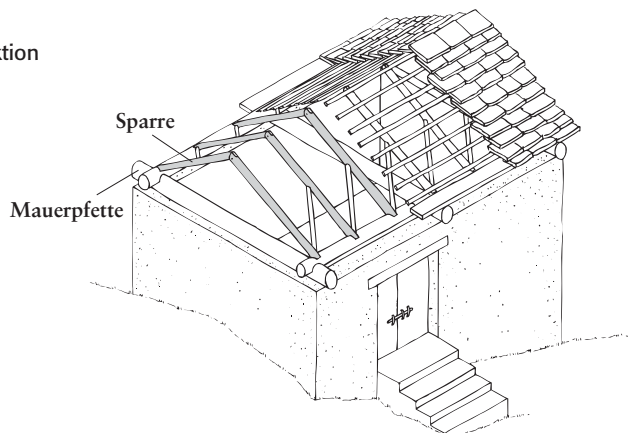


Abb. 113: Die Konstruktion eines Sparrendaches.



dach), die thermische Isolation (Bauphysik) und eine sehr geringe Verformungstoleranz (Statik) haben Auswirkungen auf Dimension und Proportion eines Daches. Die Unterschiede im Vergleich mit älteren Dachkonstruktionen sind vor allem im Vordachbereich besonders auffällig. Hier gilt es, kreative Lösungen zu finden, um die traditionellen Trauf- und Ortdetails erhalten zu können.

Spenglerarbeiten

Vor dem 19. Jahrhundert wurden am Dach nur in seltensten Fällen Metallbleche verwendet. Kamineinfassungen waren unbekannt, auch Dachrinnen bei einfachen Bauten keine vorhanden. Eine entsprechende «Nachrüstung» kann dort sinnvoll sein, wo sich an der Traufseite eine Haustüre befindet oder wo man mit dem Ableiten des Dachwassers eine Verringerung der Mauerfeuchtigkeit erreicht. Holzrinnen wirken sehr rustikal und sind nur bei einem entsprechenden historischen Befund zu rechtfertigen.

Heute wird für Spenglerarbeiten meist Kupferblech verwendet, das mit der Zeit eine dunkelbraune bis schwarze Farbe annimmt. Früher war Kupfer ein teures Material und kam nur bei sehr wertvollen Objekten zur Anwendung. Wenn überhaupt, so wurden Spenglerarbeiten an einfacheren Bauten mit verzinktem Eisenblech, das eine hellgraue Farbe aufweist, ausgeführt. Wo Spenglerarbeiten notwendig sind, empfiehlt die DPG deshalb eine der vielen Legierungen einzusetzen, die alterungsbeständig, aber hellgrau sind, wie Kupfertitanzink, Kupfer verzinkt, Uginox, Chromstahl oder ähnliches. Beim Übergang von der Rinne zum Fallrohr entsprechen die in Gehrung



Abb. 114: Die typischen Wohn- und Stallbauten in den verschiedenen Regionen Graubündens.



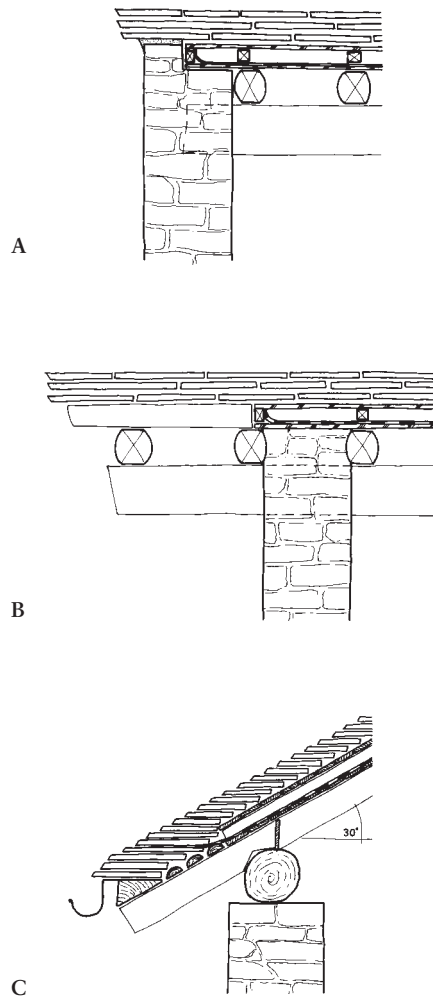
Abb. 115: Cama. Gegenüber den alten Ställen sind bei den neu eingedeckten Bauten flachere Dächer aufgesetzt worden.

geschnittenen Bögen der ursprünglichen Art – sie sind in jedem Fall eleganter als gekurvte Formen.

Allgemein ist festzustellen, dass bei Dachrinnen und Fallrohren oft zu grosse Querschnitte verwendet werden. Es empfiehlt sich die Verwendung kleinerer und eleganterer Querschnitte, statt mit einer unschönen Lösung auch noch für das Jahrhundertereignis gewappnet zu sein.

Bei der Ausbildung von Kehlen und Gräten sollte der Dachdecker auf Bleche verzichten.

Abb. 116: Die schematischen Zeichnungen der Trauf- (A, B) und Giebelseite (C) zeigen die Konstruktionsweise von Steinplattendächern (tecca a piüma).



Schneefangvorrichtungen

Aus Sicherheitsgründen ist es manchmal notwendig, Schneefangvorrichtungen am Dach anzubringen – früher gab es diese nur selten. Üblich sind Ausführungen mit Eisenrohren oder schlanken Rundhölzern. Auch hier handelt man sich mit dem «Systemwechsel» auch Nachteile ein. Das Zurückhalten des Schnees auf der schattigen Dachhälfte, während die der Sonne zugewandte Seite schon schneefrei ist, führt zu

ungleichmässigen Belastungen des Dachstuhls. Die Befestigung der Schneefangvorrichtungen auf den Sparren bedeutet immer auch eine Verletzung der Dachhaut und damit die Einführung einer Schwachstelle.

Kamine

Je nach Gebäudetypologie und Grösse verfügt ein historisches Wohnhaus über ein bis mehrere originale Feuerstellen bzw. Kamine. Mit eingemauerten vorkragenden Platten versuchte man früher, das am Kamin abtropfende Wasser auf das Dach abzuleiten. Jede Durchdringung der Dachhaut bedeutet eine Schwachstelle, bei vielen Dachstühlen gab es denn auch Feuchtigkeitsschäden im Bereich der Kaminaustritte. Heute wird dieses Problem mit Kamineinfassungen gelöst. Während die alten Kamine fast immer nahe beim First aus dem Dach austraten, werden heute Kamine für neu im Haus eingerichtete Elemente wie Cheminées oder Zentralheizungen oft an ungewohnten Stellen am Baukörper angeordnet. Diese gleich wie die alten, gemauerten, oft mit kunstvoll gebauten Kaminhüten versehenen Kamine zu gestalten (Abb. 119), etwa wegen der «Einheitlichkeit», ist wenig sinnvoll. Für neue Kamine könnte eine schlichte Ausführung in Metallrohr eine angemessene Lösung sein. Dies gilt auch bei umgenutzten Gebäuden, die nie über eine Feuerstelle verfügt haben, wie etwa bei Ställen.

Dachausbauten

Die weitgehende Geschlossenheit und damit Ruhe der Dachflächen ist eines der wichtigsten Merkmale der Dachlandschaft eines historischen Dorfkerns. Eingriffe sollten da-

**Das Dach, die fünfte Fassade
des Hauses**

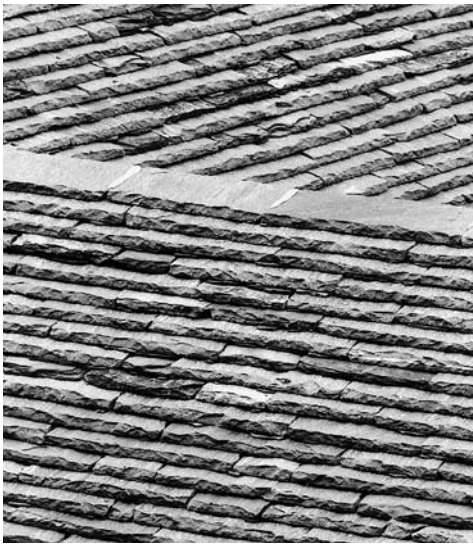


Abb. 117: Roveredo. Regelmässig in Bahnen verlegte Platten eines neuen Steinplattendaches.

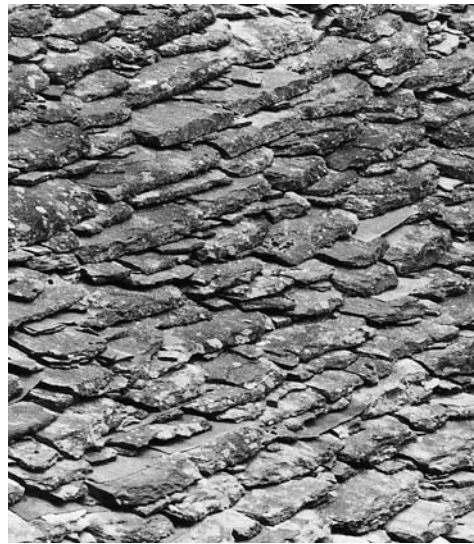


Abb. 118: Grono. Versetzt verlegte, unterschiedlich grosse Platten eines historischen Steinplattendaches.

her nur mit äusserster Zurückhaltung erfolgen. Die Forderung nach einem möglichst haushälterischen Umgang mit dem zur Verfügung stehenden Bauland allerdings zielt auf eine Verdichtung im Siedlungsinne. Dies lässt eine Nutzung des Dachraumes als sinnvoll erscheinen, zumal das «Wohnen unter schrägem Dach» sich auch einer grossen Beliebtheit erfreut.

Der Vollausbau des Dachraumes zu Wohn- oder Arbeitszwecken ist jedoch mit einer ganzen Reihe von Problemen verbunden, die häufig zu wenig bedacht werden. Die Kosten für den Ausbau eines Dachraumes sind wesentlich höher als bei einem Normalgeschoss und lassen sich – ausser an Standorten mit sehr hohen Bodenpreisen – selten angemessen verzinsen oder gar amortisieren.

Für die Belichtung des ausgebauten Dachraums bieten sich technisch mehrere Möglichkeiten an, gestalterisch gute Lösungen sind allerdings selten. Das Ausbrechen von grossen Fenstern im Giebel dreieck wirkt am historischen Gebäude oft störend. Nicht jedes Haus verträgt Schleppläuben, Giebel-

lukarnen und Quergiebel und wenn, dann nur in beschränkter Anzahl und bescheidener Grösse (Abb. 120). Gleiches gilt auch für die beliebten, weil billigen Dachflächenfenster. Im Gegensatz zu Dachaufbauten wird der Baukörper mit dachflächenbündigen Fenstern nicht verändert. Doch auch die Durchlöcherung der Dachhaut wirkt unnatürlich – vor allem nachts, bei hell erleuchtetem Zimmer. Dacheinschnitte sind in jedem Fall abzulehnen.

Abb. 119: Roveredo, Haus Toveda. Steinernes Walmdach mit Kaminen.



Sonnenkollektoren

Dachkollektoren – seien sie in die Dachfläche integriert oder auf diese aufgesetzt – wirken auf einem Steinplattendach immer störend. Bei der Nutzung von Sonnenenergie in historischen Gebäuden gilt es daher, nach alternativen Lösungen zu suchen. Kollektoren können etwa auf dem Dach untergeordneter Nebenbauten montiert oder an Böschungen, angelehnt im Gelände, aufgestellt werden.

Subventionspraxis

Der Kanton Graubünden gewährt Beiträge für Restaurierungsmassnahmen an historisch bedeutenden Bauten und Anlagen. Die DPG bearbeitet die Beitragsgesuche und leitet diese an die für die Genehmigung

zuständigen Instanzen weiter. Im Bereich der Ortsbildpflege wird in Ortschaften mit einer in der Ortsplanung gesetzlich verankerten Steindachpflicht im Rahmen der verfügbaren Mittel ein Beitrag an die Instandsetzung oder Erneuerung von Steindächern geleistet. Bundessubventionen werden ebenfalls entrichtet. Beiträge der Gemeinde sind im Misox nur in Soazza erhältlich.

Subventionswürdig sind folgende Objekte:

- bestehende Wohnbauten
- Ökonomiebauten, die keine Nutzungsänderung und demnach keine Beeinträchtigung des ursprünglichen Gebäudecharakters erfahren
- In Ausnahmefällen Stallumnutzungen und Neubauprojekte in einer wichtigen Baugruppe, wenn sie eine architektonisch besonders qualitätsvolle Gestaltung aufweisen

Für die Ausrichtung eines Beitrages gelten folgende Bedingungen:

- Das Bauprojekt muss erhöhte Anforderungen an die architektonische Qualität erfüllen
- Die Ausführung muss fachgerecht und nach anerkannten denkmalpflegerischen Grundsätzen erfolgen
- Während der Bauausführung ist der Bauberater der DPG beizuziehen
- Nach Abschluss der Restaurierung ist eine Schlussdokumentation abzuliefern

Dringend empfohlen wird der Beizug einer Baufachperson, eines Architekten oder einer Architektin. Anlässlich von Baubesprechungen können Bauberater der DPG oft wertvolle Hinweise zu anderen architektonischen Problemen geben und damit zur Verbesserung des Gesamtprojektes beitragen.

Abb. 120: Soazza. Walmdach mit originaler Lukarne.



Abb. 121: Mesocco, Crimeo, Pfarrkirche SS Pietro e Paolo. Im Zuge einer Teilrestaurierung wurde im Jahr 2004 auch das Steinplattendach der Kirche erneuert.



Preise

Für ein Steinplattendach in gut zugänglichem Gelände (inkl. Gerüste, Spenglerarbeiten und Dachstuhlverstärkungen) wird ein Durchschnittspreis von ca. Fr. 535.-/m² angenommen.

Bei privaten Gesuchstellern beteiligt sich der Kanton mit 16,8%, der Bund zusätzlich mit 20% an den subventionsberechtigten Baukosten für ein Steinplattendach. Dies ergibt folgende Rechnung:

$$\begin{array}{r} \text{Fr. 535.-/m}^2 \\ - \text{Fr. 197.-/m}^2 \quad \text{Beiträge (36,8\%)} \\ \hline \text{Fr. 338.-/m}^2 \\ \hline \text{=====} \end{array}$$

Für ein Eternitdach belaufen sich die Baukosten auf ca. Fr. 257.-/m². Die Mehrkosten für ein Steinplattendach gegenüber einem Eternitdach betragen demnach Fr. 81.-/m².

Wirtschaftsförderung in der Peripherie

In einer Zeit, in der die Bedeutung von Randregionen diskutiert und die Förderung einer dezentralen Besiedlung im Berggebiet in Frage gestellt wird, darf der Nutzen von Denkmalpflegebeiträgen nicht unterschätzt werden. Gerade in den Randregionen sind die Dörfer dank der schwachen konjunkturellen Entwicklung vor Zersiedelung und unstrukturiertem Siedlungswachstum weitgehend verschont geblieben. Mit gezielt eingesetzten Beiträgen der öffentlichen Hand



wird ein grosses Arbeitsvolumen für hoch spezialisierte Unternehmen der einheimischen Bauwirtschaft erzeugt. Im Jahr 2004 sind für 24 Steindächer im Kanton Graubünden Subventionen in einer Höhe von Fr. 310 073.- geleistet worden (Abb. 121 und 122). Damit wurden Investitionen mit Gesamtkosten von Fr. 4 145 934.- (beitragsberechtigte Baukosten von Fr. 1 647 473.-) ausgelöst.

Mit dem Schutz und der sorgfältigen Erneuerung wertvoller Einzelbauten, der Pflege historisch gewachsener Siedlungen und der qualitätsvollen Gestaltung von Neubauten können Gemeinden in den Randgebieten die Bedingungen für einen sanften Tourismus nachhaltig verbessern. Kaum ein Reiseprospekt, der nicht mit intakten Landschaften, idyllischen Dörfern und historischen Baudenkmalern werben würde.

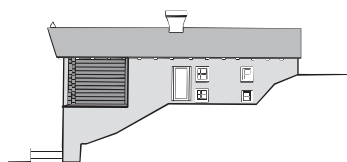
Abb. 122: Arvigo, Delà del Pont, Häuser Companini und Rigassi. Bei beiden Häusern wurden 2004 die Steinplattendächer saniert.

Avers, Madris, Wohnhaus Nr. 163: Die «museale» Erhaltung eines Bauernhauses

Die Anlage

Das Wohnhaus Nr. 163 ist Bestandteil einer Gruppe von zwei nur durch eine schmale Gasse voneinander getrennten Häusern, die gemeinsam den Überrest des ehemals dauernd bewohnten Weilers «Stettli» in der Val Madris bilden. Es ist ein regionaltypisches Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert, bei dem sich die historische Bausubstanz im Wesentlichen erhalten hat; dies, trotz eines Umbaus im Jahre 1960. Sowohl aussen wie auch im Innern finden sich noch sehr viele originale Details.

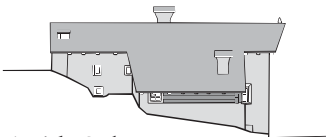
Abb. 123: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Fassaden.
Mst. 1:400.



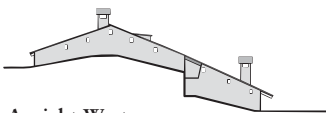
Ansicht Nord



Ansicht Ost



Ansicht Süd



Ansicht West



Das in den Hang gebaute Gebäude steht mit dem Giebel zur Talstrasse, die direkt am Haus vorbeiführt. Unterkellert ist nur die östliche Hälfte des Hauses. Die beiden Kellerräume sind von der Strasse her über stichbogige Türen erschlossen und je von einem kleinen Fensterchen erhellt. Das Kellergeschoss ist durchwegs aus Bruchsteinen gemauert, das Mauerwerk innen unverputzt. Im nördlichen Raum finden sich Reste eines Einbaus in Bohlenständerbauweise mit Fragmenten einer Türe. Beide Keller weisen in den Seitenwänden grosse Lichtnischen auf. Der Boden besteht aus gestampfter Erde.

Über den Kellern erhebt sich eine zweigeschossige Strickkonstruktion – Stube mit Nebenstube im ersten Geschoss, Kammer und Nebenkammer im zweiten. Der Strick wird teilweise durch eine Vormauerung geschützt. Diese reicht auf der Talseite bis unter die Fenster der Hauptwohnräume, auf der Nordseite ist sie etwa 80 cm höher. Die Südseite ist vollständig vorgemauert. Im Giebel der Ostfassade findet sich die Inschrift 1698 H ST, A ST und M HM G. Hinter den gestrickten Wohnräumen liegt eine gemauerte Raumschicht bestehend aus Vorraum und Küche, dahinter liegen in einer zweiten Schicht zusätzlich zwei gemauerte Räume. Das ganze Gebäude ist mit einem einheitlichen Satteldach mit Steinplatten gedeckt. Bergseits hinter dem Haus liegt eine Aufschüttung als Lawinenkeil.

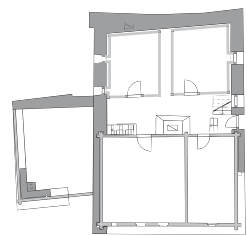
Südlich an das Wohnhaus angrenzend befindet sich ein von der Strasse zurückversetzter rechteckiger Anbau, dessen Pultdach direkt mit dem Satteldach des Wohnhauses verbunden ist. Durch diesen Anbau muss hindurch, wer das Wohnhaus betreten will. Er liegt auf einem niedrigen Podest aus Steinplatten und ist bis auf Höhe des

Türsturzes gemauert. Das Mauerwerk besitzt eine Vormauerung, was sich nur dadurch erklären lässt, dass einzelne Mauerteile einem Vorgängerbau entstammen. Der obere Teil ist als Holzstrick konstruiert. Der Anbau bietet eine Vielzahl rätselhafter Details: Die Krone des Mauerwerks erscheint wegen ihres unregelmässigen Verlaufs wie abgebrochen, eine Aussparung an der Südseite lässt vermuten, dass diese einst stärker belichtet war als nur durch jenes kleine Fenster in der Westecke, das heute besteht. Im Innern finden sich in der südöstlichen Ecke eine runde Einbuchtung und Steinplatten sowie eine im Mauerwerk eingelassene Angel aus Holz; Indizien, die darauf hindeuten, dass hier einst eine Feuerstelle bestanden hat. Ein ebenfalls ins Mauerwerk gesetzter Stein mit zwei vertikalen Einbuchtungen von rund 8 cm kann als Ofentürchen identifiziert werden. Offenbar integriert der Anbau also jenes von innen beschickbare Backhäuschen, von der die Überlieferung berichtet.

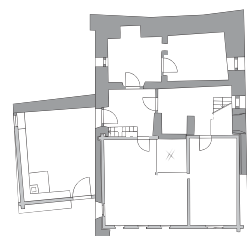
Das Äussere

An der Südwand des Haupthauses zeigen sich zwei hölzerne Zuganker, welche offenbar Strick und Vormauerung verbinden. Der Verputz scheint hier wie auch an der Nordfassade um 1960 erneuert worden zu sein. Der hintere Teil der Südfassade verfügt über einen sehr schönen, ausgewitterten Rasa-pietra-Kalkputz. Ebendort finden sich auch drei kleine Fenster mit geschrägten Leibungen und originalen Holzläden und Beschlägen. Auch am rückwärtigen Lawinenkeil besteht noch der originale Kalkputz, wenn er auch an vielen Stellen mit zementhaltigem Material ausgebessert worden ist. Talseitig besitzt die Fassade an den

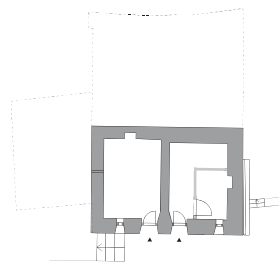
gemauerten Teilen Reste eines vergilbten, im wesentlichen mineralischen Anstriches. Die Nordfassade zeigt im östlichen Viertel die auf dem gemauerten Kellergeschoss liegende, teilweise mit einer Vormauerung geschützte Strickkonstruktion, in der Mitte zwei übereinander liegende Fenster und eine Tür, die früher wohl auf eine Laube mit aussen liegendem Abort führte, im hin-



Obergeschoss



Erdgeschoss



Kellergeschoss

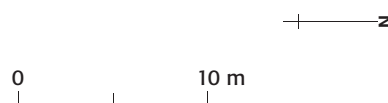


Abb. 124: Avers, Madris, Haus Nr. 163. Grundrisse. Mst. 1:400.

**Avers, Madris, Wohnhaus
Nr. 163: Die «museale»
Erhaltung eines Bauernhauses**

Abb. 125: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Türdetail.



Abb. 126: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Einfuerungs-
loch des Backofens im
Südanbau.



Abb. 127: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Vorraum im
Erdgeschoss mit rekon-
struierter Stiege ins Ober-
geschoss.



**Avers, Madris, Wohnhaus
Nr. 163: Die «museale»
Erhaltung eines Bauernhauses**

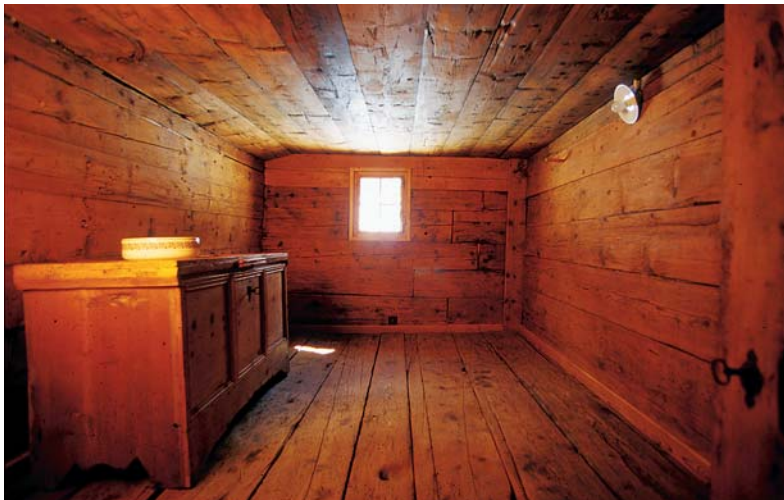
Abb. 128: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Stubenofen.



Abb. 129: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Stubenbuffet.



Abb. 130: Avers, Madris,
Haus Nr. 163. Schlafkammer
im Obergeschoss.



teren Teil zwei Öffnungen für die dahinter befindliche Raumzeile.

Das Innere

Die Räume im Erdgeschoss werden durch einen quadratischen Vorraum erschlossen, den man durch den Haupteingang an der Südseite betritt. Eine Türe führt in den ersten Raum der bergseitigen Raumzeile. Dabei mag es sich – darauf deutet eine in der massiven westseitigen Aussenmauer eingelassene Feuerstelle hin – um die ehemalige Käseerei handeln. Von hier aus bietet sich der einzige Zugang zum nördlich anschliessenden Raum, der möglicherweise einst als Käsekeller gedient hatte. An der Stirnseite des Vorraums schliesst die ehemalige Küche an. Sie wird von einem mächtigen Rauchfang mit einer Latte zum Aufhängen der Küchengeräte dominiert. Unter dem Rauchfang in der Küche öffnet sich das Feuerloch für den gemauerten Ofen, der sich im südlichen Raum der ostseitigen Raumzeile, der Stube befindet. Diese wird durch eine Türe mit relativ hoher, abgenutzter Schwelle und breiten, geschrägten Türpfosten vom Vorraum her betreten. Sie besitzt als einziger Raum des Hauses eine Wandtäfelung. Ausser dem mächtigen, mit Steinplatten bedeckten Ofen mit dazugehörigem Gestell und Sitzbank findet sich in der Stube noch ein Tisch und ein älteres Buffet sowie eine Truhe mit der Inschrift A N O 17 H ST (übereinander geschrieben, wohl für Stoffel) T G 43. Der Zugang zur nördlich anschliessenden Nebenstube scheint jüngeren Datums zu sein; diese war wohl ursprünglich nur über den noch erhaltenen Eingang von der Küche her begehbar gewesen. Die gestrickten Wände der Nebenstube sind unverkleidet, der Boden ist wie in der Stube

aus breiten Holzriemen gefügt, wohingegen die Böden in den gemauerten Räumen des Erdgeschosses alle mit Steinplatten belegt sind.

Das Obergeschoss war seit 1960 über eine Treppe in der Küche erschlossen. Der originale Ausgang befand sich im Vorraum links des Eingangs an der Strickwand zur Stube und führte in einen Mittelkorridor. Die gestrickten Kammern an der Talseite bilden eine konstruktive Einheit mit den darunterliegenden Stuben, die zwei Räume westlich des Korridors sind in Ständertechnik auf den gemauerten Unterbau gesetzt. Die Kammer über der Stube wurde nachträglich leicht erhöht, hat sich ansonsten aber original erhalten. Wie die Nebenkammer zeigt sie die blossen Strickwände.

Im Obergeschoss ist sichtbar, dass das Vorderhaus und Hinterhaus zwei separate Balkenlagen besitzen, welche sich beide auf die innere Strickwand aufstützen. Es handelt sich also um zwei eigenständige Gebäudeteile.

Die Restaurierung

Der Eigentümer, Peter J. Richner, Zürich, wollte den weitgehend authentischen Zustand des Hauses bewahren und wo nötig den Originalzustand wiederherstellen. So wurden sämtliche Einbauten von 1960 entfernt, auch die noch funktionstüchtige Treppe in der Küche; im Vorraum wurde dafür die einfache Holzstiege ins Obergeschoss rekonstruiert. Mit Ausnahme einer Isolierung der Kellerdecke wurde auf sämtliche wärmetechnischen Sanierungen verzichtet. Dies war möglich, weil vorerst nur eine Sommernutzung vorgesehen ist. Das Holzwerk wurde abgewaschen und ergänzt, das Stubenbuffet und weitere Möbel restauriert, der Stubenofen als einzige Wär-

mequelle im Haus betriebsbereit gemacht. Für eine einfache Bewohnbarkeit wurde eine minimale sanitäre Installation eingebaut: drei Küchenelemente in der ehemaligen Käserei, Dusche/WC und Boiler im einstigen Käsekeller.

Die Aussenrestaurierung beinhaltet die Erneuerung des Steinplattendachs und der Kamine sowie die Instandstellung der Kalkverputze. Unreparierbare Fenster wurden in einfachverglaster Ausführung rekonstruiert. Das Vorgelände zwischen Haus und

Strasse wurde mit Bollensteinen gepflästert. Für Projekt, Bauleitung sowie sämtliche Baumeisterarbeiten zeichnete die Firma Luzi Bau AG, Zillis-Reischen, verantwortlich. Wir möchten der Bauherrschaft für ihren ausserordentlichen Idealismus, dem Architekten und den Unternehmern für die gute Zusammenarbeit danken. Mit der «musealen» Restaurierung des Hauses Nr. 163 in Avers, Madris, konnte ein wichtiger Zeuge bündnerischer Baukultur für die Nachwelt erhalten werden.

Das «Kurhaus Bergün»: Zur Restaurierung eines historischen Hotels

Abb. 131: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün», historische Aufnahme. Blick gegen Nordwesten.

Abb. 132: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün», nach der Restaurierung. Blick gegen Norden.

Nach dem Bau der durchgehenden Albulastrasse 1865/66 entwickelte sich in Bergün/Bravuogn langsam der Fremdenverkehr. Anlass zur Errichtung eines Hotels im grossen Stil, des «Kurhaus Bergün» (Abb. 131 und 132), gab jedoch erst der 1903 erfolgte Bau der Bahnlinie ins Engadin. Das Gebäude wurde 1905–1907 vom Zürcher Architekten Jost-Franz Huwyler-Boller (1874–1930) erbaut. Huwyler bezeichnete sich selbst als Spezialisten für Hotelbauten und führte auf seiner Referenzliste Häuser wie

das «Cresta Palace» in Celerina/Schlarigna, den «Schweizerhof» in Como und das «Reber au Lac» in Zürich.

Baubeschrieb

Als Bauplatz war ein grosszügiges, baumbestandenes Grundstück am nordöstlichen Dorfrand von Bergün/Bravuogn bestimmt, welches abseits der Hauptstrasse lag. Hier entstand ein «Haus 1. Ranges mit 85 eleganten, heimeligen Fremdenzimmern mit 120 Betten, mit geräumigem, schmuckem Vestibül, in wunderschöner, nach allen Seiten freistehender Lage, mitten im Tale, ausgerüstet mit allem Komfort der Neuzeit, den neuesten hygienischen Anforderungen entsprechend, mit Zentralheizung, elektrischem Licht, Lift, Badezimmern, grossem Speisesaal, mit mehreren grossen Terrassen gegen Süden und Westen, geräumigen Restaurationslokalitäten, Bar, Kino, Damensalons, Lese- und Schreibzimmer. Wasser-klosets nach neuestem System und Hydrantenanlage im ganzen Hause. Dunkelkammer. Schöne Gartenanlagen mit den verschiedenen Spielplätzen: Croquet, Lawn-Tennis, Turngeräte». So pries sich das Hotel kurz nach seiner Errichtung in einem Prospekt an.

Das Hotel besteht aus einem viergeschossigen, länglichen Baukörper (Abb. 133); gartenseitig ist im rechten Winkel zum Hauptbau ein eingeschossiger Speisesaal mit Muldengewölbe angefügt. Die Hauptachse akzentuiert im Erdgeschoss das Vestibül als im Halbrund vorspringende Säulenhalle, die von zwei Flügeln mit weiteren Gemeinschaftsräumen flankiert wird. Die Hotelzimmer in den Obergeschossen sind beidseits eines die gesamte Breite des Hauses durchmessenden Mittelkorridors aufgereiht.



Die Fassade wiederholt die streng achsial-symmetrische Gliederung des Grundrisses. Stilistisch weist das Gebäude Gestaltungselemente des Historismus, des Jugendstils sowie des Bündner Heimatstils auf.

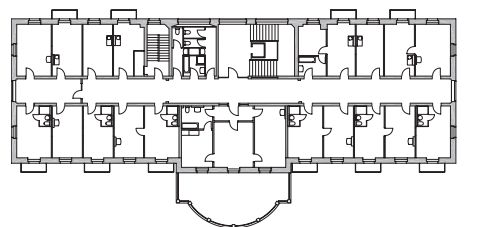
Zustand vor der Restaurierung

Nach einem Brand des Dachstocks im Jahre 1949 mussten im Dachbereich Erneuerungsarbeiten durchgeführt werden. Dabei wurde das originale, oben abgeflachte und zu den Seiten abgewalmte Dach durch ein Walmdach ersetzt und der achteckige, zwiebelbekrönte Aufbau, der ursprünglich über dem Mittelteil thronte (Abb. 131), nicht mehr wieder aufgebaut. Ansonsten hat sich das Gebäude in seiner Originalsubstanz im Wesentlichen erhalten.

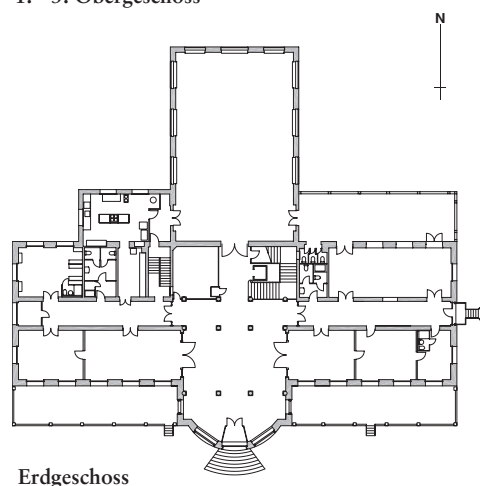
Mitte der 1950er Jahre wurde das Hotel an die «Genossenschaft für Familienherbergen» verkauft, die das ehemalige «Kurhaus» unter dem Namen «Chesa Grusaida» weiterführte und mangels Geld nur geringfügig der neuen Nutzung anpasste. Die Hotelzimmer in den Obergeschossen wurden zu Mehrzimmerwohnungen mit je einer kleinen Kochgelegenheit und einem WC zusammengesetzt. Dabei sind allerdings die originalen Lavabos in vielen Zimmern erhalten geblieben. Im Erdgeschoss hatte man im Restaurant und im Damensalon ebenfalls Wohnungen eingebaut; aus statischen und wärmetechnischen Gründen wurden dabei auf einer geringeren Höhe neue Decken eingesetzt, die darüber liegenden alten Gewölbe aber blieben erhalten. Der ehemalige Speisesaal und das Kino wurden als Gruppenlager genutzt. Die damals eingezogenen Trennwände wie auch die neuen Übermalungen und Verkleidungen, welche die ursprünglichen Oberflächen verdeck-

ten, sollten für die Originalsubstanz keine gravierenden Schäden zur Folge haben. Im Nachhinein hat sich das Umbauverhalten der Genossenschaft als denkmalpflegerisch vorbildlich erwiesen und machte eine Restaurierung der vorliegenden Art überhaupt erst möglich.

Im Jahre 2002 musste die Familienherberge «Chesa Grusaida» geschlossen werden. Dem persönlichen Engagement des Architekten Heini Dalcher, Sissach BL, ist es zu verdanken, dass das Hotel danach wieder zu neuem Leben erweckt wurde. Der dem Ort verbundene Stammgast gründete mit einer Vielzahl weiterer Interessierter eine Aktiengesellschaft, die das Haus 2002 erwarb. Dalcher führte Spezialisten wie Restauratoren, Maler und Schreiner für eine etappierte Restaurierung zusammen und entwickelte ein Gesamtkonzept. Ähnlich ei-



1. - 3. Obergeschoss



Erdgeschoss

0 10 m

Abb. 133: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün», Grundrisspläne. Mst. 1:750.

**Das «Kurhaus Bergün»:
Zur Restaurierung
eines historischen Hotels**

ner Bauhütte arbeiten die Handwerker über Jahre hinweg einzig an diesem Bau, was sich positiv auf die Qualität der Arbeit auswirkt.

Das Haus hat seinen alten Namen «Kurhaus Bergün» zurückerhalten. Es besitzt neben vielen Familienwohnungen wiederum einzelne Hotelzimmer und spricht auf diese Weise ein grösseres Gästesegment an. Das Restaurant fungiert erneut als solches und richtet sich auch an Tagesgäste. In der Zwischensaison kann das ganze Haus samt Küchenpersonal für Grossanlässe wie Seminare, Kurse oder Feierlichkeiten gemietet

Abb. 134: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün». Reststück der ehemaligen Wandbemalung im Vestibül.



Abb. 135: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün». Vestibül, nach der Restaurierung.



werden. Die Kurhausleiterin stellt darüber hinaus regelmässig ein Kulturprogramm zusammen.

Restaurierung

Das Restaurierungskonzept sah vor, neben den erforderlichen Sanierungsarbeiten an den undichten Dächern, maroden Balkonen und Terrassen, die Gemeinschaftsräume im Erdgeschoss wieder erkennbar und als solche nutzbar zu machen. Ein Teil der Familienwohnungen in den Obergeschossen sollte zu Hotelzimmern zurückgebaut und durch moderne Badezimmer ergänzt werden. Das Ziel war, möglichst viel Originalsubstanz von 1906 wieder hervorzuholen und zu sichern. Bei der Restaurierung beschränkte man sich zuerst auf die Fassaden und die Innenräume des Keller- und des Erdgeschosses. In einer zweiten Etappe im Jahre 2004 wurden einige der Wohnungen in ihrer ursprünglichen Funktion als Hotelzimmer wiederhergestellt.

Im Vestibül, dem «Herzstück» der Anlage,



Abb. 136: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün». Restaurierung der historischen Deckenbemalung im Speisesaal.

**Das «Kurhaus Bergün»:
Zur Restaurierung
eines historischen Hotels**

zeigten die restauratorischen Untersuchungen an einzelnen Wandbereichen eine florale Jugendstilmalerei (Abb. 134). Allerdings konnte deren ursprüngliche Ausdehnung über alle Wandflächen nicht mit Sicherheit angenommen werden; nicht auszuschliessen war die Möglichkeit, dass die Befundstellen blosse Versuche für eine letztlich unrealisiert gebliebene Dekoration bedeuteten. Aus diesem Grund wurde auf eine Rekonstruktion der Wandbilder verzichtet und die Wandflächen stattdessen weiss übermalt (Abb. 135). Neben dem Durchgang ins Restaurant hat man ein kleines Belegstück der Malerei sichtbar belassen. Im Speisesaal fand man unter dem kräftigen Hellblau der Decke eine weitgehend erhaltene Rankenmalerei (Abb. 136), welche man freilegte und sehr zurückhaltend retouchierte. Die originalen Jugendstilchränke in den Nischen wurden restauriert und die fehlenden grünen Glasfelder und Gipsreliefs im Brusttäfer nach dem historischen Vorbild rekonstruiert. Der Parkettboden wurde lediglich ausgebessert und nicht, wie so oft, komplett abgeschliffen. Fenster und Türen wurden restauriert und samt ihrer Beschläge integral erhalten. Der Saal präsentiert sich heute wieder weitgehend authentisch in seinem Jugendstil-«Gewand». Seine Oberflächen tragen aufgrund der zurückhaltenden Restaurierung immer noch die reizvollen Altersspuren (Abb. 137).

Sowohl im Restaurant wie auch im Damensalon sind die originalen Decken, die durch das Entfernen der nachträglich eingezogenen zweiten Plafonds zum Vorschein gekommen waren, mit Jugendstilmalereien geschmückt; der vorgefundene Erhaltungszustand war in beiden Fällen gut. Während das Restaurant sanft restauriert wurde (Abb. 138), beschränkten sich die Arbeiten

beim heute als Billardzimmer genutzten Damensalon bisher auf die Entfernung der nachträglichen Einbauten. Im Erdgeschoss liess man eine neue Küche einrichten. Die alte Küche im Untergeschoss wurde samt dem originalen Kochherd und diverser Öfen gesichert; sie dient heute als Spielzimmer.

In den zurückgebauten Hotelzimmern wur-

Abb. 137: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün». Speisesaal, nach der Restaurierung.

Abb. 138: Bergün/Bravuogn, «Kurhaus Bergün». Restaurant, nach der Restaurierung.



**Das «Kurhaus Bergün»:
Zur Restaurierung
eines historischen Hotels**

Abb. 139: Bergün/Bravuogn,
«Kurhaus Bergün». Hotelzim-
mer mit neuem Badezimmer-
einbau, nach der Restaurie-
rung



Abb. 140: Bergün/Bravuogn,
«Kurhaus Bergün». Originale
Jugendstileuchte im Speise-
saal.



160 KdmGR VII, 415-418.

den die neuen Nasszellen in zeitgenössischer Architektursprache als gangseitig in die Schlafräume eingestellte Glaskuben konzipiert (Abb. 139). Der ursprüngliche Raumeindruck wird auf diese Weise nicht beeinträchtigt.

Eine besondere Rarität des Hauses stellt die Jugendstileuchten-Kollektion dar (Abb. 140). Es grenzt an ein Wunder, dass sich diese fragilen Ausstattungsstücke nach so vielen Jahren bis auf wenige Teile, die ersetzt werden konnten, erhalten haben.

Für die Denkmalpflege stellt das Zusammentreffen eines architektonisch wertvollen, restaurierungswürdigen Gebäudes, eines mit Denkmälern erfahrenen, innovativen Architekten und einer Gruppe hoch qualifizierter Fachleute einen seltenen Glücksfall dar, der Mut machen soll, sich für ähnlich wichtige Objekte unseres Kulturgutes einzusetzen.

Kurzberichte

Zizers, Oberes Schloss: Restaurierung 2003/2004

Das Obere Schloss in Zizers wurde um 1680 von Baron Simon von Salis (1646–1694) erbaut. Zur Anlage gehören neben dem Wohnbau ein Portalhaus mit angebautem Stall sowie ein umfriedeter Ziergarten mit Gartenpavillon. Abseits des historischen Dorfkerns im Grünen gelegen, gehört es zum Typus des «herrschaftlichen Landhauses». Der kubische 2¹/₂-geschossige Baukörper mit Freitreppe und hohem Walmdach, an dem die Balkone des Mezzaningeschosses aufgehängt sind, zeigt an der Fassade wie auch im Innern grosszügige Bemalungen, wie sie für unser Gebiet ungewöhnlich sind.

Von der ursprünglichen Ausstattung des Schlosses aus der Zeit von 1680/90 haben sich nur noch die Decke in der ehemaligen Kapelle und die Sockelschränke im Ofenzimmer des ersten Stocks erhalten. Der grösste Teil der heute noch erhaltenen dekorativen Ausgestaltung entstand zwischen 1725 und 1730 unter Graf Rudolf Franziskus von Salis (1687–1738), dem Sohn des Erbauers, seit 1724 vermählt mit Anna Elisabeth Buol von Schauenstein.¹⁶⁰ Darunter sind besonders erwähnenswert die Régence-Stuckaturen im Salon und in der vormaligen Bibliothek im ersten Obergeschoss. Aus jener Zeit stammen auch die zwei bunt bemalten Steckborneröfen im zweiten Obergeschoss. Die Malereien im Treppenhaus und in den Korridoren mit ihren Kompositionen aus Scheinarchitektur und figürlichen Darstellungen stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts; sie wurden allerdings später überfasst.

Einen weiteren Ausbau veranlasste der Enkel des Erbauers, Graf Simon von Salis



Abb. 141: Zizers, Oberes Schloss. Gesamtanlage, Blick gegen Nordwesten.

(1777–1845) zwischen 1790 und 1800. Dieser Bauphase sind das Rokoko-Esszimmer im Parterre sowie das weiss lackierte, geschnitzte Täferzimmer und das Alkovenstübchen mit klassizistischen Motiven im ersten Obergeschoss zuzurechnen.

Das Portalhaus wurde vermutlich unter Rudolf Franziskus von Salis errichtet. Es liegt im Westen der Anlage und besteht aus einer einraumtiefen Zeile entlang der Stöcklistrasse. Im Erdgeschoss befindet sich beidseits der zentralen Durchfahrt je ein ge-

Abb. 142: Zizers, Oberes Schloss, Hauptgebäude. Deckenmalerei im Korridor des ersten Obergeschosses, nach der Restaurierung.

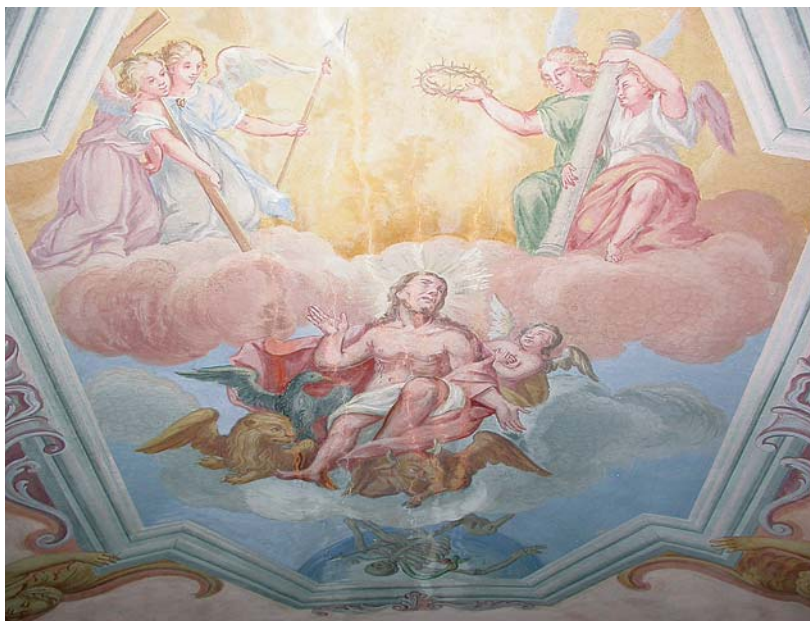


Abb. 143: Zizers, Oberes Schloss, Hauptgebäude. Der restaurierte Steckborner Ofen von 1782 im ersten Obergeschoss.



wölbter Raum, ursprünglich zum Ablegen von Geräten und Pferdegeschirr gedacht. Das Obergeschoss ist als Vierzimmerwohnung eingerichtet. Die ursprüngliche Symmetrie des Gebäudes wurde durch den um 1900 an der Nordseite angebauten Stall aufgehoben.

Abb. 144: Zizers, Oberes Schloss, Hauptgebäude. Die restaurierte Stube im ersten Obergeschoss.



Zwiebelhaube, der das Südosteck der dem Hauptbau südseitig vorgelagerten Gartenanlage markiert, stammt von 1910; hier war schon 1979 das Schindeldach erneuert worden.

Das Schloss ging 1947 von den Töchtern des letzten männlichen Erben aus der Familie (Graf Wilhelm, gestorben 1907) an das Bistum Chur über – der Zizerser Zweig der Familie Salis war als einziger dieser mächtigen Aristokratenfamilie im 17. Jahrhundert zum Katholizismus konvertiert.

Mit Regierungsbeschluss Nr. 635 vom 21.3.1977 wurde das Schloss unter kantonalen Denkmalschutz gestellt. Zwischen 1978 und 1982 erhielt das Hauptgebäude eine Aussenrestaurierung, blieb aber weiter unbewohnt und geriet im Innern immer mehr in einen desolaten Zustand. Im Jahre 2003 konnte die Anlage an zwei Familien verkauft werden, wovon eine das Schlossgebäude und die andere das Portalhaus übernahm. Im gleichen Jahr wurde die Restaurierung der Anlage in Angriff genommen.

Im Hauptgebäude wurde in einer ersten Etappe das Obergeschoss restauriert und heutigem Standard entsprechend bewohnbar gemacht. Um den Rohbau statisch zu sichern, mussten die sehr flachen, teilweise eingefallenen Tonnengewölbe mit Zugstangen versehen werden. Die Gläser der 1979 eingesetzten Doppelverglasungsfenster waren extrem stark verkalkt. Da sich die Kalkschicht mit keiner der ausprobierten Methoden entfernen liess, mussten sie alleamt ersetzt werden. Böden, Wände und Decken aller Räume sind fachgerecht instandgestellt worden. Neue Elemente wie Küche, Dusche, Bad, WC sind von hohem gestalterischem Wert und fügen sich gut in die historischen Räume ein. Der Bauherr,

Beat Kilchenmann, war als Architekt selber verantwortlich für die Restaurierung seines Hauses und behielt die sorgfältige Planung und Ausführung der Arbeiten stets im Auge. Die Nutzung des Hochparterres und des Mezzaningeschosses ist noch offen. Zur Diskussion steht die Möglichkeit, im Hochparterre eine zweite Wohnung oder Büroräume einzurichten und die jetzt bestehende Wohnung im ersten Obergeschoss ins Mezzanin zu erweitern.

Im Portalhaus¹⁶¹ wurde der zu einem früheren Zeitpunkt erfolgte unsachgemässe Einbau der Haustechnik im nördlichen Geräte-raum zurückgebaut. Der freigewordene Raum dient heute als Arbeitszimmer, die Haustechnik ist nun in einem neuen, aussen liegenden Kellerraum installiert. In der Wohnung im Obergeschoss sind die 1980 eingebauten Nasszellen (Küche und Bad) ersetzt worden. Die übrigen Räume wurden einer sanften Renovation unterzogen. Beim nordseitig angebauten Stall wurde das gemauerte Erdgeschoss zur Garage umfunktioniert, das in Riegelbauweise konstruierte Obergeschoss der Wohnung zugeschlagen. Teile der Riegelkonstruktion waren angefault und mussten ersetzt werden – zu diesem Zweck wurde der Holzbau zerlegt und wieder neu aufgebaut. Die Aussenwand wurde erneut mit breiten Brettern verschalt und entsprechend dem originalen Befund gefasst. Schadhafte Verputzstellen wurden innen und aussen geflickt. Die Verwendung der Lüftungsöffnungen im Stall als Fenster ergeben im Innern ungewöhnliche Lichtverhältnisse. Projekt und Ausführung sind auch hier sehr sorgfältig realisiert worden; verantwortlich zeichnete hierfür das Architekturbüro Vital + Schild, Chur.

Die Zeile Portalhaus und Stall wurde gegen Norden um ein weiteres Element, einen



Abb. 145: Zizers, Oberes Schloss, Hauptgebäude. Das ehemalige Bibliothekszimmer im ersten Obergeschoss, zur Küche umfunktioniert.



Abb. 146: Zizers, Oberes Schloss, Hauptgebäude. Das Alkovenstübchen im ersten Obergeschoss, heute Baderaum.

Abb. 147: Zizers, Oberes Schloss, Portalhaus und Gartentor. Blick gegen Süden.



Hof mit vier Autoparkplätzen und einem Velounterstand erweitert. Diese Massnahme stellt jedoch keine Beeinträchtigung für den höher liegenden Hof dar.

Dank dem Engagement der Eigentümer, den Familien Kilchenmann und Thomann, und der konstruktiven Zusammenarbeit zwischen Architekten, Spezialisten und Unternehmern konnte die Erhaltung eines für die Kulturgeschichte und das Ortsbild von Zizers bedeutenden Baudenkmals gesichert werden. Nach Jahren des Leerstands wird das Obere Schloss nun wieder mit Leben erfüllt.

Peter Mattli

Sta. Maria V. M.: Zur Restaurierung der Mühle Mall

Seit dem Herbst 2004 ist das Val Müstair um eine Sehenswürdigkeit reicher geworden: Die Restaurierungsarbeiten an der Mühle Mall in Sta. Maria V. M., der schweizweit einzigen noch bestehenden Mühle mit einem unterschlächtigen (durch Wasser von unten angetriebenen) Strauberradantrieb, sind weitgehend abgeschlossen. Die zu einem eigentlichen Kulturmuseum umfunktionierte Anlage kann nun besichtigt und im wahrsten Sinne des Wortes erlebt werden. Der Besucher findet hier Gegenstände

161 MATTLI PETER: Die Bedeutung der Nebenbauten für das Ortsbild. Jb ADG DPG, 2003, 166-167.



Abb. 148: Sta. Maria V. M., Mühle Mall. Die Antriebskonstruktion der Mühle mit Holzkanal und unterschlächtigem Strauberrad, welches den Mahlgang im Innern antreibt.



Abb. 149: Sta. Maria V. M., Mühle Mall, Erdgeschoss. Mahlgang mit Läufer- und Bodenstein, darüber der Einfülltrichter.

und Geräte einer reichen bäuerlichen Dorfkultur und kann erleben, wie unsere Vorfahren einen Mahlgang in Betrieb setzten. Einheimisches Biogetreide wird gemahlen und anschliessend zu Brot verarbeitet. Der ehemalige Heustall ist zu einem ansprechenden Begegnungs- und Kulturraum ausgebaut worden. Er wurde bereits für Ausstellungen genutzt.



Abb. 150: Sta. Maria V. M.,
Mühle Mall. Der Mehlkasten
im Untergeschoss.



Abb. 151: Sta. Maria V. M.,
Mühle Mall. Der neue
Backofen im renovierten
Heustall.

Die Mühle Mall befindet sich am untersten Ende der Gasse Paclera, nahe des Dorfbachs Muranzina. Urkundlich wird sie erstmals im Jahre 1676 erwähnt, als die Gemeinde dem Müller Jacob Cott das Wasserrecht erteilte. Während beinahe drei Jahrhunderten mahlte man hier mit Hilfe der Wasserkraft das Korn zu Mehl. Vor einigen Jahrzehnten allerdings wurde das Rad entfernt und die Wasserkanäle zugeschüttet. Zum Glück bewahrte der letzte Müller von Sta. Maria V. M., Alois Mall, die Inneneinrichtung der Mühle auf und pflegte sie sorgfältig. Seit 1991 befasste sich eine Gruppe kulturbewusster Münstertaler mit dem Gedanken, die alte Mühle samt der historischen Einrichtung an Ort und Stelle zu erhalten. Mit unermüdlichem Einsatz wurden

Vorarbeiten geleistet und die finanziellen Mittel für den Erwerb der Liegenschaft sichergestellt. Mit Unterstützung der Gemeinde und vieler Gönner und Helfer konnte die einzigartige Mühle vor dem drohenden Zerfall gerettet werden. Grosse Anerkennung gebührt der «Stiftung Mühle Mall» und dem Förderverein «Amis dal Muglin Mall», wie auch den freiwilligen Helfern aus dem Tal, aus dem Engadin und aus dem Unterland, die unzählige Stunden für die Restaurierung der Mühle geopfert haben und besonders auch dem einheimischen Kunsthandwerker Jon Bott, unter dessen fachkundiger Leitung die Arbeiten zur vollsten Zufriedenheit aller ausgeführt wurden.

Claudio Gustin

Das Gebäudeinventar: Ein neues Instrument für den Umgang mit historischen Bauten

Zur Entstehung

Das Kantonale Raumplanungsgesetz von 1973 sah als Grundlage für die Festlegung der schützenswerten und erhaltenswerten Ensembles und Objekte im Generellen Gestaltungsplan das Instrument des jeweils den ganzen historischen Kern eines Ortes abdeckenden Siedlungsinventars vor. Die Erarbeitung eines Siedlungsinventars drängt sich in der Regel im Vorfeld einer Ortsplanungsrevision auf. Um denkmalpflegerischen Grundsätzen zu genügen, müssten die ins Inventar aufgenommenen Gebäude nicht nur äusserlich, sondern auch in ihrem Inneren dokumentiert, untersucht, beschrieben und bewertet werden. Die Erstellung eines solchen Inventars ist entsprechend mit einem hohen zeitlichen und finanziellen Aufwand verbunden. Tatsache ist, dass in den letzten Jahrzehnten in der Praxis eine Vielzahl von Inventaren entstand, welche das Kriterium der «Innensicht» nicht erfüllten. So basierten die im Generellen Gestaltungsplan getroffenen Schutzvorkehrungen letztlich vielfach auf unzureichenden Grundlagen. Die Hauptursache für diese aus denkmalpflegerischer Sicht unerfreuliche Entwicklung war, dass die Gemeinden nicht bereit waren, die Kosten für ein flächendeckendes Inventar zu tragen, da bei der durchschnittlichen «Lebensdauer» einer Ortsplanung von 10 bis 15 Jahren bloss bei ein paar Bauten mit einer Verwendung der im Inventar enthaltenen Information gerechnet werden konnte, nämlich in Verbindung mit einem Baugesuch.

Im Zusammenhang mit der Ausarbeitung des neuen Raumplanungsgesetzes, das am 1. November 2005 in Kraft treten wird, wurde nach einer Alternative zum Sied-

lungsinventar gesucht, die den Bedürfnissen der kantonalen Baubehörden und jenen der Denkmalpflege gerechter würde. Ausgehend von einer Idee von Christoph Zindel (Amt für Raumplanung) wurde ein zweistufiges Verfahren entwickelt: So soll bei einer Ortsplanungsrevision als erstes eine Siedlungsanalyse vorgenommen werden. Auf deren Basis werden schützenswerte Bereiche und Objekte im Generellen Gestaltungsplan festgelegt. Zu den Bauten in den Schutzbereichen und zu geschützten Einzelbauten muss vor Beginn der Planung eines Bauvorhabens ein Gebäudeinventar erstellt werden, aufgrund dessen die zuständigen Behörden, unterstützt von Fachleuten, den Schutzzumfang festlegen.

Für die Gemeinde liegt der Vorteil eines solchen Verfahrens darin, dass die Inventarisierung zielgerichtet erfolgt, also nur dort, wo sie als Entscheidungsgrundlage benötigt wird. Für die Denkmalpflege wiederum wird mit diesem Vorgehen sichergestellt, dass die jeweiligen Objekte anhand einer differenzierten Charakterisierung des Äusseren und des Inneren beurteilt werden.

Die gesetzlichen Grundlagen

Die im neuen Raumplanungsgesetz für den Kanton Graubünden (KRG) vom 6. Dezember 2004 den oben beschriebenen Sachverhalt betreffenden Artikel lauten wie folgt: «Siedlungsbereiche und Einzelbauten von besonderer künstlerischer, historischer, architektonischer oder landschaftsprägender Bedeutung werden gestützt auf Siedlungsanalysen oder andere Grundlagen als generell geschützte Siedlungsbereiche und Einzelbauten in den Generellen Gestaltungsplan aufgenommen (geschützte Objekte).» (KRG Art. 43, Abs. 1)

In einem ersten Schritt wird also die Struktur der Siedlung analysiert. Eines der Resultate ist die Festlegung von Siedlungsbereichen und Einzelbauten, in, bzw. bei denen vor einem Bauvorhaben inventarisiert werden muss:

«Bauliche Änderungen an geschützten Objekten werden nur gestützt auf ein Gebäudeinventar bewilligt. Dieses ist vor der Ausarbeitung der Projektpläne zu erstellen und bildet die Grundlage für die Festlegung der zulässigen baulichen Änderungen und allfälligen Erhaltungsanordnungen in der Baubewilligung.» (KRG Art. 43, Abs. 2)

Der Gesetzestext drückt das zweistufige Vorgehen deutlich aus. Die Siedlungsanalyse legt die geschützten Bereiche bzw. Einzelbauten fest. Das Gebäudeinventar untersucht diejenigen Objekte, bei welchen eine genaue Abklärung des Schutzzumfangs notwendig wird, weil eine Bauabsicht besteht. Art. 74 Abs. 1 und 2 des neuen KRG konkretisiert den Einsatz des Gebäudeinventars im Baubewilligungsverfahren: «Bauliche Änderungen an geschützten Objekten unterliegen der Gestaltungsberatung. Die Bauabsichten sind vor Einreichung der Projektpläne der für die Bewilligung zuständigen Behörde bekannt zu geben. Diese legt zusammen mit der Bauherrschaft und den Fachleuten für Fragen der Baugestaltung, gestützt auf die Schutzziele gemäss Siedlungsanalyse und das Gebäudeinventar, die Erhaltungsanordnungen im Einzelnen fest. Liegt für das betroffene Objekt noch kein Gebäudeinventar vor, veranlasst sie die Inventarisierung. Bauliche Änderungen werden bewilligt, wenn sie die Erhaltungsanordnungen berücksichtigen. Die Bewilligung kann mit entsprechenden Auflagen verknüpft werden.»

Das Gebäudeinventar wird also mit dem

Verfahren der Gestaltungsberatung gekoppelt. Die Baubehörde legt zusammen mit der Bauherrschaft und dem Bauberater bzw. der DPG die Erhaltungsanordnungen für das betroffene Gebäude fest. Das Gebäudeinventar informiert die in das Verfahren involvierten Personen über die Qualitäten des Objekts.

Das Konzept

Das Konzept zum Gebäudeinventar wurde in den Jahren 2003 und 2004 durch das Team Grundlagen der DPG entwickelt. Involviert in das Projekt, das unter der Leitung des Verfassers stand, waren die beiden Zivildienst leistenden Architekten Roger Graf und Peter Näf sowie die Architektinnen Heike Buchmann und Astrid Offergeld, die zur fraglichen Zeit ein Praktikum bei der DPG absolvierten. Roger Graf leistete – von der Konzeptskizze bis zur fertigen Page-maker-Vorlage – Wesentliches zur Entwicklung des Produktes, während die übrigen Beteiligten Graf bei seiner Arbeit unterstützten, das Konzept an konkreten Beispielen erprobten und ihre dabei gesammelten Erfahrungen in Feinkorrekturen ummünzten.

Das Gebäudeinventar hat zwei methodische Ausgangspunkte: Zu nennen sind zum einen die Siedlungsinventare der Denkmalpflege, beginnend bei Peter Zumthors Arbeit zu Castasegna (1981) bis hin zu den kürzlich erschienenen Inventaren zu den Gemeinden S-chanf (1998) und Untervaz (2003) sowie den in Bearbeitung stehenden von Lumbrein, Tschlin und Cinuoschel, Susauna. Die einzelnen Bauten werden dort jeweils in Text, Plan und Bild vorgestellt. Zu bemerken ist, dass die Qualität der Abbildungen im Zuge der EDV-Revolution

ständig zunahm und der Detaillierungsgrad der Pläne wie auch der Umfang der Texte in den einzelnen Inventaren stark variiert; letzterer schwankt zwischen zehn Zeilen und drei Seiten.

Der zweite Ausgangspunkt ist ein in der Disziplin Architektur weit verbreitetes Instrument, das sogenannte Raumbuch. Darin werden die einzelnen Räume eines Baues ausführlich dokumentiert und beschrieben. Ein Beispiel aus der Praxis der Denkmalpflege ist das von Markus Fischer im Jahr 2000 im Rahmen eines Praktikums erstellte Raumbuch zu Schloss Tagstein in Masein.

Die Anforderungen an ein Gebäudeinventar können folgendermassen formuliert werden:

1. Vollständigkeit: Das Gebäudeinventar behandelt sämtliche Räume und sämtliche Fassaden eines einzelnen Baus. Es beschreibt zudem Situation und Lage des Gebäudes sowie dessen Umgebung, inkl. allfälliger Nebenbauten und -anlagen.

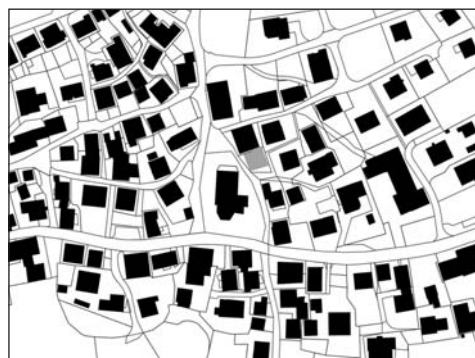


Abb. 152: Gebäudeinventar. Lumbrein, Kartenausschnitt. Der Plan verdeutlicht die Lage von Haus Nr. 111 am Kirchenvorplatz und sein bergseitiges Angrenzen an ein Nachbarhaus. Mst. 1:4000.

2. Bild, Plan, Text: Das Gebäudeinventar nutzt die Medien «Bild», «Plan» und «Text». Der Text gliedert sich in eine stichwortartige Auflistung der grundlegenden Elemente einer Einheit (Raum, Fassade) und einen laufenden Text, in welchem der Raum zusammenfassend beschrieben wird. Die Bilder geben einen Überblick über die Räume und weisen auf wertvolle Details und Eigenheiten hin. Die Pläne – zumindest die Situation und die Grundrisse aller Geschosse sind hier erforderlich – verschaffen einen Überblick über die Gliederung des Hauses und geben Auskunft über dessen Typologie und seine Bezüge zur Umgebung.

3. Übersichtlichkeit und Lesbarkeit: Das Gebäudeinventar soll auch Laien zugänglich sein, deren Kenntnisse zum Bau erweitern und ihr Verständnis für die Werte und das Potential des Objekts erweitern. Gleichzeitig muss das Inventar auch höheren Ansprüchen genügen, insofern es als Grundlage für Projektierung, Projektbeurteilung und Objektbewertung und darüber hinaus



Abb. 153: Gebäudeinventar. Ardez, Kartenausschnitt. Das Haus Nr. 120 ist mit der Hauptfassade gegen eine platzartige Erweiterung unterhalb der Durchgangsstrasse ausgerichtet und besitzt vor seiner Südfassade als Freiraum einen Garten. Mst. 1:4000.

auch als Ausgangspunkt für weitere, tiefer greifende Recherchen zu dienen hat.

Aus der Sicht der Denkmalpflege wird ein solches Inventar dem Bereich der Grundlagenforschung zugeordnet. Im Zentrum stehen die Dokumentation des Gebäudes und das Festhalten der wesentlichen, das Objekt prägenden Elemente. Konkrete Schlussfolgerungen bezüglich Umbauvorhaben werden bewusst ausgeklammert. Sie sollen erst aus dem Studium des Gebäudeinventars gezogen werden.

Aufbau eines Gebäudeinventars

Am Beispiel einiger Seiten aus den Gebäudeinventaren eines Patrizierhauses in Ardez (Haus Nr. 120) und eines Bauernhauses in Lumbrin (Haus Nr. 111) soll der Aufbau eines Gebäudeinventars näher erörtert werden.

Situation

Am Anfang eines Gebäudeinventars steht jeweils ein Kartenausschnitt im Maßstab 1:25 000 sowie ein Ausschnitt aus dem Katasterplan (Abb. 152 und 153). Damit wird die Lage des Objekts im Plan dargestellt. Dazu kommen die «Koordinaten» des Baus: Gemeinde, Adresse, Gebäudeversicherungsnummer, Angaben zur Datierung, zur Bauzone und zum Schutzstatus sowie ein Text, der die Lage des Baus im Ortsbild und die das Gebäude umgebenden Freiräume beschreibt.

Äusseres

Im Kapitel zum Äusseren werden die Fassaden bildlich dargestellt und beschrieben. Sind Fassadenpläne vorhanden, werden die

se integriert. Der Aufbau der Beschreibung soll pragmatisch an die jeweiligen Verhältnisse angepasst werden. So fehlt etwa im Lumbriner Beispiel die Erläuterung der Nordfassade, da das Haus in dieser Richtung direkt an das Nachbargebäude grenzt; beim Objekt in Ardez wiederum wird im Sinne von Unterkapiteln zwischen Wohnhaus und Stallscheune unterschieden.

Ein Vergleich zwischen den beiden abgebildeten Hauptfassaden (Abb. 154 und 155) macht deutlich, dass das Gebäudeinventar



Abb. 154: Gebäudeinventar.
Lumbrin, Haus Nr. 111.
Südfassade.



Abb. 155: Gebäudeinventar.
Ardez, Haus Nr. 120. Ost-
fassade.

**Das Gebäudeinventar: Ein
neues Instrument für den Um-
gang mit historischen Bauten**

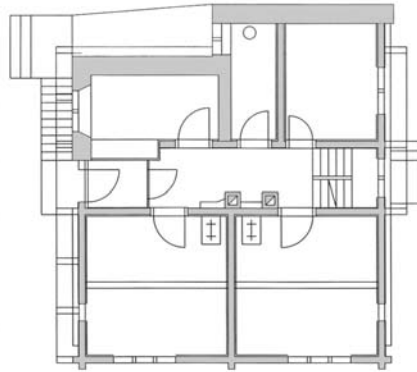


Abb. 156: Gebäudeinventar. Lumbrin, Haus Nr. 111. Grundriss Erdgeschoss. Der Plan lässt deutlich zwei unterschiedliche Konstruktionsweisen erkennen: Zwei Strickkuben liegen vor einem Mittelkorridor, welcher diese und die teilweise noch im Mauerwerk sitzenden rückwärtigen Räume (Küche und ehemaliger Vorratsraum) erschliesst. Mst. 1:250.

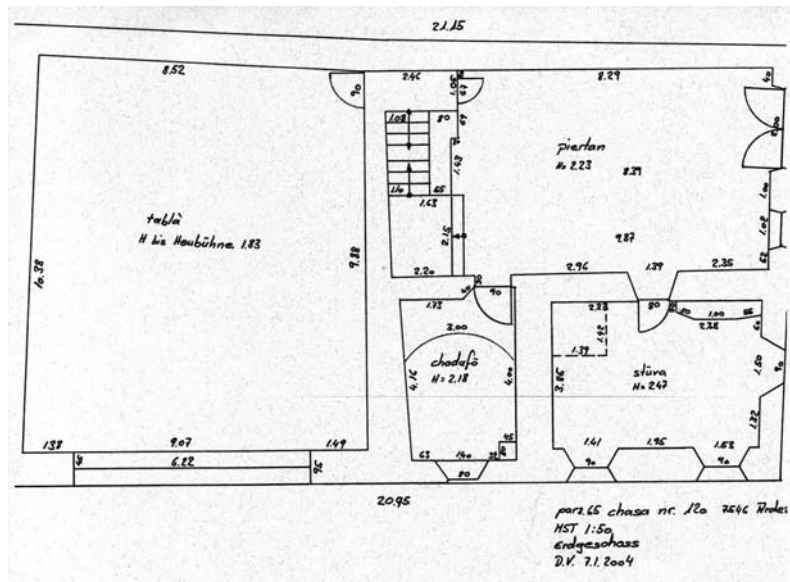


Abb. 157: Gebäudeinventar. Ardez, Haus Nr. 120. Grundriss Erdgeschoss. Man erkennt die ehemalige Durchfahrt in die Scheune, den Piertan, über den auch die Stube und die Küche erschlossen werden. Dieser Raum, im Oberengadin Sulèr genannt, ist der prägende Bestandteil des regionalen Bauernhaustypus. Mst. 1:200.

verschiedenartige Bautypen abdecken muss. Dies ist nur mit einer relativ einfachen und daher flexiblen Grundstruktur möglich. Im Gebäudeinventar zum Haus von Lumbrin etwa erscheinen unter «Äusseres» drei thematische Kapitel, welche sich speziellen Eigenheiten widmen, nämlich den Fenstern, den variantenreich verzierten Pfettenköpfen und den Lauben. Solche thematischen Seiten können auch bei der Beschreibung des Inneren notwendig werden, wenn etwa die Decken oder die Ausstattung (Truhen, Schränke, Öfen) für das Gebäude prägend bzw. von hoher Qualität sind.

Auch wenn das Kapitel zum Äusseren logischerweise am Anfang eines Gebäudeinventars steht, werden die Fassaden im Arbeitsablauf vorzugsweise nach den Aufnahmen im Inneren beschrieben, prägt doch das Innenleben eines Baus in jedem Fall die Gliederung des Äusseren mit.

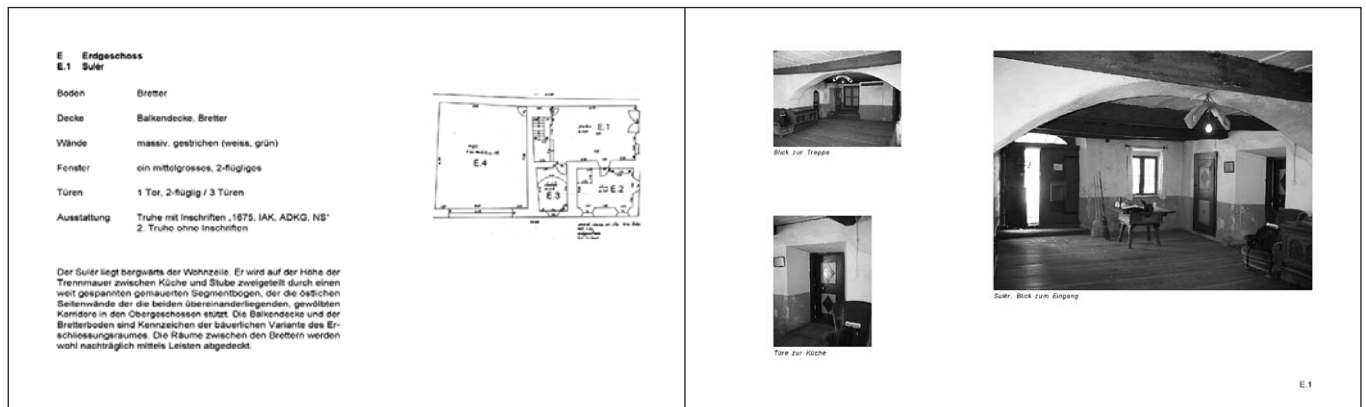
Die Geschosse

Vor der Beschreibung der einzelnen Räume steht ein Überblick über deren geschossweise Anordnung und ihre Beziehungen untereinander mittels Plan und Text (Abb. 156 und 157).

Auch hier drängt es sich selbstverständlich auf, zuerst die einzelnen Räume zu beschreiben und auf der Basis der gewonnenen Erkenntnisse den Text zum Geschoss zu formulieren.

Einzelräume

Die Einzelräume werden mittels des Geschossplans lokalisiert. Stichworte geben Angaben zur Beschaffenheit von Boden, Decke, Wänden, Fenstern, Türen und Ausstattung. Ein laufender Text charakterisiert



den Raum und Fotos dokumentieren ihn (Abb. 158). Die Basiseinheiten zu den Räumen sind jeweils als Doppelseite angelegt. Weniger bedeutende, einheitlich gestaltete Räume wie z. B. Technik-, Tank- und Stauräume im Kellergeschoss, können auf einer Doppelseite gemeinsam dargestellt werden. Ein solches abgekürztes Verfahren drängt sich auch auf bei Einbauten in historischen Räumen oder bei einheitlich gestalteten Räumen (z. B. Hotelzimmer). Einem Raum mit einer besonders reichen Ausstattung kann dafür doppelt oder dreimal so viel Platz wie üblich zugeordnet werden. Wichtig ist, dass das Inventar alle, also auch bescheidenere Räume umfasst; bei Umnutzungen und Umbauten gilt es häufig, das Bad oder die Haustechnik in einem weniger wertvollen Raum unterzubringen, um so die Substanz zu schonen und die Struktur des Baus nicht gravierend zu beeinträchtigen.

Anhang

Im Anhang können Quellentexte, Auszüge aus der Sekundärliteratur oder ähnliches angefügt werden. Zudem werden hier die verwendeten Quellen und die benutzte Sekundärliteratur verzeichnet.

Das Gebäudeinventar erfüllt neben seiner im Kantonalen Raumplanungsgesetz festgehaltenen Funktion noch weitere Aufgaben: Es informiert den Eigentümer ausführlich über den kulturhistorischen Wert seines Besitzes, es dient als Unterlage für Subventionsgesuche an Bund und Kanton und es ist eine Quelle für die Hausforschung. Ein Exemplar – dies entspricht zumindest der Absicht des Verfassers – sollte jeweils im entsprechenden Haus an einem sichtbaren Ort aufbewahrt werden. Es soll die Beziehung des Eigentümers zu seinem Gebäude stärken. Es ist wichtig, dass die Eigentümerschaft das Gebäudeinventar Freunden, Nachbarn, Verwandten und vor allem ihren Söhnen und Töchtern zeigen kann. Auf diese Weise wird das Wissen zum und das Verständnis für das Gebäude verbreitet und es entsteht ein Diskurs über die alte Bausubstanz, die Struktur, die Eigenheiten der Räume. Dadurch wird das Gebäudeinventar von einem raumplanerischen Mittel zu einer nachhaltigen erhaltenden Massnahme.

Abb. 158: Gebäudeinventar. Auszug aus dem Gebäudeinventar zum Haus Nr. 120 in Ardez, Doppelseite zum Sulèr im Erdgeschoss.

Abbildungsnachweis

- ADG: Abb. 1-3, 11-22, 29-35, 38-41, 44-59, 104-107
- Allemann Remo, Splügen: Abb. 65
- Archiv Heini Dalcher, Sissach BL: Abb. 131, 133
- Badrutt Andrea, Chur: Abb. 81, 83-89
- Bauhütte Müstair: Abb. 4-10, 24, 66
- Beigbeder Olivier: Elfenbein. Erlesene Liebhabereien.
Frankfurt a. M., 1965, S. 53: Abb. 76
- Bischöfliches Archiv, Chur: Abb. 42
- Bruni Devis, Mesocco: Abb. 121
- Bündner Vereinigung für Raumplanung (BVR), Chur: Abb. 114
- Clavadetscher Otto P./Meyer Werner: Das Burgenbuch von
Graubünden, Zürich/Schwäbisch Hall 1984, Abb. S. 162: Abb. 94
- Comet Photoshopping GmbH, Zürich: Abb. 108
- Dalcher Heini, Sissach BL: Abb. 136
- Degonda Lucia, Zürich: Abb. 61, 62
- DPG: Titelbild, Abb. 96-103, 110, 112, 113, 115-120, 122-124, 134,
135, 138-140, 152-155, 157, 158
- Egert René, Bonaduz: Abb. 90-93
- Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege, Bern: Abb. 68
- Fachhochschule beider Basel (FHBB), Abteilung Architektur,
Muttens BL: Abb. 156
- Fasani Ivano, Mesocco: Abb. 63
- Fleischer Lukas, Weinfelden TG: Abb. 132, 137
- Foto Tiara, Chur: Abb. 95, 109, 111
- Führer Reto, Felsberg: Abb. 60
- Gaborit-Chopin Danielle: Elfenbeinkunst im Mittelalter, Fribourg,
1978, S. 156: Abb. 75
- Gustin Claudio, Sta. Maria V.M.: Abb. 148-151
- Jüngling Dieter, Chur: Abb. 69
- KdmGR V, Abb. 401: Abb. 23
- Kilchenmann Beat, Zizers: Abb. 141-146
- Mareischen Curdin, Savognin: Abb. 82
- Pajarola Otto, Andeer: Abb. 125-130
- Plattner Thomas, Basel: Abb. 64
- Privatbesitz, Chur: Abb. 71
- Rampa Ivano, Pratval: Abb. 72-74, 77-80
- RM: Abb. 43
- Schreich-Stuppan Hans-Peter, Sta. Maria V.M.: Abb. 25
- Studer Walter, ETH-Zürich: Abb. 33
- Sulser Walther/Claussen Hilde: Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Band 1, Zürich 1978, 20, 21, 24: Abb. 26-28
- Tomamichel Franz, Zürich: Abb. 70
- Vassilaki Maria (Hrsg.): Mother of God, Representations of the Virgin in Byzantine Art. Benaki Museum, Athen, Skira editore. Mailand 2000, Abb. 56: Abb. 36
- Vassilaki Maria (Hrsg.): Mother of God, Representations of the Virgin in Byzantine Art. Benaki Museum, Athen, Skira editore. Mailand 2000, Abb. 112: Abb. 37
- Vital + Schild, Chur: Abb. 147
- Zemp Joseph/Durrer Robert: Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden (Kunstdenkmäler der Schweiz. Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung Historischer Kunstdenkmäler, Neue Folge, Bände V [1906], VI [1908] und VII [1910]), Genf 1910, Tafel XXVI: Abb. 67

Allgemein

ADG	Archäologischer Dienst Graubünden
DPG	Denkmalpflege Graubünden
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule
LK	Landeskarte
N	Nord
RM	Rätisches Museum, Chur

Literatur

ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde
BM	Bündner Monatsblatt
CNI	Corpus Nummorum Italicorum. Catalogo generale delle Monete Medievali e Moderne. Rom 1914.
HA	Helvetia Archaeologica
Jb ADG DPG	Jahresberichte Archäologischer Dienst und Denkmalpflege Graubünden
JbSGU/JbSGUF	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte/Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
KdmGR	Poeschel Erwin: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Bd. I-VII, Basel 1937-1948
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte

**Adressen der
Dienststellen/AutorInnen**

Archäologischer Dienst Graubünden
Schloss Haldenstein
CH-7023 Haldenstein
Tel. 081 354 94 14
Fax 081 354 94 24
E-Mail: info@adg.gr.ch

Autoren ADG: Caduff Bruno, Clavadetscher Urs,
Janosa Manuel, Liver Alfred, Rageth Jürg, Seifert Hans,
Seifert Mathias

Denkmalpflege Graubünden
Loestrasse 14
CH-7000 Chur
Tel. 081 257 27 92
Fax 081 257 21 69
E-Mail: info@dpg.gr.ch

AutorInnen DPG: Buchmann Heike, Carigiet Augustin,
Mattli Peter, Nay Marc Antoni, Rutishauser Hans

Egert René
Gassa Sableun 4
CH-7402 Bonaduz
Tel. 081 641 35 21
Fax 081 630 24 02
E-Mail: r.egert@bluewin.ch

Goll Jürg
Bauhütte Kloster
CH-7537 Müstair
Tel. 081 858 56 62
Fax 081 858 62 92
E-Mail: goll@arch.ethz.ch

Gustin Claudio
CH-7536 Sta. Maria V. M.
Tel. 081 858 53 05
E-Mail: cgustin@bluewin.ch

Rampa Ivano
Pro da Cavals A
CH-7415 Pratval
Tel. 081 655 14 17
E-Mail: rampa.ivano@freesurf.ch

Schreich-Stuppan Hans-Peter
Pravenda evangelica
CH-7536 Sta. Maria V. M.
Tel. 081 858 51 55
Fax 081 858 51 55
E-Mail: hans-peter.schreich@gr-ref.ch

Studer Walter
Huttenstrasse 52
CH-8006 Zürich
Tel. 01 261 05 63
E-Mail: studer@arch.ethz.ch

Zeittabelle

	Zeitstufen	Merkmale	Ausgewählte Fundstellen
-14000			
-10000	Altsteinzeit (Spätpaläolithikum)	Jäger, Sammler	Chur, Marsöl
-6000	ältere	Jäger, Sammler	Mesocco, Tec Nev
	jüngere		Mesocco, Tec Nev
-5500			
-5000	frühe	Sesshaftigkeit, Ackerbau, Viehzucht, Gefässe aus Ton, Kupfer, Rad	Mesocco, Tec Nev
	mittlere		Zizers, Friedau
	späte		Chur, Areal Ackermann Castaneda, Pian del Remit Tamins, Crestis Untervaz, Haselbodensenke
-4000			
-2200			
-1550	frühe	Bronze, Glas	Savognin, Padnal
	mittlere		Lumbrein, Crestaulta St. Moritz, Mauritiusquelle
	späte		Chur, Sennhof/Karlihof Scuol, Munt Baselgia
-1300			
-800			
-450	ältere	Eisen, Geldwirtschaft, Fürstensitze	Tamins, Unterm Dorf
	jüngere		Chur, Areal Ackermann Castaneda, Dorf Lantsch/Lenz, Bot da Loz
-15			
400	Römische Epoche	Mörtel, Bodenheizung	Chur, Welschdörfli Riom-Parsonz, Cadra
800	Frühmittelalter	Kirchen, Klöster	Chur, St. Stephan Castiel, Carschlingg Müstair, Kloster St. Johann Tumegl/Tomils, Sogn Murezi
1200	Hochmittelalter		Waltensburg/Vuorz, Burg Jörgenberg Zillis-Reischen, Kirche St. Martin Mesocco, Castello
1500	Spätmittelalter	Burgen	Marmorera, Burg Marmels Fürstenau, Haus Stoffel
	Neuzeit	Schlösser	Haldenstein, Schloss